

491

ROSENSTOCK-HUESSY

---

SOZIOLOGIE

DIE ÜBERMACHT DER RÄUME



EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

# SOZIOLOGIE

Erster Band: Die Übermacht der Räume

Zweiter Band: Die Vollzahl der Zeiten

W. KOHLHAMMER VERLAG

STUTT GART BERLIN KÖLN MAINZ

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

# DIE ÜBERMACHT DER RÄUME

Zweite, durchgesehene Auflage

W. KOHLHAMMER VERLAG  
STUTT GART BERLIN KÖLN MAINZ



*„Man kann auch dadurch vom rechten Wege abkommen,  
daß man zu lange auf dem geraden Pfade bleibt.“*

Theodor Mommsen, Römische Forschungen II, 25

Vix denique invenies ullam terram quam etiam nunc indigenae colant;  
permixta omnia et insiticia sunt; alius alii successit;  
hic concupivit quod illi fastidio fuit; ille unde expulerat, eiectus est.  
Ita fato placuit nullius rei eodem semper loco stare fortunam.

Kaum findest du irgend ein Land, das auch jetzt noch von seinen Eingeborenen  
bebauet wird; durcheinandergemischt ist alles und aufgepfropft;  
einer ist dem anderen nachgerückt; der eine hat nach dem gegiert,  
dessen der andere überdrüssig war; jener ist dort herausgejagt,  
von wo er ausgetrieben hatte.

So hat es der Ursatzung beliebt: keines Dinges Los für immer an einem Orte.

Seneca ad Helviam matrem de consolatione c. 7

2., durchgesehene Auflage

Alle Rechte vorbehalten. © 1956 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart Berlin Köln Mainz.  
Verlagsort: Stuttgart. Einbandgestaltung: Hans Hermann Hagedorn. Gesamtherstel-  
lung: W. Kohlhammer GmbH Stuttgart 1968. Printed in Germany. 72041

## VORWORT

Was erwarten Leser von einer Soziologie? Nachträglich stelle ich mir diese Frage. Erst mußte ich das Buch schreiben. Aber nun hoffe ich freilich, daß etwas im Leser auf dies Buch harret.

Bei Lehrbüchern ist das nicht der Fall. Denn hier gibt es ein bekanntes Fach und Lehrlinge greifen nach der zwischen Meistern des Faches gültigen Lehre.

Dies Buch ist wohl weder als private Eingebung noch als Fachlehrbuch einzustufen. Damit teilt es das Los der Soziologie selber. Es ist noch nicht entschieden, ob es sich bei ihr um eine unter den vielen eingebürgerten Wissenschaften handelt, oder ob in ihr eine durchaus neue Grundstruktur zur Sprache kommt.

Das Buch ist zuerst als inneres Gesicht erfaßt worden. Zehn Jahre später hat es sich zu dem Namen Soziologie bekannt. Weitere dreißig Jahre aber sind seine Lehren ohne diese Etikette gelehrt worden.

Heute hoffe ich, und meine Freunde hoffen es vielleicht noch mehr als ich, daß sich inzwischen die Erwartungen der Leser gesteigert haben und das soll heißen, daß sie sich in der Tat heut nach Gesellschaftsordnung sehnen. Denn Gesellschaftsordnung muß der suchen, den eine Soziologie befriedigen soll.

Weil ich mich nach einer Ordnung für die Gesellschaft sehnte, habe ich am Ende sogar meinen Frieden mit dem Namen Soziologie gemacht. Das muß ich hier erzählen.

Der erste Entwurf überfiel mich im Heeresdienst an der Front 1915, als ich die Kaisergeburtstagsrede der Truppe gehalten hatte und mir mein Kommandeur hinterher sagte, ich sei doch wohl der einzige wirkliche Monarchist in unserer Truppe. In der Erregung dieser moralischen Krise wandte ich mich „An die Kriegsteilnehmer aller Länder“ in Gedanken; der Grundriß ist in dem Briefwechsel „Judentum und Christentum“ zwischen Franz Rosenzweig und mir (Briefe, Schocken Verlag, Berlin 1935) abgedruckt. Der jetzige Plan aber entstand zehn Jahre später auf die Bitte des Herrn Walter de Gruyter, der für seinen Verlag eine Soziologie in zwei Bänden bestellte. Der Schreck war diesmal fast so groß wie 1915. Denn da war er nun, der gefürchtete Name „Soziologie“. Mein Inneres hatte diesen Namen bis dahin in den tiefsten Winkel verbannt. Der Bann, den Heinrich von Treitschke 1858 über die Gesellschaftswissenschaft ausgesprochen hatte, war mir von allen meinen Lehrern übermittelt worden. Deutsche redeten von Staat und Kirche und Gemeinschaft und Bund. Die Gesellschaft aber wurde von den seichten Französlingen oder den bösen Marxisten behandelt. Die Verketzerung war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Meine Ent-

würfe waren mir niemals auch nur von weitem als Soziologie erschienen. Ich kann beschwören, daß ich vor Herrn de Gruyters Anfrage nicht gewußt habe, ich sei längst den Matrizen von Philosophie und Theologie entwachsen und laufe in den Augen der Welt als Soziologe herum.

Das wurde nun mit einem Schlage anders. Ich entsprach de Gruyters Vorschlag, und ich fand es möglich, von meinen inneren Gesichtern eine Brücke zu den üblichen Erwartungen der Leserwelt zu schlagen. Aber ich appellierte noch an mein eigenes altes Interesse als Sozialpolitiker und als Historiker und nannte den ersten Band „Die Kräfte der Gemeinschaft“, und der zweite sollte heißen: „Die Mächte der Geschichte“. Wäre er gleich mit dem ersten 1925 erschienen, so wäre mein Vorhaben vielleicht verstanden worden. So aber versäumte ich jeden Appell an Liberale und Marxisten, das heißt an die einzigen, die damals Soziologie lasen. Und ich redete an den Fachleuten vorbei, die damals die Soziologie wie eine der bestehenden Geistes- oder Naturwissenschaften behandelt sehen wollten . . . Um meinem Ungeschick die Krone aufzusetzen, ließ ich das neue Wege einschlagende Buch ohne jede Vorrede. So konnte kein Rezensent wissen, was ich mit dem Bande im Schilde führe.

Ich muß das diesmal sühnen, auf die Gefahr hin, die Sache nur noch schlimmer zu machen. Mich verwarnt meine Erfahrung mit meinen Vorworten, seit jenem für „Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 918 und 1250“, von 1914, weil in ihm dem Gesslerhut der Zunft nicht Reverenz erwiesen wurde.

Ich erläutere also erst, was wohl beim Namen „Gesellschaftsordnung“ im Leser aufklingt; hernach, wo ich „der Regeln Gebot“ gelernt zu haben meine.

Erwartet nicht der, der nach einer Soziologie greift, aus der verwirrenden Fülle der gesellschaftlichen Erscheinungen aufzutauchen? „Plus ça change, plus c' est la même chose“, sagen Franzosen von ihren Kabinettskrisen. Ich selber bin Berliner. Die Stadt Berlin hat in 150 Jahren unter 15 verschiedenen Verfassungen existiert. Daher erwarten wir von einer Soziologie Klarheit über die herrschende Unordnung und Gesetze der Kriege und der Krisen, so wie ich sie für die Ausbildung der Volkscharaktere in den Europäischen Revolutionen (Neue Ausgabe Stuttgart 1953), vorgelegt habe. Während also Paracelsus Theophrastus von Hohenheim in hellem Entzücken das Weltalter der Naturforschung einläutete, indem er ausrief: „Ich erwandere das Buch der Natur und wende mit meinen Füßen seine Blätter um“, so verheißt die Soziologie ihren erschrockenen Lesern eine Ordnung der ihn überwältigenden sozialen Ereignisse, damit die Seiten des Buchs der Gesellschaft nicht über ihm zusammenschlagen. Entzücken und Erschrecken; Natur und Gesellschaft gehen von entgegengesetzten Erfahrungen aus. Die Natur läßt sich erwandern. Wie aber kommt man zu den Müttern, zu den Matrizen der Gesellschaft? Wo lernen wir, uns der Überwältigung zu erwehren? Wo lernen wir das Fürchten? Wo verlernen wir es? Dazu müßte ich vielleicht eine Autobiographie verfassen, und gute Freunde wie Arnold Bergsträsser und C. J. Friedrich haben mir das geraten. Aber solange

nicht einmal meine Grundlehre – das Sprachbuch – einen Verleger findet, ist dazu nicht die Zeit. Für dies Vorwort genügt auch viel weniger. Denn schließlich, wenn es um die Kraft geht, sich nicht hin- und herreißen oder überwältigen zu lassen, so ist die Lehre nicht so schwer zu entdecken. Wen etwas überwältigt, der kann nicht sagen, was ihm widerfährt. Wir erwehren uns nämlich erst im Worte dessen, was uns zu überfluten droht. Gesellschaftsordnung nimmt also die Gestalt der Soziologie, d. h. ihrer Wortwerdung an, wenn immer Unordnung uns umzuwerfen droht. Um also sprachmächtig zu werden, mußte ich unter Drohungen sprachmächtig werden. Und dem Leser ist es ja wohl nicht anders ergangen. Philologen erlernen Latein und Griechisch und Hebräisch und Spanisch und Chinesisch. Wir Philonomen aber, wir Freunde der ausgesprochenen Ordnung, lernen statt der räumlichen Sprachen die Sprachen der Gebieter unseres Alltages und unserer Festtage, des Krieges und des Friedens, der Arbeit und der Spiele. Wie lernte ich diese sprechen? Sprechen lernt nur der, der in Reih und Glied eines ausdrücklichen Lebensgebietes dient. Kriegssprache lernt sich im Heere, Friedenssprache prägt uns der Gottesdienst ein. Die Bereiche der technischen Arbeit, die ich in Unordnung und in sprachloser Mechanik fand, habe ich durch mein ganzes Leben hindurch aussprechbar zu machen getrachtet. Und Freundschaftsdiensten verdankt dies Buch selber in einem ganz ungewöhnlichen Umfange seine Wiedergeburt.

Da meine Ausbildung durch diese vier Dienste eine recht eindringliche gewesen ist, so bitte ich ungeduldige Leser, die folgenden Einzelheiten zu überschlagen; mir selber scheinen sie wesentlich.

Wer im Ganzen sechs Jahre Uniform trägt (anderthalb Jahre im Frieden und viereinhalb Jahre im Kriege), der wird auf das gestoßen, was alle neuzeitliche Philosophie und Philologie nicht wahr haben wollten: daß der Imperativ dem Indikativ vorausgeht, und daß Gehorsam und Befehl die ersten Äußerungen sind, dank deren die uns zur Verzweiflung bringende Unordnung bewältigt wird. Die Welt des Kriegers fängt weder mit seinem Willen noch mit seinen Gedanken an. Weder Spinoza noch Thomas von Aquino begegnen seiner Not. Die Welt im Kriege empfängt ihren Sinn aus der befohlenen Aufgabe meines Willens und meines Vorstellens. An die Stelle beider tritt die reine Freiwilligkeit. Die gesellschaftliche Unordnung, in der ich jeden Tag, ja jeden Augenblick selber wollen und selber vorstellen soll, diese Welt zahlloser Willen und zahlloser Vorstellungen, ist „kriegsunfähig und pluralistisch“. Im Heer von Freiwilligen ist ein wunderbarer Singular erreicht. Uns geschlechtlich geteilten Wesen geht dieser Singular sonst ab. Die Weiber und der Beruf, das Spiel und die Politik zerreißen uns. In der Uniform wird uns Gewalt angetan: Die Gewalt der Ordnung. Da wir hier von Gesellschaftsordnung handeln, so ist dieses Bruchstück davon – Ordnung – ein recht wesentliches Lernstück. Die Disziplin im Heere war wirksame Ordnung; Sieg bewährte sie. Meine Leute schrieben an ihr Quartier: Hier herrscht Ordnung.

Aber es war auch unnatürliche, widernatürliche Ordnung, weil sie die Geschlechter zerriß. Man lernt also da auch den Preis, den die unentbehrliche Ordnung, nun eben die Ordnung um jeden Preis, kostet.

Fascismus und Kommunismus, Militarisierung der Betriebe und Planwirtschaft sind Nachahmungen, die dem Soldaten nicht imponieren, der fern von seiner Frau, seinen Studien, seinen Freunden im Felde gestanden hat.

So viel sich im Heere über Ordnung lernen läßt, so wenig lernt sich dort über die Gesellschaft. Die ist nämlich das Gegenteil von Uniform. Ich habe über ihre Multiform ein besonderes Buch verfaßt, *The Multiformity of Man* (jetzt deutsch unter dem Titel *Der Unbezahlbare Mensch*, Berlin 1955). Die Vielfalt der Gesellschaft hat das neunzehnte Jahrhundert in die Verwirrung der Sozialen Frage gestürzt: Sollen wenige viel, viele wenig haben? Soll niemand etwas haben? Mir schien die Arbeitsteilung aber noch umfassender. Wie verschieden oder wie einerlei sollen wir denn leben? Das ist mir wohl aufgegangen, als ich die Schule wechselte. Ich war der Primus der Untertertia des Wilhelmsgymnasiums, auf das nur der kaiserliche Hof, die hohen Beamten und die Bankiers ihre Söhne schickten. Deshalb hieß es das Lackstiefelgymnasium. Aus knabenhaftem Trotz oder aus Sehnsucht nach Ernst – ich habe keine Ahnung, was es war – bestand ich auf einem Schulwechsel und so kam ich auf das als Schule großartige Joachimsthalsche Gymnasium. Da war die Provinz, die grausame Mark Brandenburg versammelt. Sie füllte das Internat. Wir Tagesschüler aus der Stadt waren zweiter Klasse. Auch lernte ich etwas über Altersklassen und Jugendbünde. Ich war nämlich zwei Jahre jünger als alle anderen Tagesschüler und der Beste. Natürlich durfte ich nie Primus werden, was ich übrigens auch heute noch – wie damals – in Ordnung finde. Denn von bloßen besten Schülern ist nicht viel zu halten. Ein reiferer hatte Primus zu sein.

Aber Scherz beiseite. Das Lackstiefelgymnasium und die märkische Fürstenschule rissen eine gesellschaftliche Kluft auf. Hier waren Gesellschaftsklassen, und sie hatten nichts mit dem Proletariat zu tun. Seitdem ist mir die Gesellschaft immer viel bunter erschienen als der Marxismus wahr haben will. Die Leiden der Kinder in den Fabriken Englands waren grauenhaft. Aber der Marxismus hat diese Leiden nicht beseitigt. Und die Unordnung der Gesellschaft endet da nicht. Meine Vorstellungen von ihrer Unordnung und Widernatur haben sich nie auf die Soziale Frage beschränkt. Ich würde das nicht erwähnen, hätte sich nicht gerade an diesem Punkte mein Schicksal entschieden. Und um kurz zu sein, will ich es in der dramatischen Zuspitzung sagen, die seltsamerweise sich wirklich zugetragen hat. Am 22. Januar 1905 begab sich der Rote Sonntag in St. Petersburg; das heißt Militär schoß auf Arbeiter unter dem Priester Gapon. Ich war sechzehn Jahre alt. Es hat sich ein Brief aus jener Zeit erhalten, in dem ich gleichzeitig den Sturz des Zarismus erwarte und meinen Abscheu vor der Revolution ausspreche. Wer jeden Tag in der Schule leidet und jeden Tag zu Hause glücklich spielt, der wird vielleicht diesen Widerspruch

fassen. Was untergangsreif ist, das wittert ein junger Mensch. Aber deshalb kann er doch den Vulkanausbruch abscheulich finden, der Menschen in die Bestien verwandelt, die den Untergang herbeiführen.

Eine Parteientscheidung in Konservativ oder Liberal, in Revolutionär oder Restaurateur ist mir seit 1905 unmöglich gewesen. Sozialist oder Kommunist zu werden – der Gedanke ist mir nicht einmal von fern nahe getreten. Als der edle Alfred Whitehead mir 1933 in den Vereinigten Staaten voran helfen wollte, legte er mir nahe, doch mit der Zukunft zu gehen und Kommunist zu werden. Da konnte ich ihm sagen, es sei zwar die soziale Frage das Weltthema des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, aber in den Weltkriegern habe sie aufgehört, die Hauptrolle zu spielen. Die Unordnung in der Gesellschaft breche jetzt an anderen Stellen und zwar nicht minder schmerzhaft hervor.

Dies alles nur zur Erläuterung eines guten Teiles meiner Lebensarbeit und jedenfalls des Teiles, der von mir Opfer gefordert hat, Opfer, die mir sehr schwer gefallen sind und von denen Dr. Oldham in seinem Vorwort zu der „Christian Future“ erzählt. Das, was geschaffen werden muß, das, was noch aussteht, hat den Vorrang. Und die Unordnung der Gesellschaft, die Sprachlosigkeit zwischen ihren Gliedern, hat mich aufgerufen, einem neuen Sonntag der Gesellschaft den Weg zu bahnen. Die Parteien verkünden Utopien oder Prinzipien. Der „dilemmatische Mensch“ – früher hieß er der Gläubige – lebt den Tag der Tage voraus in seinen Feiertagen. Der neue Sonntag der Gesellschaft muß die gespaltenen Klassen, aber auch die gespaltenen Ausdrucksformen ineinander stellen. An diesem Sonntag muß also gesungen, gearbeitet, gedacht und gestritten werden.

Darum muß dieser Sonntag eine ganze Weile dauern, etwa vier Wochen oder ein Vierteljahr. Und er muß natürlich entsprechend lange vorhalten: also etwa ein solcher „Sonntag“ alle fünf oder sechs Jahre wird uns nähren müssen. Der Dienst in unseren freiwilligen Arbeitslagern für Arbeiter, Bauern und Studenten, in Deutschland so gut wie in Amerika, stellt der Stück- und Lohnarbeit der Fabriken den Zusammenhang der Arbeit mit allen übrigen Lebensvorgängen entgegen.

So wie vordem die Stoa und die Kirche sich gegenüberstanden, so steht heut das Parteiprogramm mit seinen Idealen gegen die Vorwegnahme in Friedenslagern. Die Buntheit der Gesellschaft wird in den Lagern anerkannt, statt daß sie von den Parteiprogrammen reduziert wird. 1912 sprach ich diese Gedanken in einer Denkschrift an das preußische Kriegsministerium: Ein Landfriede, aus (gedruckt in Picht-Rosenstock, Im Kampf um die Erwachsenenbildung, 1926). 1916 habe ich dem Kriegsheer selber ein solches Stück Feiertag – an Stelle der grausigen vaterländischen Propaganda – abgerungen im Mannschaftshaus der 103. Division in der Champagne. 1919 trat ich bei Daimler in Untertürkheim ein, wo der Generalstreik Kaufleute, Ingenieure, Arbeiter gegenseitig zum Verstummen brachte. Wir gründeten daher die Daimler-Werkzeitung, in der

ich das „zur-Sprache-bringen“ lernte. Dann kamen zahlreiche Anläufe, wie meine Leitung der Akademie der Arbeit, bis in Schlesien und in Vermont Beispiele dieses neuen Feiertages ins Leben gerufen wurden. Dieser Arbeitsdienst also – und ohne ihn werden die Nationen nie zu einander finden – hat mich die ganze Weite der Gesellschaft in Rassen, Religionen, Altern, Geschlechtern zu ehren gelehrt. Daß er Arbeitsdienst heißen muß, das hängt wohl damit zusammen, daß durch ihn der Arbeiter seine Klassenlast, nur Arbeit, nackte Arbeit zu leisten, der gesamten Gesellschaft mitteilt, so daß wieder auch dies Element des Lebens wie alle anderen, sich in uns allen vorfinde. Jeder trage des andern Last.

Dem Arbeitsdienst verdanke ich es, Kriegsdienst und Friedensdienst nicht zu verwechseln. Aber beide genügen nicht. Denn beide sind noch mythische Zustände. Da so viel heute von Mythos die Rede ist, so will ich vorsorglich definieren, was am Heer und an der Arbeit mythisch ist. Nun, beide sind reine Kinder der Zeit, denn der Zeitgeist führt die Kriege herbei; der Stand der Wissenschaft ist für den Stand der Technik verantwortlich. Zeitgeist und Wissenschaft ändern sich unaufhörlich. Die Soldaten aber und die Arbeiter sind diesen Neuesten Nachrichten ausgeliefert. Mythisch lebt der Mensch, der bloßer Zeitgenosse zu sein hat. Der mythische Mensch ist ein Gefangener des Zufalls seiner Geburt in diesen zufälligen Augenblick hinein.

Ich verdanke dem Gottesdienst das Heraustreten aus dem Mythos der Zeiten und des Geistes der Zeit. Jeder Soziologe hat einen solchen Gottesdienst vonnöten. Auch Karl Marx hat nur dank eines Gottesdienstes in den Verfasser des Kommunistischen Manifestes hineinwachsen können, gar nicht zu reden von dem Kult der Gottlosen an Lenins Leiche. Darüber ist aber nun ein deutliches Wort vonnöten. Denn sonst wird diese Soziologie als ein „frommes“ Buch abgetan. Dazu hat aber auch der Freigeist kein Recht. Denn was hier unter dem umfassenden Namen „Gottesdienst“ gemeint ist, das schließt alle Soziologen ein. Alle Soziologen kultivieren einen Gottesdienst. Ich gehe in den Evangelischen Gottesdienst (Wittig-Rosenstock, Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten, drei Bände, Berlin 1927/28, und vor allem Europa und die Christenheit, Kösel, Kempten 1919). Aber Sigmund Freud hatte eine Aphrodite auf seinem Schreibtisch; und schon die dritte und vierte Generation schwört auf die Worte des Meisters. Wo immer auf die Worte eines Meisters geschworen wird und wo immer ein Meister beschwört, werden Götter angerufen. Marx hat den Gott des Proletariats angerufen („...sind wir von Gottes Zorne ... das Proletariat“). Denn Götter sind alle den Tod überdauernden Mächte und die sich heut an die Politik der großen Mächte verlieren, die beten eben „die Macht an sich“ an. Denn sie berufen sich auf sie. Worauf wir uns berufen, das sind unsere Götter, dank deren wir unserer eigenen Nichtigkeit Herr werden. Die Götter stellen uns fest.

Die heidnischen Soziologen – heut nennt man sich nicht Heide, sondern Hu-

man, Humanist, oder Humanitarian usw. – werden nun einen Wortstreit mit mir anfangen und mir den Namen „Gottesdienst“ für ihre Kulte streitig machen. Ich bin aber nicht bereit, hierin die leiseste Konzession zu machen. Nicht nur, daß mir August Comtes fantastischer Kult der Gesellschaft recht gibt. Nein, alle Soziologen leben ihres Glaubens in der Spanne von der Empfängnis ihrer Gesichte bis zu ihrem endgültigen Erfolg. Der unglückliche Max Weber und der entsetzliche Pareto kultivierten ihre Glaubensstärke unter Berufung auf ihre Göttinnen Wissenschaft oder Skepsis. Und nur dank dieses Kultus entrissen sie sich dem Schlendrian und dem Nebel der bloßen Umwelt und des Zeitgeistes.

Wer seinen Zeitgenossen den Star stechen soll, der muß seine Augenheilkunde von den Göttern empfangen.

Das neue an der Soziologie ist also nur dies: Die Theologen reden von dem Glauben. Die Philosophen reden von ihrem Wissen. Hingegen ein Shintoist, ein Brahmine, ein Jude, ein Katholik oder ein Freidenker werden erst dadurch zu ihrer Rolle in der Gesellschaft frei, daß sie sich zu ihrem bestimmten Glauben bekennen. Welches aber dieser ihr Glaube sei, das bleibt jedem frei zu bestimmen; er tut das nicht durch Lippendienst, sondern dadurch, daß er gewisse übermenschliche Mächte in seiner Lebenspraxis kultiviert. Wer nicht zugibt, daß er bestimmenden Mächten dient, ist kein Soziologe.

Mein eigener Gottesdienst hat mich schon 1910 mit dem Erstling meiner gedruckten Sünden beschenkt: „Zur Ausbildung des Mittelalterlichen Festkalenders“, ursprünglich ein Weihnachtsgeschenk für meine Eltern. 1949 haben mich freundliche Benediktiner in Minnesota um eine Aufsatzreihe über liturgisches Denken gebeten („Der Atem des Geistes“, Berlin, Käte Vogt Verlag). Im Gottesdienst habe ich mich der bloß eigenen Zeit und des bloß eigenen Raumes zu entschlagen gelernt. (Siehe nunmehr „Des Christen Zukunft“, München 1955.)

So ausgerüstet also versuchte ich 1915 im Felde, 1925 zu Hause eine Soziologie zu schreiben, und seit 1935 lehre ich sie in Amerika. Aber was ist der Einzelne? Wie wenig von alle dem, was sich lernen läßt, dringt in den Einzelnen ein? Für die kleinste Erfahrung werden viele Charaktere benötigt, um dem Ereignis gerecht zu werden. Es ist bisher in diesem Vorwort so zugegangen, als sei „Ich“ der Beziehungspunkt dieser Augenheilkunde. Das war eine bloße Abkürzung. Denn in Wahrheit macht kein einsames „Ich“ je eine Erfahrung. Da wir von unserm Schöpfer vorsorglich in die Spaltung hineingeschaffen sind, ohne die wir uns ja nie vereinigen könnten, als Alt oder Jung, Weib oder Mann, reich oder arm, usw., usw., so müssen immer Freunde oder Liebende, Gruppen oder Gemeinschaften, das Stecknadelkissen bilden, in das eine ernste Erfahrung hineinstecken kann.

Freundschaft und Liebe schaffen an einem vierten Sprachbereich, eben den Bereich, in den hinein Heeresdienst, Arbeitsdienst, Gottesdienst hineinsprechen. Die Freundschaftsdienste machen uns empfänglich. Sie erlauben uns kindlich zu bleiben; dies aber ist nur ein anderes Wort für Empfänglichkeit. Ein un-



empfänglicher Soziologe hätte aufgehört, Soziologe zu sein. Freundschaftsdienst ist also mitnichten ein nachträglicher Zusatz zum ernstesten Berufsleben. (So wird oft geredet.) Er ist kein Luxus und keine „Verschönerung“. Er kann nicht bagatellisiert werden. Ohne Engels kein Marx. Das hat schon Montaigne in seinem herrlichen Kapitel „De L' Amitié“ gewußt, daß es in der Freundschaft um den geschlechtlichen Charakter unseres geistigen Lebens gehe. Die Natur wird von der geschlechtslosen Welt der Fachleute bearbeitet. Die Gesellschaft aber kann nur von dem Geschlechtswesen Mensch wahrgenommen werden. In der Freundschaft bekennen wir uns also zu unserer geistigen Empfänglichkeit.

Mein Briefwechsel mit Franz Rosenzweig verrät die Bedeutung des Jahrzehnts mit ihm. Die Patmosgruppe von 1919 und „Die Kreatur“ von 1928 habe ich in den Deutschen Beiträgen (Chicago 1947, S. 208 ff.) beschrieben. Die Widmungen von „Out of Revolution, Autobiography of Western Man“, New York 1938, bezeugen ein ähnliches Wachstum einer Gemeinschaft in Amerika.

Das wichtigste an diesen Freundschaftsdiensten muß hier ausdrücklich ausgesprochen werden, weil es den Stil dieses Buches erklärt und weil der Leser in der verwissenschaftlichten Welt von heute sich sonst nicht orientieren kann. Die allenthalben zugrunde liegenden Freundschaften sind nämlich nicht in die Theorie des Büchermachens eingegangen. Sondern in ihr heißt es, es gebe nur zwei Sprechweisen für geistige Produktion: nämlich einerseits das System mit seinen Prinzipien, andererseits den Essay à la Emerson oder Nietzsche. Abart des Systems sei die Monographie, die sozusagen einen Paragraphen im System korrigieren soll; eine Abart des Essays sei der einzelne Aphorismus.

Soziologie aber ist einer dritten Schreibart ergeben. Meine Schriften sind ihr ergeben. Sie als unsystematisch zu brandmarken, ist gemeine Praxis. Ich erhebe dagegen Einspruch. Wer sich in guter Gesellschaft bewegt, der soll weder in bloßen Sentenzen noch in seinem eigenen System stecken bleiben. Der Essay ist vorwissenschaftlich. Er sprüht von Leben; er ist geistvoll. Er verharret diesseits der Systematik. Umgekehrt die Handbücher verzichten auf das Sprühen um der Ordnung willen. Aber ich, der ich aus Unordnung Ordnung erstehen lassen soll, schreibe weder in dem flüchtigen Augenblick des witzigen Einfalls noch in der langen Weile der Wissenschaften. Denn ich kehre jedesmal, wenn mir etwas eingefallen ist oder wenn ich mich zum Fachmann meines Systems aufgeschwungen habe, als Freund unter Freunde zurück. Für die Natur- und Geisteswissenschaftler wird diese Tatsache verkleistert, weil man dort den Kollegen mit dem Freund verwechselt. Der Soziologe hat keine Kollegen. Hingegen muß er Freunde haben. Meine Freunde, genau wie meine Frau, dienen mir nämlich nicht wegen sondern trotz meiner Systeme. Nie können sie von meinem System eingewältigt werden. Sie leben ja mit mir.

O wie war glücklich ich,  
da ich noch mit Euch  
sahe sich röten den Tag,  
sinken die Nacht.

Der nach-aphoristische und der nach-systematische Stil ist eine dritte Stilart; ob ihn die Herren von der Stilkritik gelten lassen wollen, weiß ich nicht. Aber die vorliegenden Bände huldigen ihm. Der dritte Stil setzt das strengste, ja pedantischste System voraus. Mein Denken führt mein System zunächst durch. Aber eben nur zunächst. Dann macht es entschlossen vor der Vergötzung des eigenen Gedankenkindes kehrt.

Wenn Goethe seine Werke Bruchstücke einer Konfession genannt hat, so hat er darin seinen höchsten Glauben formuliert. Das höchste Kunstwerk muß unvollkommen bleiben, wenn es sonst die Maske auf dem Antlitz seines Schöpfers versteinert.

„Du umfängst wie Morgenröte  
dieser Gipfel dunkle Wand,  
und noch einmal fühlet . . .  
Frühlingshauch und Sommerbrand.“

Wie muß denn dieser Vers ergänzt werden? „Denn noch einmal fühlet Hater“, steht im Druck; aber im Reim steht klärlich „fühlet Goethe“.

Hinter seinen Gedichten muß der Dichter lebendiger Mensch bleiben. Eine Ästhetin sagte mir, Verlaine habe ein Recht gehabt, seinen Schwiegervater zu ermorden, da doch so ein schönes Gedicht daraus entstanden sei. Das ist eine typische Äußerung aus dem Weltalter von Kunst und Wissenschaft als Götzen. Weder Goethe noch die Soziologie können mit solchem Götzendienste etwas anfangen, geschweige denn enden. Dem existentiellen Bekenntnis muß die Perfektion der Kunstform wieder und wieder geopfert werden. Deshalb also ist bei Goethe das Kunstwerk Bruchstück. Denn es bildet nicht die oberste Instanz (darin gipfelt das so oft bezweifelte Christentum Goethes).

Analog würde der Soziologe zum Narren, der alle seine täglich neuen Freundschaften oder Feindschaften unter sein doch nun einmal zu einer bestimmten Stunde vorgefaßtes System einreihete. Soll ich so lächerlich sein, alle neuen Erfahrungen wie der arme Schopenhauer seinem im dreißigsten Jahre konzipierten Systeme unterzuordnen?

Das sei ferne. Ich habe noch Ohren zu hören und Augen zu sehen. Mir ist mein eigenes System um so verheißungsvoller, je mehr es mich ermächtigt, unerwarteter Einsichten zu harren. Also, bitte, lieber Kritiker, schreibe nicht, dies Buch sei essayistisch oder systematisch und etwas drittes könne es logisch nicht geben.

Und nun, Ihr Freunde, die Ihr noch überlebt, tretet namentlich hervor. Armeen und Arbeitslager, Fabriken und Kirchen treten in weithin sichtbaren Räumen ans Licht der Öffentlichkeit. Das Geheimnis der Freundschaft aber, um überhaupt laut zu werden, gelangt nur im Wort in die Welt hinaus.

Ernst Michel in Frankfurt am Main hat nie aufgehört, an diese Soziologie zu glauben und zuerst 1946 auf ihre Ausgabe gedrängt. Franz Schürholz in Wangen am Bodensee, der Tapferste der Tapferen, bezeugt mir – nach dem schrecklichen Wegsterben Horsts von Einsiedel, Carl Dietrichs von Trotha, Helmut's James von Moltke, – den alten Einmut im Ringen mit dem Geist der Industrie.

Dr. Paul Gmür in Zürich darf sich sagen, daß ohne seine geduldige, ja hingebungsvolle Anstrengung das zehnjährige Ringen um einen Verleger noch zuletzt vergebens geblieben wäre. Die Jüngeren nach 1945 gewonnenen Freunde haben meine Zweifel Lügen gestraft, daß es keinen Sinn habe, erneut das Wort zu ergreifen. Die Namen des Oberregierungsrats Goller, Geislingen, des Direktors Dr. Georg Müller in Bethel und des Fräulein Dr. Irmgard Berghaus in Bad Godesberg werden hier dankbar eingetragen, ohne daß ich damit manche ungenannt Bleibende ausschließen möchte. Im Gegenteil, mancher Anteil ist zu persönlich, um sich hier formulieren zu lassen.

Indem ich hier dieser erhebenden Erfahrungen dankbar gedenke, sprengte ich mit Vergnügen das System meiner Soziologie. Denn gemeinsames Leben hat also auch dieser Lehre weiter geholfen. 1925 hieß der erste Band: Die Kräfte der Gemeinschaft. Aus systematischen Gründen heißt er nun anders, klarer. Möchte der Leser aber trotzdem finden, daß sich dieses Werk aus den Kräften der Gemeinschaft nährt.

Norwich, Vermont, 31. Mai 1956.

Eugen Rosenstock-Huessy

# INHALT

Vorwort .....	5
Inhaltsverzeichnis .....	15
Einleitung zu beiden Bänden: Die Freiheit .....	17

## Erster Teil

### *Der Eintritt in das Kreuz der Wirklichkeit: Vergegenwärtigung der Soziologie*

1. Sprachnot: Das Versagen des Namens .....	29
2. Das Selbstbewußtsein des Soziologen (Reflexivum) .....	36
3. Die Kämpfe um die Soziologie (Aktivum) .....	40
4. Der erste Soziologe (Präjektivum) .....	44
5. Die Stunde der Soziologie (Trajektivum) .....	52

## Zweiter Teil

### *Die Spielräume unsres Reflexivums*

A. Die Spielräume jeder für sich .....	63
1. Der wirkliche Raum und die wirksame Zeit .....	63
2. Das Innere (Rausch und Begeisterung): Die Masse, Übereinstimmung, Gemeinwille und Freiwilligkeit .....	70
Exkurs: Das Gesetz der Technik .....	80
3. Die äußeren Spannungen (Sport und Kampf) .....	84
4. Die alten Bräuche (Geselligkeit und Autorität) .....	88
5. Die neueste Sensation (Kunst und Liebe) .....	94
B. Die Spielräume im Zusammenhang .....	102
1. Die menschliche Schwäche .....	102
2. Der Urverlust bei meinem Denken .....	104
3. Das erste Sozialgesetz: Volk und Amt .....	111
4. Die spielerischen Tugenden: Die Bewunderung .....	117

## Dritter Teil

### *Die Lebensräume unsres Aktivums*

A. Die Lebensräume jeder für sich .....	131
1. Die Geschlechter der Menschen: Natur .....	131
2. Die Sprache des Menschengeschlechts: Geist .....	140
a) Der Hörweg .....	140
b) Begeisterung der Mitglieder .....	144
c) Konjugation der Zeiten und Räume .....	153
d) Kindersprache und Muttersprache .....	161
e) Das Spiel der Vor-Namen und der Für-Worte .....	164
f) Der Ernstfall: Die Sprache der Namen .....	170
g) Name als Schall und Rauch .....	177
h) Kredit und Solidarität als Glaubensartikel .....	178
i) Geschlecht und Sprache .....	184
j) Einheit und Bund .....	187
k) Streitrede und Philosophie .....	190
l) Grammatik und Logik .....	195
m) Der Logos .....	200
3. Die Lebensalter: Kultur .....	202
4. Die Todesüberwinder: Seele .....	213
B. Die Lebensräume im Zusammenhang .....	227
1. Der Mensch: Sozialpsychologie .....	227
2. Krieg und Frieden, Heer und Fabrik .....	232
a) Führer oder Manager? .....	233
b) Das Kriegsheer .....	237
c) Der Betrieb .....	239
d) Die Ehe .....	246
e) Eins gleich Eins oder Der Lebenslauf .....	251
3. Die nächste Generation .....	253

## Schluß

### *Die Tyrannei der Räume und ihr Zusammenbruch*

1. Mythos, Methaphysik, Romantik und Utopie .....	263
a) Die Gefahren des Weges .....	263
b) Die Mythen um die Zahl Vier und die Metaphysik .....	266
c) Romantik und Utopie .....	276
d) Kants Disziplin .....	280
2. Der Aufbruch aus „dem“ Raum .....	284
a) Gegenseitig und Einsam .....	284
b) Nur Zeitenraum! .....	293
c) Sigmund Freud und die Gewalt der Zeiten .....	303
3. Wer spricht, wird abgewandelt .....	312
4. Die Raumnot der Gebildeten (Descartes und Nietzsche) .....	315
Register .....	331

# DIE FREIHEIT

## *Einleitung zu beiden Bänden*

Wir Menschen sprechen miteinander und laufen voreinander davon. Der eine will jung sterben, der andere ewig leben. Da umarmen sich zwei und da töten sie um die Wette.

Cette race maudite, wie der vom Leiden gezeichnete alte Fritz uns nannte, ist also auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Täten wir das und sagten: alle Menschen, alle Dänen, alle Arbeiter, alle Emigranten, so passierte eine Art Wunder: Wer nämlich Menschen auf einen gemeinsamen Nenner festlegt, erreicht, wie der Volkswitz sagt, bestenfalls das Gegenteil: Der Festgelegte sagt sich von diesem Generalnenner los. Ja, er verbringt manchmal sein ganzes Leben und die Leben seiner Gruppe damit, den Generalnenner zu vernichten! Jedes Mitglied einer Gruppe lebt und stirbt im Kampf gegen den Generalnenner „Kriegsschuld“, „Böhm“, „Jud“, „Chaibe Schwob“, „Wälsch“, „Prolet“, „Provinzler“, oder welches sonst die Nenner der Kollektive sein mögen. Mit Generalnennern und Kollektivetiketten kommen wir keinem Menschen bei, sondern durch sie reizen wir die Bestie im Menschen. Jedes Buch über Bünde, Verbände, Klassen, Nationen, Kirchen, welches mit Nennern arbeitet, erreicht bestenfalls das Gegenteil. Denn es reizt uns, das Gegenteil von dem zu tun, was der Nenner über uns vorhersagt.

Die Soziologie ist aber die Wissenschaft vom Menschen in der Mehrzahl, also von auf Nenner gebrachten Menschen. Eine Wissenschaft vom Menschen, die ihn reizt, anders zu werden, als die Wissenschaft ihn beschreibt, ist ein komisches Handwerk. Wissenschaft wird man sie schwerlich nennen. Die Soziologie ist also wohl keine Wissenschaft? Sie kann es nur werden, wenn sie jenen Reiz der Etiketten nicht ausübt.

In den zwei Bänden dieses Buches wird demgemäß der Reiz, das Gegenteil zu tun, auch dem Leser angedichtet. Ich mute dem Leser daher nicht erst zu, sich für durchschaut zu halten. Ich setze voraus, daß dies das Gegenteil erreichen würde! Und so schicke ich voraus:

Verehrter Leser, wir kennen uns nicht. Ich wenigstens kenne dich nicht. Aber ich bitte um den Gegendienst, auch mir zu glauben, daß du mich nicht kennst. Soziologie redet von unerkannt zu unerkannt. Wir sind einander so unerkannt, der Leser und ich, wie die meisten sogenannten alten Bekannten. Indessen sind wir noch neugierig aufeinander, und deshalb hat dies Buch Sinn. Hielte ich dich für einen alten Bekannten, so wäre dies Buch sinnlos. Denn

unsere alten Bekannten sind bekanntlich die Leute, über die und von denen wir nichts Neues mehr zu erfahren vermögen. Ihnen gegenüber ist unser Erkenntnistrieb erloschen; deshalb nennen wir sie ja alte Bekannte. Aber nicht nur ist unser Erkenntnistrieb erloschen. Schlimmer ist, daß wir sie trotzdem für „gekannt“ ansehen. Es gibt aber auch die umgekehrte Haltung. Der Menschenhasser will die Menschen nicht kennenlernen. Es gibt Schweizer, die erklären, sie wollten nie einen Deutschen kennenlernen! Ein ganzes Volk wird so zum großen Unbekannten. Aber selbst bei gutem Willen können wir weder alle Menschen noch einen einzigen Menschen ganz kennen. Der weise Mann wird sein Gegenüber als unbekannt gelten lassen. Freilich, je mehr solche X, Y, Z's ich zugestehe, desto weniger kann ich behaupten, ein Menschenkenner oder ein Soziologe zu sein. Denn da sind Zeugen gegen meine Wissenschaft alle die, deren Bekanntschaft zu machen ich nicht vermag. Eine Wissenschaft vom Menschen aber, die weiß, daß sie nicht vermag, große Teile ihres Beobachtungsmaterials kennenzulernen, ist eine merkwürdige Angelegenheit.

Nun, genau so steht es mit den Soziologen. Kein Mensch will jeden Menschen kennenlernen. Kein Mensch kann das. Alle Leser dieses Buches mindestens sind anders, als ich die Menschen hier beschreibe.

Der Leser und der Verfasser dieses Buches sollten sich also über diesen ersten Satz verständigen: Wir beide wollen und können nicht alle Menschen kennen oder „kennenzulernen“.

Gibt der Leser mir diesen Grundsatz zu, dann wird er die Anlage dieses Buches begreifen. Es ist nämlich nicht so geschrieben, als ob ich alle Menschen konnte oder kennen wollte oder als ob die Soziologie je alle Menschen wird kennen können. Der Grundsatz des Buches ist, daß die Soziologie ausdrücklich auf einer *teilweisen* Kenntnis der Menschen beruhen muß. Der Soziologie ist nämlich nur deshalb erlaubt, die Wahrheit zu sagen, weil sie zugibt, weder alle Menschen noch einen einzigen Menschen ganz zu kennen. Nur eine solche Wissenschaft ist unschädlich. Eine Soziologie, die auch nur einen einzigen Menschen ganz zu kennen vorgibt, führt zur Weltrevolution. Marxens Behauptung, die Menschen zu kennen, macht jeden Friedensschluß auf absehbare Zeit unmöglich. Da eine solche Soziologie also bestenfalls das Gegenteil erreicht, so hebt sie sich selbst auf: In dem Augenblick, wo sie ihr Ziel erreicht, schlägt ihre Wahrheit bereits in ihr Gegenteil um; denn die beschriebene Gruppe ist bereits auf dem Wege, das genaue Gegenteil zu tun: Weil das Proletariat erkannt war als die den Staat abschaffende Gruppe, errichtet es den Überstaat. Weil jeder die Juden als Händler kannte, sind sie nun Bauern.

Also kann die Soziologie, soweit sie echte Wissenschaft wird, nie eine Lehre von Generalnennern, Wortmasken, Etiketten werden. Der Leser und der Verfasser jeder Gesellschaftslehre stehen einander auf ewig gegenüber als halb bekannt und halb unerkannt. Sie zusammen blicken drittens auf die übrige Menschheit – auch sie halb bekannt, halb unerkannt.

Soziologie ist uns die Lehre von den Wegen und Vorgängen der wirklichen und uns deshalb eben nur teilweise erkennbaren Menschen. Wer ganz bekannt wäre, hätte aufgehört zu wirken; er wäre daher unwirklich geworden.

Während Geschichte den Rückweg in unsere Vergangenheit öffnet, Naturwissenschaft die Außenwelt entdeckt, Politik den uns bestimmten Weg bahnt, erforscht Soziologie die Zahl und Art aller dieser und anderer Wege. Wirklich ist der Mensch nur als bewegtes Wesen. Zum Kriegführen wie zum Heiraten müssen wir uns auf den Weg machen. Soziologie geht diesen Wegen allen nach, weil auf ihnen Menschen sich verwirklichen. Soziologie hat also keine Vorliebe für einen Weg oder den anderen. Sie erforscht die Arbeitsteilung und das Geschlechtsleben, den Nationalismus und die Revolution, die Religion und die Künste und Wissenschaften, aber keine mehr als die anderen. Soziologie fragt umgekehrt wie die Arbeitswissenschaft oder die Theologie. Sie fragt allen Wegen nach, auf denen der wirkliche Mensch getroffen wird. Und der Mensch, diese unfaßbare Abstraktion aus allen toten, kommenden, lebenden Geschlechtern, soll eben dadurch als ein wirklicher Mensch erwiesen werden, daß er keine Abstraktion bleibt, sondern auf alle seine Wege zurückverfolgt wird. Also fragt z. B. Soziologie dem Rückweg der Menschen in ihre Vergangenheit nach. Der zweite Band ist eine Universalgeschichte. Sie ist aus den Quellen gearbeitet. Ich habe keinen Satz darin einem Historiker nachgeschrieben, ohne selber die Quellen zu erforschen. Wäre ich Historiker, so hätte ich daraus viele Dutzende von einzelnen Dissertationen gestaltet. Aber der Soziologe fragt anders als die Historie. Denn obwohl ich rückwärts gegangen bin, kehrte meine Hauptfrage die der Historiker geradezu um. Ich fragte nämlich: Wie konnte der Steinzeitindianer so ahnentreu sein, und wie konnte ich trotzdem mit meiner Zukunft aus ihm hervorgehen? Wie kann der Mensch vorwärtsgehen, der doch auch sich ins Innere wendet oder gegen die Außenwelt kehrt oder abergläubisch wird? Soziologie muß ständig die Stelle sichern, wo wir den Rückweg in den Vorwärtsweg oder den Kriegspfad in Einkehr verkehren können. Soziologie muß darum die Wege von den Abwegen unterscheiden. Ein Weg wird Abweg, wenn von ihm keine Umkehr mehr vorgesehen ist. Denn Soziologie ist für das Wegnetz und Wegkreuz verantwortlich. Alle Wege müssen in einem Wegkreuz gegeneinander verkehrbar bleiben; sonst sind sie unwirklich. Des wirklichen Menschen werden wir nur habhaft, wenn er uns auf allen seinen Wegen begegnet.

Soziologie unterscheidet danach die wirklichen von den unwirklichen Menschen. Und sobald sie diese Unterscheidung übt, entdeckt sie, daß der wirkliche Mensch keinen einzigen Weg in einer einzigen Richtung zurücklegen kann. Er muß immer imstande bleiben, ihn auch in der umgekehrten Richtung zu gehen. Die Erstbesteigung des Matterhorns endete in einer Katastrophe; aber die Katastrophe trug sich beim Abstieg zu. Der Rückweg gehört zum Hinweg. Also ist der bloß einmal in einer Richtung gegangene Weg für die Soziologie



noch unwirklich. Sie hat es mit gebahnten Wegen zu tun; gebahnte Wege sind die mehr als einmal begangenen.

Der Unterschied zwischen bloßen Wegen und gebahnten Wegen führt uns ins Herz der Frage: Was für eine Art Grundverfahren besitzt die Soziologie? Die Soziologie braucht eine andere Grundwissenschaft als die Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften sprechen Mathematik. Mathematik ist für eine Lehre von unseren Wegen nutzlos. Mathematik sagt z. B., die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist eine gerade Linie. Till Eulenspiegel sagt: Der kürzeste Weg ist nicht der kürzeste Weg. Till Eulenspiegel ist der bessere Soziologe. Wirkliche Wege wirklicher Menschen auf der wirklichen Erde, sogar Autobahnen, müssen Biegungen haben. Die Mathematik wird irrig, wendet man sie auf unsere die Mathematik produzierende Rasse an. Der Mensch erfindet Mathematik. Ihm selber kann mit ihr aus eben diesem Grunde nicht beigegeben werden! Ja, du kannst von A nach B auf der geraden Linie eilen, aber nur einmal. Soll es ein gebahnter Weg werden, dann ist die Mathematik der schlechteste Ratgeber. Denn wirkliche Menschen müssen Umwege machen, damit sie umkehrfähig bleiben. Wirkliche Menschen kehren um; z. B. wechseln wirkliche Menschen zwischen Geschichtsbüchern und politischen Hetzartikeln ab. Sie kehren also von Wegen in die Vergangenheit um zu Wegen in die Zukunft. Auch wechseln wirkliche Menschen zwischen Kriegführen, Arbeiten, Spielen, Beten, Schlafen ab. Die Arbeitswissenschaft, Sportkunde, Liturgiewissenschaft, Heilkunde fassen je einen Weg ins Auge: Soziologie aber kümmert sich um das Wegekrenz. Die Soziologie erstaunt darüber, daß so viele Wege dem wirklichen Menschen offenstehen und offenbleiben.

Die Soziologie umspielt die Wege durch Zeiten und Räume, auf denen sich die Autoren, die Leser und die Gruppen, die entweder auf die Leser oder auf die Autoren aufreizend wirken, unausgesetzt selber bewegen. Innerhalb der Wissenschaften kommt ihr das Recht zu, alle Wege der Menschen zeitweise zu begleiten; nie begleitet sie so lange wie die, denen wir bei ihrem Tun zusehn, nie so kurz, daß wir nicht in ihr Tun mit einträten. Immer sind wir als Soziologen in Gefahr, daß der Leser oder die Bolschewiki oder die Polizei den Spieß umkehren und uns ihrerseits unter die Lupe nehmen. Die Soziologie ist daher eine unruhige Angelegenheit; ihre Verfasser können auf ihre Anerkennung als Soziologen nicht denselben Anspruch erheben wie z. B. ein Tierarzt. Jeder Leser weiß auch ohne dieses Buch, was für schreckliche Urteile von Soziologen über Soziologen abgegeben worden sind. Simmel war für Franz Rosenzweig der Inbegriff des schlechten, herzlosen Menschen; Saint-Simon wurde von Karl Marx als Utopist verachtet. Marx wird Unglücksprophet oder Kommunist tituliert. Max Weber ist für mich die Verkörperung des Untergangs der deutschen Universität. Der Schimpfjargon unter den Soziologen ist nicht etwa Zufall. So einig die Mathematiker sein müssen, genau so uneinig müssen die Soziologen sein. Und wer nicht die Kraft hat, in dieser Uneinigkeit sich zu-

rechtzufinden, der kann sicher nicht viel mehr als ein Wiederkäuer anderer Soziologien sein. Die Soziologen sind feindliche Brüder, nicht aus Zufall, sondern wegen der Leiden der Gesellschaft. Es ist ihr Amt, der Gegenwart widerwärtig zu erscheinen. Sie sind die Widerwarte, die auftreten, damit die gegenwärtigen Menschen nicht zu toten Gegenständen herabsinken<sup>1</sup>.

Der Soziologe ist nicht wie der Tierarzt ein Heilgehilfe der Gesellschaft. Obwohl viele Leute die Soziologen für eine Art Ärzte des Gesellschaftskörpers halten, so benimmt sich doch jedermann gegen die Soziologen nicht wie gegen einen Arzt, sondern wie gegen eine Medizin oder eine Spritze. Sie schmecken bitter und sie jucken. Der Soziologe geht nämlich genau so in den Stoffwechsel und den Kreislauf der Gesellschaft ein wie das Gift ins Blut oder die Nahrung ins Gedärm. Bestenfalls ist der Soziologe selber ein weißer oder roter Blutkörper im Körper des Ganzen. Ich mag diese Vergleiche nicht pressen. Es sind bloße Vergleiche. Tatsache bleibt, daß im Soziologen die Gesellschaft selber ein störendes Mitglied ihrer selber vorfindet, nicht aber einen Astronomen, der auf sie wie auf die Milchstraße mit einem Fernrohr gucken kann. Je origineller ein Soziologe, desto mehr hat sich die Gesellschaft gegen ihn gewehrt. Immer ist der Gegenwart die Zukunft widerwärtig.

Nicht ohne Grund. Im Soziologen selber erwacht die menschliche Gesellschaft von der seltsamen Beschränkung auf das Gewesene, mit der Philosophen und Theologen, Physiker und Logiker sich naiv über den Menschen, seinen Verstand, seine Götter und seine Welt zu unterhalten pflegen. Die Soziologie sagt: *Den Menschen gibt es nicht.* Immer neu begegnet der Grundirrtum, daß sich Mitglieder der Gesellschaft für ihre Ärzte ausgeben, der Grundirrtum, daß *der Mensch* der Gegenstand einer Wissenschaft sein könne. Der echte, von Naturwissenschaft freie Soziologe zerstört diesen Wahn. Deshalb ist er ein Störenfried.

Die Soziologie beginnt daher nicht mit einer Frage nach ihrem Thema: Gesellschaft. Sie beginnt mit der Frage: Weshalb ist der Gesellschaftsforscher ohne archimedischen Punkt außerhalb der Menschheit? Weshalb nützt es nichts, nach „dem“ Menschen zu fragen? Durch diese Frage wirst du zum Soziologen. Ohne sie bist du in der Nähe der Quacksalber. Im Eingang zur Soziologie lauert ein Gespenst. Dies Gespenst ist die Vorstellung vom Menschen in der Einzahl, als Objekt, und von gelehrten und ungelehrten Subjekten, die über ihn rätornieren. Der Unterschied der gespenstischen Vorstellungen vom Menschen und der Soziologie besteht in der Entzauberung, die dem widerfährt, der es aufgibt, sich den Menschen als sein Objekt, sein Thema, seinen Gegenstand vorzustellen. Nur der kann Soziologie betreiben, der aufhört, sich als einen Kollegen der Tierärzte oder der Anatomen zu betrachten. Das bedeutet nicht, daß

---

<sup>1</sup> Genauer in „Heilkraft und Wahrheit“, Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit, Stuttgart 1952.

nicht noch viele Leute herumlaufen, die sich Soziologen nennen, und sind doch noch Theologen oder Chemiker. Deren Zorn muß ich auf mich nehmen. Ich bestreite nicht, daß sie etwas tun. Sie verwandeln die Welt in eine Hölle oder eine Hexenküche. Nur bestreite ich, daß sie eine von den anderen Wissenschaften unabhängige Wissenschaft „Soziologie“ betreiben. Sie schielen. Sie neiden anderen Wissenschaften ihre Resultate und deshalb wollen sie deren Mathematik oder deren Experimente oder deren Logik auch auf unsere Wissenschaft übertragen. Damit kann es nie zu einer Wissenschaft von den Menschen kommen. Denn jedes Thema verlangt seine eigene Methode. Man kann die Äpfel in einem Korbe nicht dadurch zählen, daß man sie anspricht; man muß sie zählen. Die Menschen aber kann man nicht erkennen, indem man sie zählt; man muß sie anerkennen. Dies ist die Methode unseres Werks. Deshalb habe ich zuerst dich, den Leser, als unwißbar und anders, als ich dich kenne, anerkannt. Deshalb habe ich den Leser gebeten, mit mir es auch so zu halten. Du brauchst mich nicht als Soziologen anzuerkennen, aber als einen unwißbaren Menschen mußst du mich nehmen. Sobald wir uns gegenseitig anerkennen, werden die Erkenntnisse dieses Buches möglich, sein Verfahren wird einfach, sein Ziel ein wissenschaftliches. Wir werden die Soziologie als die Wissenschaft behandeln, mit deren Hilfe wir uns die menschliche Gesellschaft gemeinsam vergegenwärtigen, so wie der Chemiker sich die Elemente vergegenwärtigt. Denn die menschliche Gesellschaft besteht aus Menschen, die sich gegenseitig anerkennen, trotzdem sie sich noch gar nicht oder nur teilweise kennen.

Was dabei herauskommt, wenn die Gesellschaft genau bekannt sein soll, zeigt der Blockwart, der jüdische Blick, das Konzentrationslager und die G. P. U. Das terroristische System setzt an die Stelle der Anerkennung von Unbekannt die Manipulation von Ganz-genau-bekannt. Nach diesen Erfahrungen wird es der Leser verstehen, daß in der Soziologie es nicht darauf ankommen kann, jedermann allzu genau zu durchschauen. Es kommt darauf an, zu ermitteln, wieviel Bekanntes und wieviel Unwißbares sich in einem Menschen mischen müssen, damit er gesellschaftsfähig bleibt. Umgekehrt kann man dasselbe auch ausdrücken, indem man fragt, wie die Gesellschaft aussehen muß, in der die Menschen lebensfähig bleiben. Dann scheiden von vornherein alle die Gesellschaften aus, in denen diese Frage nicht einmal gestellt wird, also der platonische Staat oder der Stalinismus oder die Gesellschaft in „1984“, im „Achten Tag“ von Gohde, im „Zirkus Mensch“ von Aage Madelung, in „Brave New World“ von Aldous Huxley. Sie sind unmenschliche Gesellschaften. Denn sie behaupten, „den“ Menschen zu kennen. Sie erkennen uns nicht an.

Jakob Grimm hat von der Sprache gesagt: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis.“ Auch die Wesen, die durch Sprache Gesellschaft bilden, die Menschen, sind allen bekannt und ein Geheimnis.

In zwei Teilen sollen diese geheimen Bekannten dem Leser begegnen. Der erste Band macht sie bekannt, so wie sie im Raum der Welt und auf den Spiel-

plätzen uns begegnen. Der zweite Band bringt die Lehre von ihren Zeitaltern, ihren Kalendern, bis zur Vollzahl ihrer Gezeiten. Zusammen geht aus ihnen die Not hervor, die doppelte Not, die eine, die jeder in seiner Umwelt durchzustehen hat, und die andere unserer bestimmten Zeit, vierzig Jahre vor dem Jahre 2000.

Dadurch erhellt sich unsere Leidensgeschichte; sie vereinfacht sich. Am Ende des zweiten Bandes finden sich der Verfasser und sein geduldiger Leser befreit von den bisherigen Umwegen der Philosophie und auf die neuen Wege nicht nur hingewiesen, sondern auch angewiesen. Nichts als diese Wege sind uns übrig. Dabei ist das Wegekreuz wichtiger als irgendein bestimmter Weg, die Umkehr von einem Weg zum anderen geht den wirklichen Menschen mehr an als dieser oder jener Weg. Darin besteht der Wiedergewinn der Freiheit. Unsere Freiheit besteht darin, unausgesetzt neue Zeiten und neue Räume abzuteilen.

Soziologie ist ein Weg zum Wiedergewinn dieser unserer Freiheit über Räume und durch Zeiten.

Auf den Wiedergewinn dieser freien Bestimmung zielen beide Bände dieses Buches.

Und so darf am Ende der Einleitung verraten werden, wovon es denn doch einen Generalnenner und eine Bekanntschaft gibt. Die Menschen sind sich nie ganz bekannt. Aber die Fesseln, die Ketten, die Mauern und den Stacheldraht, die Bande und Verbände, die Zeitalter und Epochen, die uns bezaubern, alle die Abwege aus der Freiheit, die sollen wir auf einen Generalnenner bringen, und die sollen wir ganz und gar kennen. Denn das ganz Bekannte ist tot. Im Kreuz der Wirklichkeit wird unser gemeinsames Leben aus den Banden des Todes befreit. Wer die schon gebahnten Wege bewußt abgeht, kann sich von ihrem Zwangscharakter befreien. Hebt also Soziologie sie ins Bewußtsein, so ersetzt sie dem Leser immerhin dadurch die leiblichen Bewegungen auf diesen sozialen Gleisen. Soziologie ist also Emanzipation von den vielen Kettengliedern unserer sozialen Verknechtung, ist Lüftung unserer Masken.

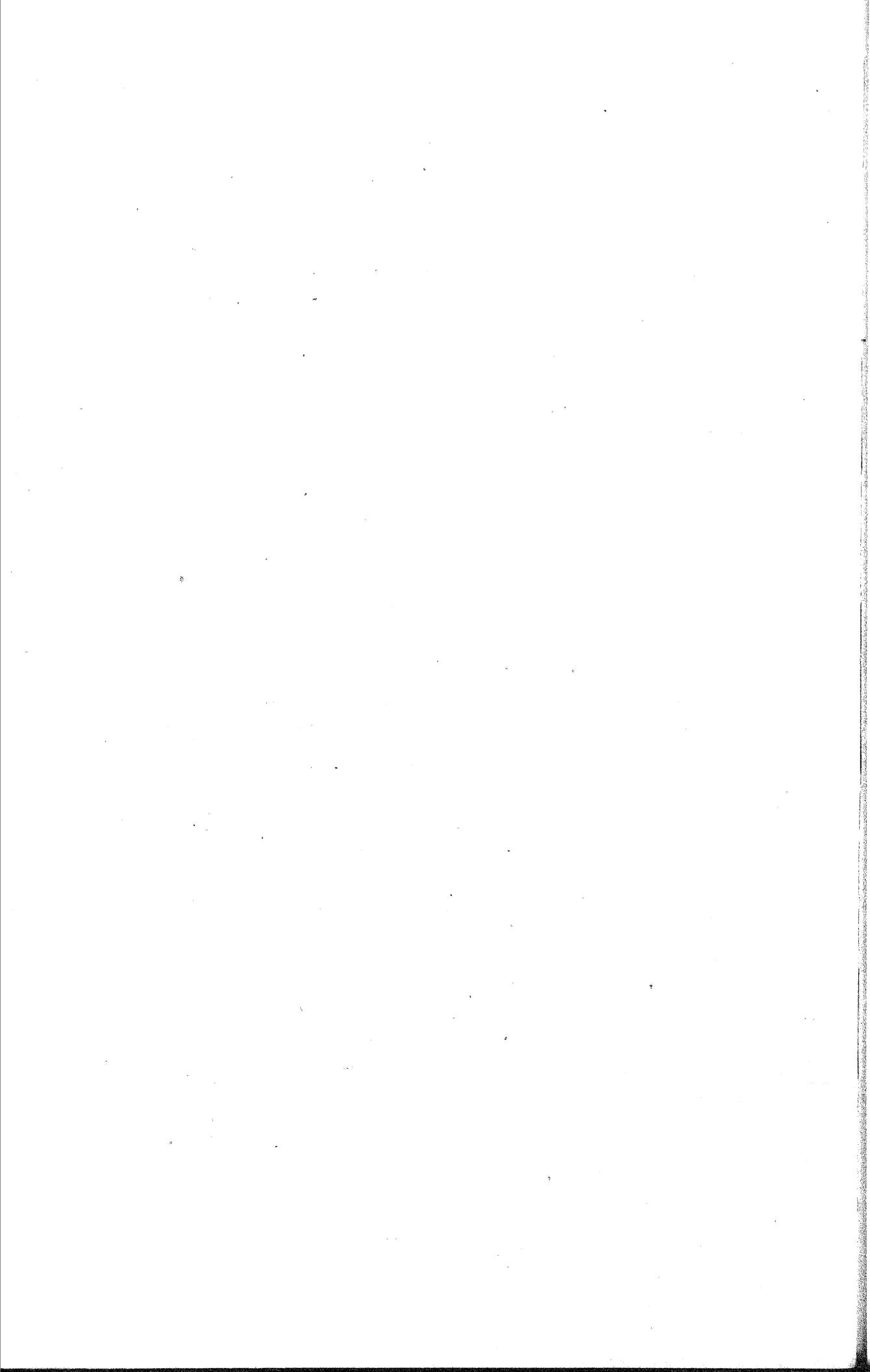
Daraus ergibt sich der Aufbau des Werks als eines Atlases von Bewegungskarten. Den Soziologen ist es selber so ergangen wie den Lesern einer Soziologie: Es hat 150 Jahre gedauert, bis wir zur Klarheit über unser Tun gelangt sind. So gibt es Grade und Stufen des soziologischen Selbstbewußtseins. Und da der Leser selber urteilen soll, so wird zunächst einmal das Wegenetz der Soziologen selber aufgezeichnet.

Dann aber folgen die Wege, die nicht die Soziologen, sondern die jedermann gehen muß; ein jeder bewegt sich unter anderen, mit anderen und gegen andere. Kinder spielen, Männer kämpfen, Menschen arbeiten, Frauen lieben und werden geliebt. Epimetheus denkt nach, Prometheus sinnt voraus. Darum gliedert sich dieser erste Band in die Abteilungen *Spielräume* und *Lebensräume*. In der ersten finden sich alle Pfade der Spielenden geordnet, Rausch, Sport, Geselligkeit, Kunst, Studien. In der zweiten sind die Ernsten zu finden, die Kultur-

träger, die Geistigen, die Natürlichen und die Seelen. Dann kommen die Krieger, die Wirtschaftler, die bloßen Individuen, der Einsame mit seinen Voraussetzungen und ein Vordenker – wir haben Sigmund Freud gewählt – mitsamt seinen Nachfolgern. Der zweite Band spiegelt die Fülle der Zeiten. Hier werden die Lösungen behandelt, die ganze Völker für die Einteilung in Spiel und Ernst, Krieg und Frieden, Einsamkeit und Gemeinschaft, Vorgänger und Nachfolge gefunden haben oder heut finden müssen. Und in beiden Bänden – das ist nun allerdings der Ehrgeiz des Verfassers, und ohne Ehrgeiz läßt sich ja kein Buch schreiben – sollen die Wegekarten im Leser den Eindruck einer beruhigenden und tröstlichen Ordnung hervorrufen. Wenn der Wandsbecker Bote ausruft: „Ich freue mich wies Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin und daß ich Dich, schön menschlich Antlitz habe“, so kann die Soziologie zwar nicht Weihnachtsgeschenke verteilen, aber sie braucht sich auch nicht gegen Matthias Claudius zu gering dünken. Denn sie enthüllt das Notwendige, die Notwege, die Nöte wenden, und rückt das scheinbar unübersehbare Treiben der Gesellschaft in das Kreuz der Wirklichkeit, in dem die tausend verschiedenen Bewegungen trotz alles Anscheins von Einem Pfingstfeuer her durchlodert, belebt und geläutert werden.

*Erster Band*

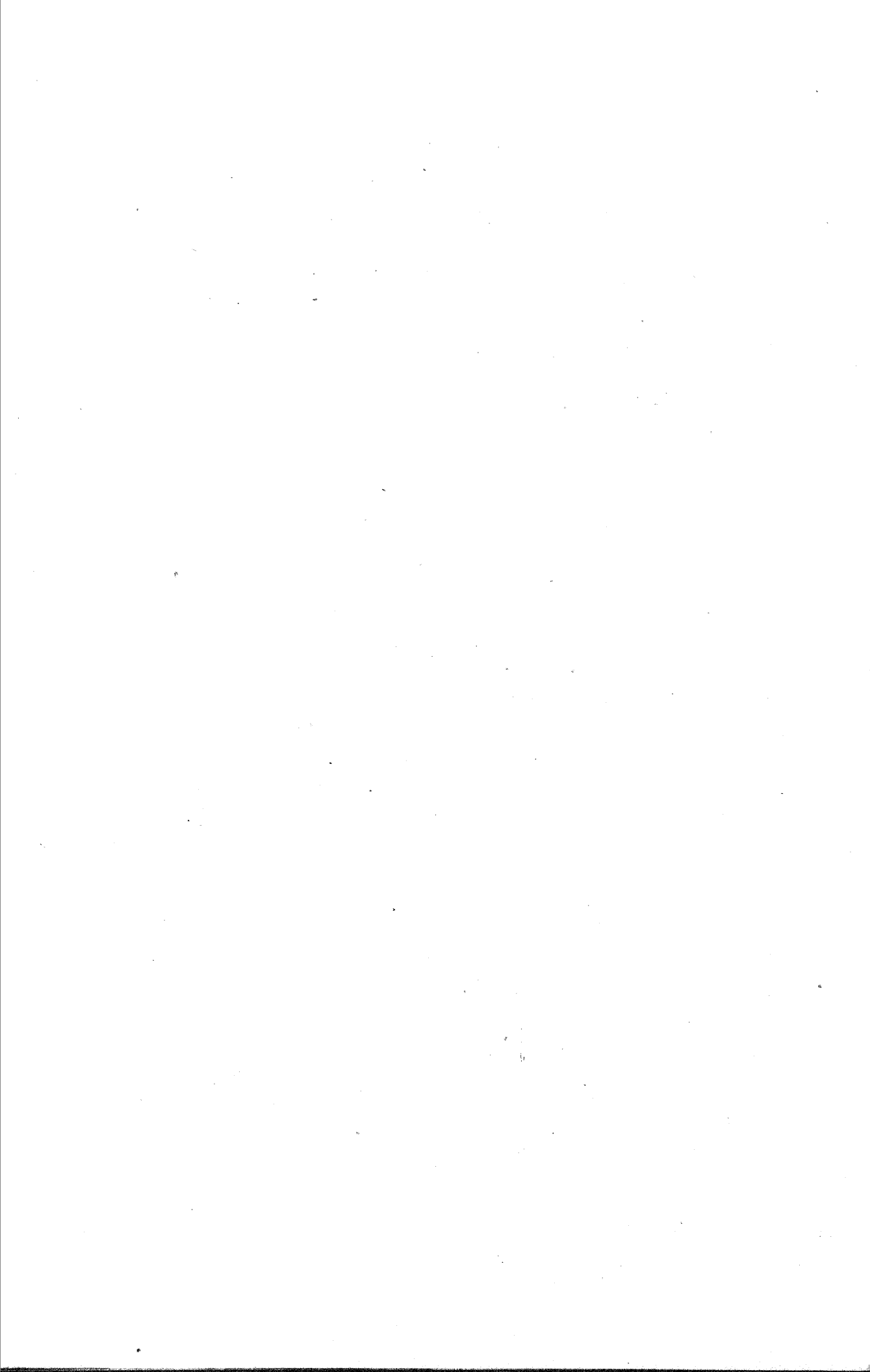
DIE ÜBERMACHT DER RÄUME



Erster Teil

DER EINTRITT IN DAS KREUZ DER WIRKLICHKEIT:  
VERGEGENWÄRTIGUNG DER SOZIOLOGIE





## 1. Abschnitt

### *Sprachnot: Das Versagen des Namens*

Man hört jetzt oft in Gesprächen schriftlich oder mündlich jemand sagen: „Das muß man eben soziologisch verstehen.“ Juristisch läßt sich z. B. die Riesenrolle des Beamtentums nicht erklären, wohl aber soziologisch. Ethisch läßt sich die Empörung der heutigen Jugend gegen ihre Eltern nicht verstehen, wohl aber soziologisch. Philosophisch kann man nicht begreifen, weshalb Amulette getragen werden, wohl aber soziologisch. Politisch sind die meisten Parteiprogramme heute unverständlich, nicht aber soziologisch. Nur soziologisch ließ es sich zwischen 1918 und 1933 verstehen, daß dieselben Burschenschaften, die gesungen hatten „Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold, und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt“, daß diese selben Schichten die Farben Schwarz-Rot-Gold mit besonderem Haß anspieen.

Diesem Jemand erscheint also das „Soziologische“ als ein wahres „Sesam öffne dich!“ für sehr viele sonst unverständliche Vorgänge. Aber dieser selbe Jemand wird meist in große Verlegenheit kommen, wenn er sich über das, was er mit dem Soziologischen meint, näher äußern soll. Was denn soll man sich unter Soziologie vorstellen? Es kann sich bei dieser Frage nicht darum handeln, was unter diesem Namen im Konversationslexikon steht. Sondern die Frage sei als die umfassende Frage genommen: „Wie gewinnt ein Name, über den ich plötzlich stolpere, wieder die innere Selbstverständlichkeit und Vertrautheit, mit der ich ihn vor der Stockung handhabte, wie wird er mir wieder – und nun bewußt – in meinen Gedanken, in Rede und Schrift – geläufig?“

Einen seltenen Stein, eine Pflanze, ein Ding – die bringe ich dir. Du siehst sie an. Nun kennst du sie. Du kannst sie dir jetzt vorstellen. Sie werden dir durch Betasten, Begreifen und Anschauen vertraut und geläufig.

Auch einen Begriff der Schule oder der Wissenschaft kann ich dir übermitteln, indem ich ihn dir „evident“, innerlich anschaulich und begreiflich mache. Alle Theorie verfährt so. Es ist aber unmöglich, einen Namen bloß theoretisch oder bloß sinnlich geläufig zu machen; und so ist es bis heute auch nicht gelungen, die Soziologie theoretisch zu erfassen, trotz zahlloser Anläufe.

Die meisten Bücher über Soziologie bleiben darin stecken, daß jemand auf vielen Seiten sagt, was er sich unter Soziologie denkt und was man sich daher seines Erachtens unter ihr vorstellen sollte. Aber schon kommt ein anderer und entwickelt eine andere Theorie. Jeder also kann sich anscheinend unter Soziologie etwas anderes vorstellen. Die Theorie hat daher nicht die Kraft, den

Namen wieder geschäftsfähig zu machen, also so geläufig, wie ihn unser Jemand doch einmal verwenden konnte. Die Theorie versagt hier.

Danach wird die Soziologie wohl zu den unanschaulichen Größen unseres Lebens zählen – wie die meisten Namen. Unsere Frage lautet daher jetzt schon genauer, ob es denn solche Größen gibt?

Alle Theorie ist augenbesessen. Man schließt zwar vielleicht die leiblichen Augen, aber nur um sich um so klarer innerlich etwas „vorzustellen“, um es genau und von allen Seiten zu „betrachten“. So erfaßt man am deutlichsten die Idee (das ist Bild, Ansicht und Gesicht) der Sache. Die Sache zeigt sich dem inneren Auge klarer als dem bloß körperlichen Sinneswerkzeug. Alsdann ist man aufgeklärt, der Sachverhalt hat sich aufgehellt durch Theorie (d. h. deutsch: Schau), und nun kann man sich aus der reinen Theorie, aus diesem Zustande der Betrachtung, der reinen Praxis zuwenden. Die theoretisch gewonnene Einsicht beherrscht nun das Handeln. So gelangt man z. B. von der theoretischen Erfassung der chemischen Elemente zur praktischen Analyse, von der Theorie der Mechanik zur Konstruktion einer Maschine. Was man innen erfaßt hat, kann man nach außen wenden und in dieser Anwendung siegreich der Außenwelt die innere Theorie aufprägen.

Aber unsere Augen – es seien nun die äußeren oder die inneren – mögen noch so viele Einsichten und Aussichten erschließen, sie mögen die Dinge von allen Seiten betrachten, eines vermögen sie nicht: sie können nie den sehen, der da sieht! Im Märchen wird von der Prinzessin erzählt, die aus ihren dreizehn Fenstern alles, aber auch alles auf dem Erdenrund sehen konnte, und die doch mit ihrer Kunst scheiterte, als der prinzliche Freiersmann sich ihr als Kätzchen in die Haarflechten setzte. Geradeso versagt die „Schau“ des Menschen bei der Erfassung dessen, was den Hintergrund hinter all seiner Sehkraft und unter seinem Bewußtsein ausfüllt. Dies Hinterland unseres wirklichen Menschen ist aber nichts anderes als alles das, was mit uns in Liebe oder durch Leidenschaften anderer Art verbunden ist: also das liebe Ich, das geliebte Du, der verhaßte Er, die gefürchtete Sie usw.

Diese Verbindung im „Hinterland“ weigert sich aller Theorie. Denn diese Mächte wallen und wogen unruhig und wechselvoll darin. Und uns bleibt nur, in uns hineinzuhorchen, um sie rauschen zu hören. Und es bedarf dessen meist nicht einmal. Diese Gewalten sprechen aus uns, wir mögen wollen oder nicht. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das wird also niemals sichtbar, sondern es wird in uns laut! Durch die Augen und die Theorie erfassen wir, was für unsere Empfindung von draußen, aus der Natur, stammt: Sven Hedins Karte von Tibet macht uns den Fleck Erde anschaulich, den er entdeckt hat; oder Lichtbild und Zeichnung vergegenwärtigen uns die entferntesten Kulturen. Auch uns selbst können wir gelegentlich so kalt als Natur betrachten, eben unseren Körper können wir so anatomisch und physiologisch uns zur Anschauung bringen – aber niemals das, was aus uns spricht. Der

Schrei, mit dem die rechte Mutter vor Salomons Richterstuhl das Band offenbart, das sie und ihr Kind verknüpft, der allein bringt ihr und dem König die Macht der Liebe zum Bewußtsein, die sie beherrscht. Der Redner des Volksfests will durch seine Ansprache die wirklichen Gefühle zum Erklingen bringen, die alle Festgenossen mit ihrem Volk verknüpfen. Der politische Kämpfer will die Dinge beim rechten Namen nennen, die unser Leben wirklich bedrohen oder vergiften oder stocken machen. Und ihre erste Wirkung auf einen Menschen äußern alle diese Wirklichkeiten, indem sie ihn, den Sprecher, zum Sprechen bringen. Er ist ein Teil ihrer Wirkung! Sie haben Macht über ihn. Sie nicken ihm zu wie Schutzgeister oder Dämonen. Genien und Gespenster sind die Mächte, die uns zum Reden zwingen. Denn wir müssen sie beschwören.

Schließe ich nun die Augen, um mich zu besinnen, was Soziologie ist, so habe ich nur und nichts als den Namen übrig. Die naive Sicherheit, mit der ich das Wort im Gespräch eben noch verwendet habe, ist mir zerbrochen. Es ist mir jetzt plötzlich unbegreiflich, mit welcher Kühnheit ich es – und zwar richtig – handhaben konnte. In diesem Augenblick versagt sich mir das vorher noch lebendige Wort. Die Wirkung versagt. In Erinnerung ist mir in diesem Augenblick einzig der Sprachgebrauch, also die Tatsache, daß hier ein Name besteht und von mir fordert, daß ich ihn mit Leben, mit Sinn erfülle. Der Name – das merken wir uns – ist der Strohalm, an den sich das ertrinkende Leben klammert, damit ich es rette, damit ich es mir, gerade weil es Abschied genommen hat, ins Gedächtnis zurückrufen kann. Wenn ich nun anfangs nachzudenken, so wirkt die Wirklichkeit auf mich nachträglich doch noch und durch die Einschaltung des Widerstandes vielleicht um so nachdrücklicher. Über die Brücke des Namens treten die Mächte des geschichtlichen Lebens in mein Bewußtsein, bekannte wie unbekannt, damit ich sie dann, wenn die naive Sicherheit geschwunden ist, kraft der sie aus uns gewöhnlich sprechen, am Namen wiederentdecken und wiedererkennen kann. Die Tatsache, daß sie einst von mir im Sprechen genannt und heraufbeschworen worden sind, dient nun im Zustande des Nachdenkens, des Hinterherdenkens, des ihnen Nachsinnens als Beweis für ihre Macht. Sie klingen in mir nach. Ich habe ja z. B. mit dem Schlagwort „Soziologie“ operiert, um mich verständlich zu machen. Damit hat sich dies Wort bereits als tätige Macht meines Lebens erwiesen. Wo also Namen nachgetrauert und nachgesonnen wird, da war eine Macht vorhanden, die über Menschen herrschte, die Menschen erfüllte, die im Menschen so stark wirkte, daß er davon reden mußte und nur mit ihrer Hilfe sich zurechtfinden konnte.

Der Wirklichkeit, die uns aus Namen entgegentritt, kommen wir niemals durch abstrakte Begriffe näher. Das ist eine Erkenntnis von großer Tragweite. Viele Soziologen haben dagegen verstoßen, indem sie mit Vorliebe unbekannte Beispiele einer A-Kraft und einer B-Beziehung eines Herrn X, der den Herrn Y trifft, konstruieren (ähnlich den „Fällen“ der Juristen und dorthier entlehnt!). Sie tun so, als bedenke ihre Wissenschaft eine namenlose Welt. Die Wirklichkeit

kennt aber kein „Wenn – So“, keine X und Y! Erst muß der Zustand, die Begebenheit, das Leben nach Nam' und Art, Ort und Datum vergegenwärtigt werden, ehe man hinterher aus ihnen irgendwelche Erkenntnisse ableiten kann. Die benennende, die Dinge beim wirklichen Namen nennende Vergegenwärtigung ist also die Voraussetzung all unserer Gedanken über die Wirklichkeit. Vorher sind wir eben in der Unwirklichkeit. In Wirklichkeit verändern Jahr und Tag, Ort und Umgebung jede Wirklichkeit nicht nur in irgendeiner Hinsicht, sondern vollständig. Die Wirklichkeit will immer neu vergegenwärtigt werden. Die Soziologie darf daher nicht bei den Begriffen anheben, sondern die Gesetze einer vollständigen Vergegenwärtigung gilt es festzuhalten.

Nicht definieren, sondern vergegenwärtigen ist unser wissenschaftliches Geschäft! Nam' und Art, Ort und Ursprung sind die Elemente der Vergegenwärtigung. Den Namen wissen oder hören wir als erstes. Danach äußert sich die Art, genauer die Eigenart in den eigenen Äußerungen des Namensträgers über sich selbst, im Selbstzeugnis. Drittens wird uns nur die Wirklichkeit vertraut, deren Platz in der Außenwelt, im Raum nachgewiesen wird. Das vierte aber ist die Genealogie, die Abstammung oder, wie wir sagen wollen, „der Ursprung“, der bei jeder Wirklichkeit erfragt wird.

Eins und zwei und drei erzählt wohl auch der Märchenerzähler! Mit diesen Punkten entscheidet sich's noch nicht, ob der Erzähler phantasiert oder berichtet, dichtet oder erforscht. Wissenschaftlich hat daher das Erzählen nie sein wollen noch können. Denn zur Wissenschaft gehört Nachprüfbarkeit. Daher ja so viele Lügen über Menschliches umlaufen: Erzählen kann man viel. Die Geschichte als Wissenschaft hat daher noch Punkt vier, die Erkenntnis des Ursprungs, hinzugenommen, und räumt bekanntlich tausendjährigen Schutt weg, um „die Quellen“ und „Ursprünge“ klarzulegen. Das war ein großer Fortschritt. Aber das Lügen hat nicht aufgehört. Die Historiker von heute lügen entweder mit oder sie hören auf, zu vergegenwärtigen und bleiben in den Quellen stecken. Es muß also noch ein Moment hinzukommen: eine Frage, die der Historiker nicht ausdrücklich beantwortet, die aber die Frage aller Fragen ist, muß der Soziologe fragen, ehe er seine Vergegenwärtigungsaufgabe gelöst hat.

Die entscheidende Frage, durch die Erzählen kontrollierbar wird, ist die nach der Stunde, in der erzählt wird. Das ist nicht zu verwechseln mit dem Standpunkt des Erzählers. Denn über den täuscht sich der Erzähler allzu gern selbst. Nein, die Stunde der Erzählung von Wirklichem gibt an, ob das Erzählte selber der Erzählung mitzuhört oder ob es als alte, versunkene Märchenwelt oder auch als fremdes Rätselland vor dem Erzähler steht. Wir werden dies Grundgesetz aller Soziologie, daß man nur mit Angabe der Stunde jede Vergegenwärtigung recht hören kann, wegen seiner Wichtigkeit durch das ganze Buch hindurch immer neu prüfen und kennenlernen. Hier wird ein Beispiel am schnellsten erläutern, was wir meinen.

Das Beispiel sei die Soziologie selbst. Wir betrachten sie als etwas Wirkliches.

Wir wollen also erfahren, was Soziologie, dieser bloße Schall und Rauch eines Namens, als wirkende Macht sei. Der Name ist da. Nun haben wir vorerst zu erzählen, was die Soziologen selber über ihr Wollen und Wesen aussagen; diese Äußerungen ihrer Eigenart führen uns in das Innere.

Dann gilt es den Ort der Soziologie von außen zu bestimmen, ihre Heimat inmitten anderer Wirklichkeiten. Die Außenseite wird deutlich an den Widerständen werden, auf die sie trifft. Der Kampf unserer Gegner begrenzt uns, er weist uns unseren Platz in der Welt an. Von den Widerständen gegen die Soziologie berichtet also ein weiterer Abschnitt.

Sind die Fragen nach dem, wie sich innerlich die Soziologen vorkommen, und nach dem, was die Gegner von außen als Soziologie bekämpfen, beantwortet, so kommen die beiden Fragen zeitlicher Natur. Beide sind aber unter sich wieder entgegengesetzt. Die eine fragt nach dem Ursprung. Wer ist Ahnherr, Schöpfer, Urbild der Soziologie? Die Antwort hierauf steht nicht etwa in der ganzen langen Geschichte vom Jahre X bis zum Jahre 1960, sondern nur in der Erzählung vom „Geburtstag“, von dem Eintritt, von der Entstehung oder Abstammung. Dieser Unterschied ist durch die moderne Geschichtsschreibung fast in Vergessenheit geraten, die Ursprung und Entwicklung zusammen als vergangene Geschichte erzählt.

Wir aber trennen Ursprung und Entwicklung. Denn nur der große Vorgang der Geburt, des Ursprungs ist bei bloßer Rückwärtswendung zu begreifen. Je größer der Eindruck dieser geschichtlichen Erscheinung, desto mehr gilt es nun zu fragen, welcher Stunde der Geschichte gehört sie an? Wie ist ihr Datum im Verhältnis zu unserer Lebensstunde? Fällt sie einfach als ein Stück Vergangenheit vor unser eigenes Leben, liegt sie als unerfüllte Vision noch vor uns, oder gehört sie mitten in unsere gegenwärtigen Kämpfe hinein? Sind die Erscheinung und wir Zeitgenossen, so müssen wir uns erklären, ob unsere Zeiten sich einfach decken oder ob sie uns älter oder jünger als wir erscheint. Wirkt sie als Ziel oder als Vorstufe auf uns? Anders ausgedrückt: Der Erzähler erzählt anders, ob er am Grabe oder noch vor der Verwirklichung oder einfach in Gegenwart dessen spricht, von dem er erzählt. Muß es Soziologie geben?

Auf vier verschiedenen Gedankenbahnen, in vier verschiedenen Betrachtungsweisen, sozusagen in vier verschiedenen Stilarten muß der Name auf das hinter ihm liegende Leben zurückverfolgt worden sein, ehe sich ein geschichtlicher Name wieder mit der Macht in unserem Bewußtsein erfüllt hat, die unser Nachdenken vermißte. In vier Stilarten oder Tonarten müssen seine Elemente aufklingen, ehe wir wieder so aufhorchen, wie damals, als wir einfältig sprechend das Wort so schlicht verwandten, wie es in uns aufbrach. Solch mehrfaches Bemühen erst gibt uns den „richtigen Begriff“ davon. Diese Tonarten enthüllen das Innen seines Trägers, das Außen seiner Natur, nach rückwärts seinen Ursprung, nach vorwärts seine Notwendigkeit.

Damit haben wir die grundlegende Erkenntnis für alles soziologische Ver-

fahren gewonnen: Eine Gewalt, der Menschen gehorchen und die in ihnen wirkt und laut wird, kann nicht durch theoretische Vorstellung noch durch sinnfälliges Vor-die-Augen-Bringen geistig wiedererfaßt werden. Es bedarf dazu einer Anstrengung, an der die verschiedenen Kräfte unseres Geistes von dem zwiespältigen Selbstbewußtsein, von der ordnenden und systematisierenden Anschauung bis zum historischen Taktgefühl und der eigenen Verantwortung, wie sie schon in jedem Gedanken an den sich versagenden Namen schüchtern anklingt, teilnehmen.

Diesen Namen, der aufgehört hat, selbstverständlich zu wirken, bewahrt das Gedächtnis. Sonst würden wir sprachlos.

Sein Leben findet sich wieder im Selbstbewußtsein seiner Träger, die reflektierend sich spalten.

Einordnen in die Außenwelt kann ihn der vergegenständlichende Blick, der ihn objektiviert, Ding unter Dingen.

Seinen Ursprung ertastet das im Zusammenhang bleibende Miterleben, das er gebietet.

Die künftige Wirkung wird von der persönlichen Mitwirkung abhängen, der Zustimmung, auf die es ankommt.

Für die verschiedenen Vorgänge, die in diesen Sätzen beschrieben werden, werden wir künftig kurze technische Ausdrücke gelegentlich in Klammern beifügen. Die Selbstbezeugung der Träger heißt „Reflexivum“, entsprechend dem Vorgang der Selbstbesinnung, Reflexion auf sich selbst. Das Entgegentreten der Widersacher, das der Sache zur äußeren Vergegenständlichung verhilft, ist das „Aktivum“. Die Wege des Erlebnisses heben sich davon ab als ein geduldiges und leidendes Verhalten gegen ein Überliefertes, dem man sich als „Traject“ zur Verfügung stellt. Die Zukunftsgeworfenheit kann als „Präjektivum“ bezeichnet werden. Die Ausdrücke sind übrigens für unsere Darstellung nebensächlich und nur aus Gründen wissenschaftlicher Verknüpfung mit späteren Problemen notwendig.

Für uns ist das sachliche Ergebnis wichtig, das wir vor dem Eintritt in die Soziologie selber gewonnen haben.

Die soziologische Erkenntnis hat zum Träger nicht den philosophischen Kopf, sondern „dich mit deinem ganzen Herzen und deinem ganzen Vermögen“. Und sie kann grundsätzlich und methodisch nur diesen Träger haben.

Dies ist ihr Unterschied gegenüber aller Naturerkenntnis und aller Philosophie. Die Dinge der materiellen Natur draußen und die theoretischen Begriffe der geistigen Überlieferung sind da, ob ich will oder nicht, ob ich mich um sie bemühe oder nicht bemühe. Sie sind objektiv, gegenständlich, und daher bereit, von mir als Subjekt verständig wahrgenommen und begriffen zu werden. Das sogenannte Subjekt, das erfordert wird, ist nur der philosophische Kopf.

Alle Gewalten und Gestalten des geschichtlichen Lebens hingegen verändern

sich eben dadurch, daß ich in die Zahl derer eintrete, die sich mit ihnen befassen. Und deshalb gehört die Erkenntnis, wie sie auf mich wirken und wie gerade ich zu ihnen stehe, als notwendiger Bestandteil in das Verstehen dieser Mächte hinein. Nicht wegen meiner Person, sondern um den Machtbereich jener Gewalt kennenzulernen, ist das interessant. Das Bewußtsein, das ich mir von den Mächten, denen ich gehorche, erwerbe, ist nur um den Preis zu erwerben, daß ich mir meine Abhängigkeit von ihnen – in welchem Ringen und Mühen diese sich äußern mag – eingestehe. Ehe ich nicht weiß, daß sie in mir leben, daß sie über mich herrschen, durchschaue ich sie nicht. Denn es ist ein Teil ihres Wesens und ihrer Macht, daß ich von ihnen spreche und ihren Namen im Munde führen muß. Von Gott z. B. muß man reden, ob man will oder nicht. Man kann ihn leugnen oder man kann ihn bekennen – das gilt gleichviel. Immer läßt sich seiner nur gedenken, indem man mithilft, ihn zu töten oder ihn lebendig zu machen. Das Urteil über lebendig oder tot ist begreiflicherweise das wichtigste Urteil des soziologischen Prozesses! Alle Soziologie muß so den Mut aufbringen, jenes Fünftel oder Viertel der eigenen Stellungnahme des Soziologen aufzunehmen, damit dadurch die anderen drei Viertel glaubhaft werden. Das „überwältigte“ Viertel ist der Teil, mit dem die Wirklichkeit in uns hineinreicht. Nur deshalb aber gewinnen die anderen drei Viertel den Gehalt echter Erkenntniskraft, daß sie aus dem Munde von jemandem stammen, der „überwältigt“, also Träger oder Gefäß jener Gewalt heißen darf. Diese Überwältigung erst verleiht den anderen Tonarten den Klang der Wirklichkeit. Es ist also nicht die Anmaßung des Soziologen, der mit „Erlebnissen“ prunkt, sondern es ist die Bescheidenheit dessen, der sich überwunden gibt, die zur Einschaltung des soziologischen Mitwirkungsbegriffs führt. Erst dann kann man unsere persönliche Leidenschaft und Blindheit ermessen und abziehen, wenn wir das nicht gleich selbst aus eigener Kraft vorweg tun wollen. Die von uns selbst von vornherein behauptete Sachlichkeit ist unkontrollierbarer Schein. Wer spricht, in dem muß der Strom und die Woge des Geistes immer Gewalt behalten. Nur ein anderer späterer, sei das auch er selber auf einer späteren Stufe, kann läutern, was aus ihm hervorbricht.

Soziologie entspringt aus der Leidenschaft, nicht aus der theoretischen Gleichgültigkeit. Damit ist sie nun allerdings in Gefahr, nicht mehr als Wissenschaft sich behaupten zu können. Und diese Gefahr ist in der Tat riesengroß vor den Soziologen aufgetaucht.

Wenn wir uns daher jetzt den einzelnen Fragen zuwenden, deren Vielheit von innen, außen, rückwärts, vorwärts uns die Soziologie als wirkende Lebensmacht erschließen soll, so wird sich gleich zeigen, daß es das Sträuben gegen die Erkenntnis vom machtschaffenden und machtzerstörenden Charakter aller Soziologie gewesen ist, welche bisher die Soziologie zum Schmerzenskind des europäischen und zum Skandal des amerikanischen Geisteslebens gemacht hat.



*Das Selbstbewußtsein der Soziologen  
(Reflexivum)*

Jede unbefangene geistige Tätigkeit spaltet sich in Gegenspieler und Gegensätze. Wissenschaft zerfällt in Schulen. Denn unser Bewußtsein, „zwei-felnd“ wie es ist, entzweit uns mit uns selbst dialektisch. Es gibt Möglichkeiten frei. Auch wenn ich mich für den einen der beiden Wege am Scheidewege entscheide, so bleibt in mir doch das Wissen um den anderen Weg, den ich nicht einschlage, obwohl er auch da ist. Meine Entscheidung ist also eine Betonung der einen Seite. Diese muß durch ein Gegenstück ergänzt werden, in welchem die andere Seite abgeschwächt wird. Das Innere soziologischer Tätigkeit, ihr „Leben“, äußert sich also notgedrungen in einem Widerspiel der „Richtungen“. Durch diese Richtungen erweist sich Soziologie als lebendig.

Die beiden Hauptrichtungen gilt es nun kurz zu bezeichnen. Soziologen wie Dunkmann, Vierkant, Wiese ließen sich gern philosophische Soziologen nennen. Das ist etwas sehr Auffallendes, ja Bizarres: denn es wird der Trennungstrich zwischen Philosophie und Geschichtsphilosophie hervorgehoben. Ältere Unterscheidungen waren spezielle und universalistische oder allgemeine und vor allem: formale und inhaltliche Soziologie. Der glänzendste Vertreter der formalen Soziologie ist in Deutschland Georg Simmel gewesen.

Simmel nun hat die Formen, in die das gesellschaftliche Leben die Individuen verstrickt: den Streit, die Freundschaft, die Geselligkeit, untersucht. Dabei hat er aber die geschichtlichen Inhalte durchaus nicht vernachlässigt. Nur der Ton lag auf der Formenerkenntnis. Sie war der Pol, um den sich seine Schüler und Mitforscher, aber auch die französische Schule der Tarde und Durkheim sammelte. Sieht man aber zu, was das beliebte Wort Form hier rechtfertigt, so findet man, daß es mißbräuchlich verwendet ist. Der Flirt, die Nachahmung, die Gemeinschaft, das Schwergewicht der Masse, und was alles da erforscht wird, das sind ja nicht Formen und noch weniger, wie man gemeint hat, „Beziehungen“, sondern es sind eher Kraftlinien, in die hinein Menschen im Laufe ihres Lebens verstrickt und verwirkt werden können. „Formen“ sind etwas Sichtbares, sind Kleider für Inhalte. Gemeint sind aber hier die sinngebenden Elemente von Lebensvorgängen, durch die das Leben gerade erst Inhalt bekommt! Solche nennen wir Kräfte oder Gewalten. Denn sie verhüllen den Sinn nicht als Form, sondern sie haben die Gewalt der Sinnggebung als Konstituenten jedes wirklichen Menschentums. Mut und Gehorsam, Geltungstrieb und Schulgeist etwa sind „Kräfte“. Aber es begreift sich, daß der Soziologe gern von Formen oder von philosophischer Soziologie spricht. Denn die Potenzen sind etwas Formales, Philosophisches, weil sie etwas bloß Mögliches sind. Das Wesen einer „Potenz“ ist, daß ihr Maß und ihre Bedeutung für die Wirklichkeit zunächst

unbestimmt gelassen werden. Diese Unbestimmtheit aber ist das Wesen jeder nichtgeschichtlichen Betrachtung. Man „abstrahiert“ von Maß und Bedeutung, wo man Kräfte – oder Formen – anordnet. Die Zerlegung in Kräfte ist notwendig, um unter die bestimmten Vorgänge der Wirklichkeit hinunterzugreifen in den Bereich der unbestimmten Möglichkeiten. Diese Zerlegung geschieht wie alle Analysen, um eine Vereinfachung des Denkens zu erlauben. Eine solche Vereinfachung hat sich aber nicht herbeiführen lassen, solange die Kräfte-soziologen nach Formen oder nach Beziehungen zu suchen glaubten. Die Wiesesche Tafel der „Beziehungen“ bezeichnet in ihrer Uferlosigkeit den Zusammenbruch dieser Bemühungen. Es gilt daher, eine zwingende Anordnung dieser zahllosen „Formen“ durch ihre Gliederung in wenige „Kräfte“ aufzuzeigen. Der Griff unter die Wirklichkeit herunter wird nur dadurch gerechtfertigt, daß man bestimmte Kräfte am Werke, nicht aber zahllose Formen da sein läßt.

Die Kräftesoziolegen sind „philosophisch“, „geisteswissenschaftlich“ und überwiegend „streng theoretisch“ eingestellt. Ihnen gegenüber stehen die „allgemeinen“ oder „inhaltlichen“ oder „universalistischen“ Soziologen; ihr A und O ist die Geschichtsphilosophie. Eingestandener- oder uneingestandenermaßen wollen sie mehr als Philosophie: sie wollen Gesetze des gegenwärtigen oder gar zukünftigen Geschehens ermitteln. Sie sind daher Reformer, Weltreformer, Menschheitsreformer, Staatenreformer, vor allen Dingen aber Gesellschaftsreformer. Man könnte also den Formsoziologen die Reformsoziologen gegenüberstellen, wenn uns nicht der Mißbrauch des Wortes „Form“ schon gewarnt hätte. Die Universalisten wollen Wissenschaft in der Tat nur treiben wie ein rechter Arzt die Heilkunde. Sie wollen Gesellschaftsformung durch Entdeckung der gesellschaftlichen Kräfte. Aber sie wollen Gestaltung schlechthin, nicht gerade nur „Reform“.

Daher stellen wir richtig den Kräftesoziolegen die Gestaltungssoziologen gegenüber. Der erste Theoretiker unserer Wissenschaft, August Comte, war Gestaltungssoziologe größten Stils. Er hat die großen geschichtlichen Gestalten der Kirche, der Staatenwelt und der Gesellschaft zur Synthese zwingen wollen. Die späteren haben den gigantischen Plan beschränkt. Aber mindestens eine, nämlich die jüngste Großmacht der Geschichte, die sogenannte „Gesellschaft“, pflegt über alle Soziologen dieses Pols mächtig zu sein. Ein charakteristischer Vertreter dieser Richtung ist Franz Oppenheimer. Die Soziologie ist bei ihm aufs engste mit den ökonomischen Lehren verknüpft. Auch sonst haben gerade die Nationalökonomien immer wieder sich um die Soziologie bemüht (J. J. Wagner, Schäffle, Marx, Max Weber). Da nämlich die moderne Gesellschaft die Ordnung der wirtschaftlichen Kräfte ist, so würden die ökonomischen Lehren und eine gestaltende Gesellschaftslehre, die womöglich gerade den gesellschaftlichen Kräften zur Alleinherrschaft verhülfe, in der Tat im Innersten zusammenhängen.

Eben deshalb ist schon mehr als einer darauf verfallen, daß es nicht sinnlos

sei, einen echten Zusammenhang zwischen dem Sozialismus und der inhaltlichen Soziologie einzuräumen. Denn der Sozialismus erstrebt mit politischen Mitteln Gesellschaftsordnung. Gestaltungssoziologie ist demnach die Strategie, wo der Sozialismus der Taktiker ist. Der sozialistische Soziologe wird noch einen Schritt weitergehen. Da er die Gesellschaft für die einzige Ausdrucksform der Geschichtsvorgänge hält, wird seine Wissenschaft zur Universallehre aller geschichtlichen Gestaltung überhaupt werden. Die sozialistischen Gestaltungssoziologen verlangen also gleichsam alles und jedes von ihrer Wissenschaft. Die Formalsoziologen sind umgekehrt eben als solche meistens Nichtsozialisten und ärgern sich über den universalen und ach so „unwissenschaftlichen“ Reformfanatismus der anderen Richtung. Die gegebene soziale Wirklichkeit sei ein viel zu verwickeltes Ganzes, um sie von einer einzigen Wissenschaft in Bausch und Bogen erschließen lassen zu können. Man müsse sich begnügen, den vielen Einzelwissenschaften wie Geschichtsschreibung, Rechtswissenschaft, Theologie, Kunstwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Psychologie, Ethik usw. eine „Formenlehre des sozialen Geschehens“, als eine Wissenschaft unter vielen, an die Seite zu setzen. Sehr wohl, sagen dagegen die Universalisten, begreifen wir das Dasein der vielen Einzelfächer. Aber sie alle vergessen das Ganze des sozialen Geschehens. Und diese Einheit ist es, die wir retten, betonen, in die Welt rufen, weil eher die Gesellschaft aus ihrer Zerstückelung nicht genesen kann.

Die Polemik beider Richtungen zeigt aber auch, was beide verbindet. Sie greifen entweder unter die Gebiete der übrigen Wissenschaften und Menschen herunter oder darüber nach oben hinweg. Diese Gebiete befassen sich jeweils mit einer einzelnen Gewalt des Lebens, wie Recht, Religion, Wirtschaft, Kunst usw. Der Kräftesoziologe greift unter sie und sucht einheitliche Kräfte, die auf alle diese Gebiete sich entladen und verzweigen; der Gestaltungssoziologe will die Bedingtheit all dieser Gebiete selbst vom Gestaltungsziel her zeigen. Sie werden ihm bloße Kraftfelder eines einzigen Systems. So kommen wir für die Soziologie im Ganzen zu dem Schema einer Ellipse, in der die bisherigen Einzelgebiete der Wissenschaft zwischen den Brennpunkten der soziologischen Arbeit zerglüht werden. Der Abbau erfolgt am Pol des Kräftesoziologen, der Neuaufbau am Brennpunkt der Gestaltungssoziologie.

Beide, mögen sie sich gegenseitig noch so gründlich verachten und bekämpfen, arbeiten einander in die Hände. Beide werden getragen vom Glauben an ein Uralphabet von Kräften, an eine – wenn auch noch so verborgene – Algebra dieses Kräftespiels. Sie teilen diesen Glauben mit Goethe. Goethe hat den Ausdruck selber geprägt: Er war fast siebzig Jahre alt, als er sagte: „Wenn man das Tun und Treiben der Menschen seit Jahrtausenden erblickt, so lassen sich einige Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jede dieser

Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, aber der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen.“ (Gespräche 29. April 1818.) Beide Soziologien verarbeiten zwischen ihrer Analyse und ihrer Synthese, zwischen „Philosophie“ und „Geschichtsphilosophie“ die Gebiete bisheriger Wissenschaft, um hinter ihre Gestehekungskosten zu dringen. Das Kostengesetz der Wirklichkeit, wieviel Kraft, was für Kräfte sie kostet, ist das gemeinsame Problem aller soziologischen Richtungen. Ob Recht, ob Kunst, ob Sport, ob Politik, die Soziologen fragen nach den Kräften, die davon verzehrt und die dafür festgelegt werden. Für jedes solches Gebiet müssen Kräfte abgezweigt und zur Verfügung gestellt werden. Jenseits dieser Abzweigungen muß sich wieder ein Gesamthaushalt all dieser Einzelkräfte ahnen, finden, aufstellen lassen.

Die wichtigsten Gestehekungskosten aber – auch das ist Gemeingut der Soziologen – sind Menschenleben. Alle Gebiete wie Religion, Wirtschaft werden zu Gebieten dadurch, daß sie sich bestimmter Menschenleben bemächtigen und ihnen gebieten.

Die Soziologie stellt daher für jedes dieser Gebiete dieselbe Frage: Wer lebt davon? Welche Menschen, was für Menschen sind der Leib dieses Gebildes? Wen ergreift es? Wen stößt es aus? Menschenleben, Teile von Menschenleben als lebendige Bausteine einer Institution, die werden erfragt, wo man eine Institution „soziologisch“ betrachten will. Die Soziologie stellt die Frage nach den Gestehekungskosten der menschlichen Ordnungen.

Da nun Menschenleben ablaufen, unablässig verlaufen, wachsen, sterben usw., so sind die Kosten immer menschliche Lebenssekunden, vom Augenblick über Tag und Jahr zu viertel, halben und ganzen Lebensläufen. Das Kostengesetz des Geistes, der aus Fleisch und Blut seine Gestalten baut, ist letzten Endes das Problem der Soziologie.

Die Kostenfrage ist also dem Kräftesozziologen und dem Gestaltungssoziologen gemeinsam. Jener analysiert mehr den einzelnen Posten in der Rechnung, dieser stellt die Gesamtrechnung auf.

Dieses ganze Problem einer Rechnungslegung widerstreitet nun dem Geist der übrigen Wissenschaften, in die sich das Wissen vom Menschen bisher gliedert. Und diese Außenwelt hat daher schwerwiegende Anklagen gegen die Soziologie vorzubringen. Dabei wird es sich erst zeigen, wie das Treiben der Soziologen auf die Außenwelt wirkt, und hiervon hängen ja die Chancen ihres Tuns wesentlich ab.

### 3. Abschnitt

#### *Die Kämpfe um die Soziologie (Aktivum)*

Die Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaften sagen der Soziologie viel Übles nach. Sie sehen mit Mißbehagen, daß die von ihnen mühsam erforschten Einzelheiten in das Prokrustesbett großer sozialer Entwicklungshypothesen gezwängt werden, die in zwar leidenschaftlichen, aber auch unbewiesenen Behauptungen gründen. Der soziale Zug und die sozialistische Tendenz der universalen Soziologie ärgert den leidenschaftslosen, voraussetzungslos forschenden Gelehrten, der z. B. die bestehenden Rechtsregeln systematisch ordnet oder die Geschichte der Vergangenheit aus den Quellen herausarbeitet. Aber auch die soziologische Kräftelehre scheint ihm ein anspruchsvolles Spiel der Geistreichheit. Dem Historiker z. B. wird seine Kunst, mit der er die Vergangenheit plastisch darstellt, hier auf ein Alphabet von Formen zurückgeführt; ihm selbst und seinem Publikum werden also die Kulissegeheimnisse gewaltsam zum Bewußtsein gebracht, mit denen er hier und da in naiver schöpferischer Weise Lichter und Schatten auf seine Forschungsgegenstände wirft. Natürlich schildert der Historiker Cäsars die Freundschaft und den Haß der Cäsarmörder. Aber hier an diesem einen bestimmten Ereignis der Iden des März des Jahres 44 v. Chr. gehen ihm diese Kräfte auf. Ob und daß sie im Jahre 1314 oder 1608 auch gewirkt haben, ist wieder nur an diesen Jahren zu ermitteln und zu erleben. Die Lebensweisheit des Historikers ist seine eigentliche Mitgift und sein Stolz. Je weniger Weisheit also der einzelne Historiker besitzt, je mehr er nur im Material wadet, desto ärgerlicher ist ihm eine Wissenschaft, die diesen von ihm vernachlässigten Schatz inventarisiert; je lebensvoller er aber ist, desto überflüssiger und blutleerer erscheint ihm dieses Tun.

Deshalb konnte der geistvolle Historiker Dove unter vielfachem Beifall die Soziologie ein Wortmaskenverleihinstitut nennen. So wie der branchentreue Kaufmann den Schieber verachtet, so blickt der Forscher eines einzelnen Gebietes auf dies Geklimper mit Münzen, die für alle Waren gleichmäßig gelten sollen und daher keiner Ware ganz gerecht werden können.

Zwei Urinstinkte europäischer Wissenschaft fühlen sich durch die Soziologie bedroht: die sogenannte Voraussetzungslosigkeit der Forschung ist der eine. Die deutliche Beschränkung und Einwurzelung in ein Fach und eine bestimmte Periode ist der andere, der sich immer mit jenem paart. Dieser zweite Instinkt geht ja so weit, daß z. B. die Geschichtsschreiber jeder Periode mit anderen Erkenntnismitteln arbeiten: Der Babylonier mit Ausgrabungen von Bauten und Scherben, der antike Historiker mit Inschriften und Klassikertexten, der mittelalterliche Historiker mit Urkunden und Kunstwerken, der moderne Historiker mit Akten und Briefen, und zwar in viel strengerer Arbeitsteilung, als das not-

wendig oder heilsam wäre. Der Trieb nach Voraussetzungslosigkeit aber hat längst alle Größen der Geschichte klein, alles Vergessene groß gemacht: er hat alles relativiert. Absolut ist nur das einzelne Gebiet, das dem Spezialforscher jeweils anvertraut ist: Die Religion, das Recht, die Politik, die Kunst, die Geschichtsepoche, sie sind zu Einzelgebieten mit lebhaft verteidigten Grenzen geworden. Grenzgebiete werden, wenn auch ungerne, anerkannt. Aber im ganzen liegt alles Wißbare eingefangen und gebändigt in Gebiete. Die unermessliche historische Aufklärung des 19. Jahrhunderts ist an alles, was sie behandelt, als an etwas Ungefährliches, weil Abgetanes, Abgesondertes und Begriffenes, herangegangen. Das Recht z. B. ist ein Gebiet, das nicht wächst noch schwindet: es ist bloß Inhalt, Stoff und Materie für den Forscher. Nun kommt der Soziologe und spricht von Kräften und Mächten, und verspricht womöglich gar, aus diesen Kräften Zukunftsgestalten gesetzmäßig zu entwickeln.

Hiergegen empören sich die Herrscher der Gebiete, weil aus den begrifflich abgezogenen Fachgebieten der Theorie in diesem Fall plötzlich unbegreifliche Gewalten des geistigen Lebens werden müßten, Gewalten, denen der Fachmann nicht mehr voraussetzungslos gegenüber-, sondern überwältigt unterstände. Aus dem Gebiet der Religion z. B., das Religionshistoriker, Religionsphilosophen, Religionsvergleicher, Religionsdogmatiker erforschen, also aus der „Religion in Geschichte und Gegenwart“ (einem bekannten Sammelwerktitel), würde hier plötzlich eine Gewalt, die Gewalt Religion, die trotz jener gelehrten „Religion ohne Zukunft“ um ihre Zukunft ränge, und deren Ringen von jedem entweder nur gefördert oder gehindert werden kann. Wer nicht für sie ist – wie der Voraussetzungslose –, der ist wider sie. Und jene Gelehrten wären – ohne es zu wollen – die Totengräber, gegen die lebendige Religion sich wehren müßte.

Die Gegner der Soziologie, die Gebietsfachmänner, verraten uns also erst das Geheimnis, das die Soziologen wegen ihrer inneren Kämpfe nicht so klar aussprechen: Die Soziologie droht wegen ihrer Neigung zur Zukunftsgestaltung, ebenso sehr aber, weil sie mit Kräften (statt mit bloßen Begriffen oder Formen) mehr und mehr rechnen lehrt, die gefahrlosen „Gebiete“ der Wissenschaft zurückzuverwandeln in gefährliche „Gewalten“. Die Soziologen, indem sie am einen Brennpunkt ewige Kräfte entdecken und indem sie am anderen Brennpunkt nach gesetzlicher Gestaltwerdung fragen, erlösen das in seine Teilgebiete zerfallene Geistesleben aus der reinlichen Zerlegung. Wie der Zauberer aus Knochen und Fleischteilen wieder Leben erweckt, so werden von den Brennpunkten der Ellipse her die Gewalten, die in diesen Gebieten schlummern, wieder freigesetzt. Abstrakter, gefahrloser „Gebiets“-charakter der Geisteswissenschaften erhebt sich gegen den Gewaltcharakter der neuen Lehren.

Dabei treiben die Universitätssoziologen, die inmitten der Hunderte von Fachvertretern und Gebietspezialisten alter Art sich behaupten müssen, vielfach Mimikry und wollen auch „voraussetzungslos“ forschen. Aber die Soziologie im ganzen treibt unaufhaltsam vorwärts. Selbst der hyperabstrakte So-

ziologe v. Wiese stellt wörtlich fest, daß jeder Mensch in jedem Augenblick nur gewaltenbindend oder -lösend verfahren kann. Damit gibt es also keine bloße Theorie mehr, sondern der Soziologe trägt Mitverantwortung für die Gestaltung, indem er denkt!

Nach dieser Formulierung schienen die Gegner nur unrecht, die Soziologen nur recht zu haben. Und das Recht des Lebens ist sicher mit der Soziologie, denn kein Spott, keine Ungnade, kein Hochmut haben ihr Vordringen hindern können, und doch haben das offizielle Deutschland und der offizielle Historismus wie gegen alle gesellschaftliche Neuordnung so auch gegen die Soziologie redlich Widerstand geleistet. Aber es ist eine ständige Erfahrung, daß ein Sohn gegenüber seinen Eltern meistens nur in der Sache recht zu haben pflegt, in der Form seines Vorgehens aber um so stärker unrecht; und deshalb muß erst dieser sein Verstoß gegen die Formen gesühnt werden, ehe das Gewissen des Sohnes zur Ruhe kommen kann. Diese Sühne, mit der er die Verzeihung der Eltern erlangt, ist oft viel langwieriger als der Akt der Empörung, mit dem er sich aus dem Herkommen riß. So nun ist auch der Widerstand der Geisteswissenschaften notwendig durch die Art geweckt worden, in der sich die Soziologie anfänglich ihr Verfahren dachte. Und nur dank dem erbitterten Widerstand ihrer Gegner hat die Soziologie die falschen Mittel abgestoßen, mit denen sie ihr neues, an sich lebensvolles Ziel verfolgte. Ja, teilweise ist sie noch heute nicht von diesen Schlacken gereinigt, und deshalb bedarf es noch immer des Zwiespaltes zur „reinen“, „echten“, wertfreien Fachwissenschaft, um die Soziologie über sich selbst empor- und hinwegzureißen.

Worin besteht dies Unrecht der Soziologie? Die Soziologen wollten Gesetze finden und Kräfte ordnen in der Menschenwelt. Diese Welt bestand für die Geisteswissenschaften von der humanistischen Philologie des 15. Jahrhunderts mit ihren hunderttausend Anmerkungen bis hinunter zur unübersehbaren Geschichtswissenschaft des 19. aus einem Ozean von Stoffeinzelnheiten, gesetzlosem Vielwissen, beängstigend chaotisch aufgeschwellt. Dem zu entgehen, warf sich der Soziologe der Methode in die Arme, die in der Natur draußen Gesetze entdeckt, und glaubte, theoretische Naturgesetze der Gesellschaft ermitteln zu können. Die Einleitung hat uns darüber belehrt, daß hier eine Verwechslung obwaltet. Theoretische Erkenntnis steht ihren Objekten gegenüber. Der Soziologe hingegen untersteht den Mächten und Gewalten, von denen er Zeugnis ablegt. Die Geisteswissenschaftler protestieren daher mit Recht gegen die Verirrung der Soziologen, lauter Bilder aus der Natur zur Erklärung des geschichtlichen Lebens zu verwenden. Die weitverbreiteten Organismustheorien aller Art (Schäffle, Gierke), ebenso wie die Theorien vom Spiel der Kräfte, nehmen den Mächten des Zusammenlebens ihren Rang und ihre Eigenständigkeit. Sie machen untermenschliche, bald biologische, bald physikalische Vorgänge daraus. Dabei ist der fromme Augenaufschlag, mit dem das Wort „Organismus“ ausgesprochen zu werden pflegt, kein Ersatz für die Gedankenlosigkeit, die

in diesem Theoretisieren auch seitens der „Organiker“ steckt. Der „Kosmos“-Leser glaubt heute noch, Familie und Recht oder Religion ähnlich kennenlernen zu können wie Ameisenstaat, Bienenwesen, Wiesenordnung, Pflanzengeheimnis und Sternenlauf, nämlich mit rein theoretischem Interesse.

Diese Verirrung war nur möglich, weil sich den Soziologen ein ungeheures geschichtliches Material darbot, das in der Tat menschlich gleichgültig schien: nämlich der ethnographische Stoff aus all den Gebieten der Erde, mit denen sich die europäische Geisteswissenschaft bis dahin wenig befaßt hatte. China und Indien, die mexikanische und peruanische Kultur, vor allen Dingen aber die Tausende sogenannter „Naturvölker“ in Afrika, Malakka, Australien usw. boten einen überwältigenden Stoff, der zwar menschliche Ordnungen, aber aus menschlich gleichgültiger Ferne umfaßt. Dieser der alten Wissenschaft unbekannt Stoff gibt der Soziologie der letzten hundert Jahre das Gepräge. Von den Naturvölkern kann man mit rein naturwissenschaftlichem Interesse reden. Es ist für den Gesetzgebungstrieb, der hinter der Soziologie steckt, denkwürdig, daß noch 1921 einem sozialistischen Parteiprogramm die neuesten Ergebnisse der Naturvölkerforschung eingearbeitet werden sollten! So sehr hält man hier naturwissenschaftliche Erkenntnisse für möglich.

Die meisten Soziologen, die populär geworden sind, nehmen entsprechend Familie, Staat, Männerbünde, ja die sozialen Probleme der Indianerstämme und der Australier ernster als Europas letzte dreitausend Jahre. Ihre Leser vergessen daher recht oft, daß die Naturvölker abtrünnige, unserem Menschheitsleben entfremdete Menschheitssplitter sind, deren Absonderung vom geschichtlichen Leben sie uns als „Natur“ erscheinen läßt! Diese Natur ist also gerade das Gegenteil der Urformen, die man in ihr suchte, sie ist Abfall vom großen Menschheitsbaum. Die Naturvölker repräsentieren nicht die Art, sondern die Entartung. Wie denn ihre Reste auch heute – eben unter anderem von den Soziologen – erst wieder in den Lebensstrom der Hauptmenschheit fast gewaltsam zurückgebetet werden, soweit sie diese Lebendigkeit noch ertragen.

Dieser Jagd durch die Völkerkunde ist die Soziologie mittlerweile etwas müde geworden. Moderne Soziologen verwahren sich lebhaft gegen den Verdacht solchen Strebens. Dabei hat zweifellos der weite Abstand, in dem sich hier die menschlichen Angelegenheiten darbieten, einigen genialen Forschern (z. B. Frazer, Heinrich Schurz, M. Weber) zu kostbaren Einsichten verholfen. Aber die echten und eigentlich wichtigen Soziologen des abendländischen Kulturbereichs mindestens in Deutschland verbateten sich in dieser Epoche (1850 bis 1900) geradezu leidenschaftlich die Anrede als Soziologen. Diesen Namen hätten sie als Beleidigung des guten Geschmacks und als Abtötung ihrer inneren Verbundenheit mit dem Leben, das sie bezeugen wollten, empfunden. An erster Stelle ist unter diesen Forschern Wilhelm Dilthey zu nennen, der in doppelter Isolierung jede Verwechslung ebenso sehr mit den Naturvölker-So-



ziologen wie mit der Alexandrinischen Gelehrsamkeit zu meiden suchte. Er wollte nämlich gerade die innereuropäischen Lebensmächte der letzten vierhundert Jahre heraufbeschwören! Diese nächste Vergangenheit steht uns aber zu nahe, um uns ein „Fachgebiet“ oder eine tote Außenwelt sein zu können.

Eben deshalb hat der ausgezeichnete Riehl (*Naturgeschichte des deutschen Volkes*) nicht Soziologe heißen wollen, weil er das Teuerste und Nächste, Heimat und Vaterland, lebendig zu machen hoffte. Riehl z. B. hat sich durch den Verzicht auf soziologische Hilfsmittel um die notwendige Vertiefung und auch um seine Wirkung gebracht. Aber sein Urinstinkt war berechtigt. Die Soziologen sprechen von der uns verbundenen Welt auf unanständige Weise. Das Elternhaus heißt vielleicht Tabu, die Geliebte die „Geschlechtsgenossin“, des Volkes eigener Führer wird als „charismatischer Führertyp“ katalogisiert, das eigene stammelnde Gebet als „Magie“ entwertet. Wer so redet – und die Soziologen reden oft und geflissentlich so – verdient kein Gehör in guter Gesellschaft.

Daher dürfen die Geisteswissenschaften sich in die Soziologie erst hineinbegeben, wenn die Soziologen von den Gestalten des Staates, der Kirche, des Volkes, des Genius, aber auch von den Kräften der Arbeit, der Liebe, des Glaubens usw. wie von unseren eigenen und eigensten Angelegenheiten sprechen, statt sie wie Figuren eines naturwissenschaftlichen Raritätenkabinetts mit Gruselnamen zu etikettieren. Müller-Lyer ist ein abschreckendes Beispiel für das Unheil, das dadurch angerichtet wurde.

Aber ist der anstößige Bund der Soziologie mit den Naturwissenschaften lösbar? Hat sie sich nicht in ihrem Ursprung diesen Geistern verschrieben? Die schamlose „Natursprache“ läßt den Soziologen wohl als Thronprätendenten, nicht aber als legitimen Erben der bisherigen Geisteswissenschaft erscheinen.

In welchen Bedingungen wurzelt die Soziologie geschichtlich? Nach rückwärts müssen wir blicken, um die Vollmacht der Soziologie zu prüfen. Wir fragen nach dem Ursprung der Soziologie.

#### 4. Abschnitt

##### *Der erste Soziologe (Präjektivum)*

Die erste große Gestalt der Soziologie geht der Erfindung des Namens Soziologie durch Auguste Comte voraus. Diese gewalttätige, aus lateinisch socius und griechisch logie – also ähnlich dem Wort Automobil – gebildete Etikette unserer Wissenschaft deutet schon darauf hin, daß man mit dem reinen Rom und dem reinen Hellas nicht mehr auskam; so greift man zu Mischungen. Denn

man muß neue, dem klassischen Altertum unbekannte Dinge bezeichnen. Eine nirgends mehr mit Nachahmung zufriedene Zeit kündigt sich an. Die ganze Technik, Chemie, Medizin des 19. Jahrhunderts hat sich so mit Mischworten aus dem Sprachschatz der Alten durchgeholfen. Auch die Soziologie also spricht keine eindeutige neue Sprache. Ihr Name verrät ihre Stellung an der Schwelle unerhörter Verhältnisse, am Eingang in eine Weltordnung, die auf wissenschaftlicher Erkenntnis der Naturkräfte beruht.

Aber um die neue Lehre mit ihrem eigenen Namen hervorzurufen, war der gewaltige Eindruck eines Menschenlebens notwendig. Dies Leben wurde als neu, unerhört und bahnbrechend erlebt; nach seinem Lauf schien ein Zurück in den bisherigen Wissensbetrieb unmöglich. Die Lehren Auguste Comtes sind wie die nachträgliche Theorie zu der Lehre, die in dem Leben des Grafen Saint-Simon (1760–1825) enthalten ist.

Saint-Simon gilt wegen seiner Lehren als der erste Sozialist neben Fourier. Mit diesen Lehren gehört er in den vergänglichen Strom der Sozialisten des 19. Jahrhunderts. Mit seinem Leben hingegen überragt er diese Zeit, überragt er den Abgrund – darin ähnlich wie Goethe –, den die Französische Revolution aufriß und den die Weltkriege erst schließen, den Abgrund der individualistischen Auflösung aller Überlieferung und aller Verknüpfung der Generationen. Dadurch wird er eine Gestalt noch unserer Gegenwart. Denn wir erst stürzten ganz in jenen Abgrund. Erst die Generation der Weltkriege hat tatsächlich alles verlernt, was an Erbweisheit den Völkern des sogenannten *ancien régime* (der Zeit von 1100 bis 1789), also der Jugendzeit Goethes und Saint-Simons, vertraut war; erst wir verstanden weder in ritterlicher Art Krieg zu erklären noch in christlicher Art Frieden zu schließen. Dies beides aber war das Kennzeichen der christlich-ritterlichen Staatenwelt. Heute also erst ist diese Vergangenheit zu Ende gelebt, sind ihre Kräfte endgültig aufgebraucht. So erscheint uns denn auch Goethe, der in seinem Faust diese ritterliche christliche Welt noch einmal verklärt hat und so mit seinen Werken im „*ancien régime*“ wurzelt, gerade heute als der erste Mensch, der sein Leben bereits leben mußte wie wir, jenen Bindungen entwachsen, dennoch ihrer keine einzige in Staat und Kirche verachtend, einer nicht mehr ritterlich-christlichen, sondern menschlichen Neuwelt vorauslebend. Diesem großen Sohn und Geisteserben der deutschen Krönungsstadt des Heiligen Römischen Reiches läßt sich vergleichen der Nachkomme Karls des Großen aus dem Geschlecht der Herzöge von Saint-Simon, voraussichtlich Pair von Frankreich, Grande von Spanien mit einem Jahreseinkommen von 500 000 Livres. Geboren 1760, nahm er in der Teilnahme an dem nordamerikanischen Freiheitskrieg unter Washington seinen geistigen Anteil an der Französischen Revolution sozusagen vorweg. Dem Vizekönig von Mexiko schlug er vergebens – er war 23 Jahre alt – damals vor, den Stillen Ozean mit dem Atlantischen durch einen Kanal – hundert Jahre vor Lesseps – zu verbinden!

Was konnte die neue geisttrunkene Zeit diesem Geist bieten, das die von ihm bereits einmal natürlich eingenommene Stellung seines Geblüts im ancien régime aufwog? Es ist Saint-Simons Größe, daß er die volle Spannung dieses Gegensatzes mutig bejahte:

Die Zeit ist neu geworden. Nichts gilt mehr aus der alten. Aber ich, Graf Saint-Simon, bin auch da und werde mit neuen Mitteln in der neuen Zeit sein, was ich in der alten gegolten hätte.

Und nun dringt er Schritt für Schritt in die Leidensgeschichte des Geistes ein. Die Stufen des Geistes verlaufen entgegengesetzt von denen des ancien régime. Hier war er zu seinem Rang geboren, und das äußere Ansehen entschied. Im Leben des Geistes aber gilt das eigene schrittweise Schaffen und der Mut zur Demütigung! Dynamik statt Statik, Aussaat auf Hoffnung statt Erfolg durch Besitz. Saint-Simon schmilzt das Riesenerbteil an Prestige aller Art um in das Riesengewinn, „dem Menschengestalt eine neue Laufbahn zu eröffnen, die physiko-politische Laufbahn“. So nennt er die Soziologie!

Hier treffen wir das Stichwort, das wir suchen: die Verbindung von Physik (Naturwissenschaft!) und Politik schwebt ihm vor. Vom ersten Tage an ist Soziologie irgendwie eifersüchtig auf Naturwissenschaft und will ihr ebenbürtig werden. Alle Irrtümer der Soziologie wurzeln also in diesem Lehrbegriff. Aber Saint-Simons Leben weist nun zugleich über die billige Art naturwissenschaftlicher Analogien weit hinaus. Diese Vergleiche mit Chemie oder Physik oder aber auch – es sind die verbreitetsten – mit der Zoologie (man denke an alle die tausendfachen, bis ins einzelne ausgeführten Vergleiche mit Bienen, Ameisen, Affen, Tierherden usw., mit denen uns angebliche Soziologen plagen) kosten die Soziologen selber ja nichts. Sie entnehmen sie irgendeinem Buche eines Kollegen von den Naturwissenschaften. Sie sind billig, und eben, weil sie so billig sind, wertlos und beweislos.

Saint-Simon will die Politik der Physik ebenbürtig machen. Ebenbürtig wird sie nicht durch Bilder aus der Zoologie, sondern durch das eigene Experiment. Das Experiment aber kann nur an Menschen geschehen, nicht an beliebigen Menschen, nur am Soziologen selbst. Sein Leben ist das Experiment. Saint-Simons Leben wird ein großes, ungeheures Experiment. „Das einzige Mittel, um das Denken zu wirklichen Fortschritten zu zwingen, ist, Erfahrungen zu machen. Die wichtigsten Denkerfahrungen sind solche, die zu neuen Handlungen oder neuen Reihen von Handlungen führen. Nun kann aber keine neue Handlung begriffen werden, bevor man ihre Ergebnisse beobachtet hat. Infolgedessen kann ein Mensch der höchsten Gedankenforschung gar nicht anders, als im Verlauf seiner Erfahrungen viele Handlungen zu begehen, die den Eindruck der Tollheit machen.“

Um einen wichtigen Schritt im Geist vorwärts zu tun, muß man folgende Bedingungen erfüllen:

Es gilt, 1. in der Vollkraft der Jahre so originell und so aktiv wie irgend möglich zu leben;

2. alle Theorien und alle Praktiken sorgfältig aufzunehmen;

3. alle Gesellschaftsklassen zu durchlaufen, sich persönlich in die verschiedensten sozialen Lagen zu bringen und sogar Beziehungen zu schaffen, die anderweit noch nicht existieren;

4. schließlich im Alter die Wirkungen dieser Handlungen auf die anderen und auf sich festzustellen, und aus diesen Feststellungen Grundsätze zu ermitteln.“

Saint-Simon konnte diese Sätze mit 50 Jahren niederschreiben, denn er hatte so gelebt. Ja, er konnte hinzufügen: „Leicht begreift sich, daß mir so im Leben viel Außerordentliches widerfahren ist, das zum Erzählen reizt. Aber das wird die Erholung meines Alters sein . . . noch lebe ich in der Zukunft.“

Zwei Jahre später kritzelt er auf einen Zettel:

„Seit 14 Tagen lebe ich nur von Wasser und Brot. Ich arbeite ungeheizt, ich habe alles, bis auf das, was ich anhabe, verkauft, um die Druckkosten meiner Arbeit zu decken. In diese Notlage gebracht hat mich die Leidenschaft für die Wissenschaft und das Gemeinwohl, hat mich der Wunsch, ein Mittel zu finden, um auf gelinde Art die schreckliche Krise zu beenden, in die sich die gesamte europäische Gesellschaft verstrickt sieht. So kann ich, ohne zu erröten, mein Elend eingestehen und um die nötige Hilfe bitten gehen, damit ich mein Werk fortsetzen kann.“

Diese Aufzeichnung bleibt keine papierene. 1823 sind Vereinsamung und Not so groß geworden, daß Saint-Simon Selbstmord begehen will. Er überlebt aber das letzte und schrecklichste Experiment seines Lebens, und in diesem Augenblicke erlebt er noch kurz die Bildung seiner Schule. Aber auch die geistigen Stichworte jenes eben angeführten Zettels benennen keine gelegentlichen Einfälle, sondern die echten Wurzeln, aus denen Saint-Simons gesamte geistige Persönlichkeit entspringt. Diese Stichworte enthüllen den Ausgangspunkt seiner physiko-politischen Sehnsucht und fortan – bewußt oder unbewußt – aller echten Soziologie. Nicht Wißbegier nämlich, nicht Verstandesübung können jemals ein Experimentieren mit dem eigenen Leben rechtfertigen, wie es Saint-Simon gewagt hat. Vielmehr sind „die Krisis Europas“, „die Leiden der Zeitgenossen“ und – in anderen Schriften – „das Elend der Armut“ die Stichworte, die diesen ersten heroischen Akteur der echten Soziologie wirklich „ins Leben gerufen“ und ins Leben geschleudert haben. So trägt sein *Industriesystem* den Untertitel: „Betrachtungen über die notwendigen Maßnahmen zur Beendigung der Revolution!“ Und seine erste Schrift von 1802, in der er die ihm widerfahrene göttliche Offenbarung mitteilt, daß Arbeit und Genius ein Bündnis eingehen sollen, eine Vorwegnahme von Lassalles *Die Wissenschaft und die Arbeiter*, ent-

hält den diktatorischen Satz: „Sobald die Wahlen zum Haupttrat und den Teilräten vollzogen sein werden, wird die Geißel des Krieges Europa räumen, um nie wiederzukehren.“

Heute unter Epigonen mögen einzelne Lehrstühle und Lehraufträge, Gesellschaften und Kongresse für Soziologie dieses Wissen als eine „rein wissenschaftliche“ Angelegenheit einkleiden, wo denn Erkenntnis aus freier Vernunfttätigkeit aufspringt. Als Ganzes bleibt Soziologie dennoch unfrei, nämlich gebunden und verbunden dem Leidensstande der Menschheit. Sie ist keine voraussetzungslose Wissenschaft. Sie weiß alles, was sie weiß, aus der ersten Tatsache des Leides. Nichts weiß sie zunächst, als daß die Menschen leiden, daß etwas nicht so ist, wie es sein soll. Ja, sie weiß nicht viel mehr als eben dies. Sie bricht mit der Anmaßung der liberalen Wünsche und des liberalen Menschen, dessen Geist vom Wahren, Guten, Schönen auszugehen meint. Sie gesteht sich ein, daß sie der Furcht vor dem Nichts, vor dem Leid, vor dem Unrecht, das in der Welt ist, entspringt und nur an ihnen sich orientieren kann. Den Mathematikern seiner Zeit schrieb er ins Stammbuch: „Tatsachenmenschen, Infinitesimalisten, Algebraiker und Arithmetiker, welches sind eure Rechte auf den ersten Platz in der Armee der Wissenschaft? Das Menschengeschlecht ist in eine der schwersten Krisen seit dem Anfang seines Daseins verwickelt. Was tut ihr, um sie zu beenden? Über welche Mittel verfügt ihr, die Ordnung in der Gesellschaft wiederherzustellen? Ganz Europa erwürgt sich. Was tut ihr, dem Gemetzel ein Ende zu machen? Nichts.“

Was sage ich. Ihr habt es auf die Verbesserung der Zerstörungsmittel abgesehen. Ihr sorgt dafür in allen Armeen. Was tut ihr, um Frieden zu schließen? Nichts. Menschenkenntnis allein könnte dazu helfen. Ihr aber benutzt nur die eine, daß ihr den Mächtigen schmeicheln müßt, um von ihnen Geld zu erhalten.

Zieht euch von der Führung der Wissenschaft zurück. Überlaßt es uns, die Herzen wieder zu erwärmen, die unter eurem Vorsitz erfroren sind. Wir müssen ihre Aufmerksamkeit auf die Arbeiten richten, die den Frieden dadurch schaffen, daß sie die Gesellschaft reorganisieren“ (*Oeuvres I*, 1865, S. 54).

Als Saint-Simon auf die großen Stichworte: Krisis Europas, Leiden der Zeitgenossen, Elend der Armut hin das Leben des Soziologen erwählte, hat er eine Heilkunde der zeitweiligen Ordnungen schaffen wollen. Dem *ordre temporel* fehle noch, was das Christentum für die geistliche Ordnung, die Kirche, schon geleistet habe: ein gesetzmäßiger notwendiger Aufbau. Die Wissenschaft wird zur Wissenschaft von Sündern, von Christen, von Leidenden; welch ein Gegensatz zu aller vorsoziologischen Wissenschaft, die des Gerechten, des Gebildeten, des Weisen, des philosophischen Denkers, des Tugendhaften und des Vernünftigen Vorrecht zu sein scheint, und somit den wirklichen Menschen der letzten 1900 Jahre ignoriert hat, statt von ihm auszugehen.

Die neue Wissenschaft soll daher auch Menschen ausbilden, die neben den kirchlichen Priestern und den staatlichen Juristen treten, ja diese überflüssig

machen sollen. Im „nouveau Christianisme“ ist eben das Neue die neue Führung der Gesellschaft dort, wo jene beiden alten Führerschichten versagen. Sie versagen aber in der vernünftigen Ordnung des weltlichen Schwertes, also von Arbeit und Wirtschaft, Ehe und Erziehung, in allem Zeitweiligen.

Wieder läßt sich eine wichtige Erkenntnis für die Abgrenzung der Soziologie aus Saint-Simons Horizont entnehmen: Saint-Simon – der ja als Sozialist gilt – schreibt einen „politischen Katechismus der Industriellen“; die „Arbeit“ ist eine seiner großen soziologischen Entdeckungen. Mit anderen Worten, die Probleme der modernen kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft sind die ihm aktuellen und gegenwärtigen. Aber er verfällt nun nicht in den Fehler der reinen Sozialisten oder Ökonomen, alle Menschheitsfragen von diesen Gesellschaftsproblemen her lösen zu wollen. Vielmehr bleibt das Christentum als originale Größe und gegebene Wahrheit vor und als Aufgabe *jenseits* dieser modernen Industriewelt erhalten. Und noch eine stille Großmacht bleibt ursprünglich, unableitbar im Gemeinschaftsleben, ohne von der Wirtschaftsgesellschaft vergewaltigt werden zu dürfen: das Leben der Geschlechter. Es ist eine Urmacht wie Christentum und Arbeitswelt. Als sein Schüler Infantin auf die Familie die ökonomischen Gedankengänge übertragen will, die unter den Stichworten freie Ehe, öffentliche Erziehung aller Kinder heut als die Schlagworte der Gesellschaftsfanatiker wohlbekannt sind, da erhebt sich gegen diese Verarmung der Grundkräfte des Lebens ein sofortiger Protest. Und aus Saint-Simons Geist wird vielmehr ein Schutzwall vor die Kräfte der Familie und der Geschlechter gefordert. Dieser Schutzwall trug schon das Stichwort, das heut nach einem schmerzlichen Jahrhundert von Psychoanalytikern und Nervenärzten mühsam hat wieder entdeckt werden müssen: le code de la pudeur sollte er heißen. All die sozialen Auswirkungen und Äußerungen der Scham sollten also erforscht und zur Entfaltung gebracht werden! <sup>1</sup> Für unseren Rückblick soll hiermit nur angedeutet sein: Saint-Simon ist nicht der Sklave des neuesten sozialen Problems. Er ist kein Prinzipienreiter, der nun plötzlich alles aus der Arbeit, der Wirtschaft, dem Christentum ableitet. Er sieht die Ursprünglichkeit verschiedener Schöpfungskräfte, unableitbar auseinander, aber als einheitliche Schöpfung vor uns hingestellt. „Saint-Simon was still learning when he died. There is nothing to show that he had arrived at his final position“ (E. M. Butler, *The Saint-Simonian Religion in Germany*, Cambridge 1926, S. 10). Deshalb konnte er auf seinem Sterbebett ausrufen: „L’Avenir est à nous“. Die meisten Menschen enden so wie sie beginnen, als einzelne; dies „à nous“ ist die stolze Frucht seiner Leiden, und das ist der Grund, warum ich mich in diesem Werke zu Saint-Simon bekenne. Ich kann ihn nicht im Stich lassen, während ich in Marx und Comte nur Doktrinen finde.

Dies ist vielleicht die wichtigste Abgrenzung der Soziologie von allen gleich-

---

<sup>1</sup> Siehe mein Album: „Make Bold to be Ashamed“. 2. Auflage New York 1956

zeitigen sozialen Theorien, mit denen sie so oft verwechselt wird. Die Ursprünglichkeit von Religion, Familie, Wirtschaft und Staat ist von Saint-Simon in seinem genialen Instinkt für die wirklichen Mächte nicht einem Dogma geopfert worden. Sie hat von der Soziologie in harten Kämpfen neu entdeckt und gesichert werden müssen. Ihrer endgültigen Herausstellung dient auch diese Darstellung. Der Fanatismus der Soziologen, die weniger genial waren als Saint-Simon, ging oft genug darauf aus, möglichst viele Posten ihrer Rechnung aufeinander zurückzuführen. Man denke an die materialistische Geschichtsauffassung mit ihrer fixen Idee des „Wirtschaftlichen“. Davon hat sich Saint-Simon freigehalten. (Vgl. das Wiederfinden seiner Wahrheit.)

Vielleicht wird der Außenstehende weder Saint-Simons Unbefangenheit noch die naheliegende Versuchung für engere Herzen würdigen. Weshalb überhaupt solche Prinzipien aufstellen? Mag's doch beliebig viele geben! In der Tat sprechen die Historiker gern so. Aber ein Soziologe kann gegen die Zahl der bewegenden Kräfte nicht gleichgültig sein. Er muß nach Urkräften suchen. Denn er strebt ja nach der Einsicht in das Kostengesetz der geschichtlichen Gestalten. Deshalb also bedeutet es ein für allemal eine große Erkenntnis: Der Teppich des Lebens besteht nicht aus beliebig vielen, aber er besteht auch nicht aus einerlei Fäden, sondern ein Bestand an Urkräften läßt sich erkennen oder – wie bei Saint-Simon – wird aus der Wirklichkeit heraus unbefangen anerkannt.

Diese Urkräfte nun werden immer neu in mannigfacher Abwandlung erfordert, um dasselbe zu leisten. Trotzdem bedeutet in dem Haushalt der Kräfte „dieselbe“ Erscheinung in jedem Augenblick etwas anderes. Denn ihre Rolle im Ganzen, ihre Beziehung auf das Ganze wechselt. Bei Saint-Simon findet sich auch dieser Satz, einer der wichtigsten Sätze der Soziologie, angedeutet. Ich gebe ein Beispiel für seine Anwendung, um die geniale Art seiner Einsichten zu kennzeichnen. Er klagt die Kirche der Ketzerei an wegen ihres Funktionswechsels! „Rechtgläubig war der römische Klerus bis zur Stuhlbesteigung Leos X. (1512), denn bis dahin war er den Laien in allen den Wissenszweigen überlegen, deren Fortschritte der ärmsten Klasse vorangeholfen haben. Seitdem ist er in Häresie verfallen, denn er hat nur noch die Theologie gepflegt, und hat sich von Laien den Rang in Kunst, Naturwissenschaft und Technik ablaufen lassen.“

Dieser Heiler der sozialen Ordnungen weiß sich nun selbst geistesgeschichtlich abhängig vom Christentum. Saint-Simon unterscheidet sich von der plebejischen, oft rein wirtschaftlich und heidnisch gerichteten Soziologie der Späteren dadurch, daß er sich als nachchristlichen Geist weiß. Er springt nicht vor das Christentum zurück wie die gesamte Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die zoologische Soziologie; auch hier zeigt er sich Goethe verwandt, dessen „Heidentum“ eben in Wahrheit kein blindes außerchristliches, sondern ein bewußt nachchristliches genannt werden muß. Denn Goethes freies Leben hat als bindende Voraussetzung, die es freudig bejaht, das Christentum. Ebenso weiß Saint-Simon um kein „voraussetzungsloses“ Denken. Er wächst aus dem Christentum. Seine

Denkfreiheit will nur noch eine nachchristliche sein! Die Solidarität der ganzen menschlichen Familie wird vorausgesetzt.

Es gilt Saint Simon, die Schätze des klerikalen Christentums zu erneuern, umzuwandeln in Sprache der Wissenschaft, des Gedankens, der Zukunft, der menschlichen Allgemeingültigkeit. Auch hier hält er die volle Spannung fest wie in seinem persönlichen Leben. Wie hier der geborene Aristokrat der alten Zeit sich verwandelt, durch unermüdliche Opfer, in den Adel der neuen Epoche des Geistes, so soll kein Wert aus der Schatzkammer der alten Ära preisgegeben werden, sondern alles haben wir zu verwandeln, bis unser Leben wiedergeboren und erneuert in gleicher Kraft schwingt.

Die originellen Mittel und die originellen Aufgaben der Soziologie, ihre Stellung zum Christentum und zur Naturwissenschaft zeichnen sich also am Lebenslauf Saint-Simons klarer ab, als an dem oft fast versickernden und zersplitternden Stromlauf dieser Wissenschaft in der Folgezeit.

Ein lebendiger Mensch wiegt eben schwerer als hundert Bücher, ein lebendiger Mensch, dessen Leben zu Geist wird durch die Schöpferkraft des Opfers. Saint-Simon konnte von seinem Leben schreiben:

„Mit einem Wort: Mein Leben stellt sich dar als eine Reihe von Fehlschlägen, und trotzdem ist es kein verfehltes Leben; weit entfernt davon abzusinken, bin ich immer höher gekommen. Das will sagen: Kein einziger meiner Fehlschläge hat mich bis zum Ausgangspunkt zurückfallen lassen.“

So hat er in den Fehlschlägen den Schlüssel zum folgenreichen Leben wiedergefunden, den Schlüssel, der einst die Tore zur Kirche geöffnet hatte. Es gibt kein „verfehlteres“ Leben als das Leben Jesu. Deshalb ist es das fruchtbarste Leben der Weltgeschichte. Die sechzig Jahre fehlgeschlagenes Leben sind Saint-Simons Leistung. Das unfruchtbare Verhältnis der Deutschen zu Goethe hat wohl verhindert, die genaue Parallele zwischen Goethe und Saint-Simon zu sehen. Das Größte an Goethes Dichtungen ist nämlich nicht, daß ein Dichter sie gedichtet hat, sondern daß ein Mensch sie als Bruchstücke belassen hat. Beim Dichter bedeutet nämlich Fragment genau das, was in der Politik der Fehlschlag ist. Goethes Leben bestand aus Bruchstücken einer großen Konfession, und dennoch war es kein verfehltes Leben.

Der Ungeheuerlichkeit dieser Saint-Simonschen und dieser Goetheschen Wahrheit sind wir meistens nicht gewachsen. Aber nur sie erlaubt uns, Minus in Plus zu verwandeln. Ohne diese Einbeziehung des Negativen ist die menschliche Gesellschaft verloren. Fast keine von den Antworten, die Saint-Simon auf seine Fragen zu geben wußte, hat für uns heute irgendeine Bedeutung. Wir haben aber an seinen Fragen eine geistige Haltung kennengelernt, die einer bestimmten Stufe des natürlichen Geistes, der nachchristlichen, entspricht. Und wir fragen uns, ob dieses Prinzip einer nachchristlichen Wissenschaft uns auf die Soziologie verpflichten kann.



*Die Stunde der Soziologie (Trajectivum)*

Was würde fehlen, wenn nicht soziologisch gedacht und gesonnen würde? Wem würde nichts fehlen? Wem würde etwas fehlen? Wenn Saint-Simon ein Berufener war, hat er sein Tun zum Beruf erheben können?

In der Tat, lange genug konnte Soziologie für weite Teile der Menschheit als schädlich, mindestens als überflüssig gelten. Überall dort nämlich, wo Menschen in ererbter Sicherheit von Geschlecht zu Geschlecht nach festem Herkommen Recht und Unrecht, Gut und Böse kennen, Bauern und Handwerker der kleinen Landschaften Europas, die Kulis Chinas und die Neger Innerafrikas – überall, wo nichts Neues zu erwarten steht unter der Sonne, weil vorgesorgte Ordnung weiser Ahnen alles voraussah, dort hat nur jener Ahn oder der weise Gesetzgeber oder der Fürst oder der Nachfolger des Oberhauptes sich Erfahrung erkämpfen müssen. Alle Späteren liegen, tun, hassen, lieben, „wie das Gesetz es befahl“. Daraus entspringt jene bewunderungswürdige Triebstärkung des sittenstarken Stammes oder Dorfes, der klare Stil des Tuns von der Totenklage bis zum Erntefest. Überall besteht solches gesichertes Leben, wenn auch nur in Inseln und Resten, im stürmischsten Europainnern. Die Sektenüberlieferung des puritanischen Nordamerika bildet einen ähnlichen Halt für die Menschen selbst dort, wenn auch nur für eine Oberschicht. Aber die Eroberer, Gesetzgeber, Führer und Ahnherrn, die zum Bewußtsein verurteilten Träger der Ordnung, deren Gesetze und Beispiele „instinktiv“ befolgt zu werden scheinen, sind in Europa schon längst – zum Unterschied von vielen anderen Ländern – zu einer ständigen, schulmäßig erzeugten Einrichtung geworden: die Geistlichkeit des Mittelalters, die Gebildeten der Neuzeit stellen eine dauernd neuernde, ändernde, revolutionierende, triebüberwindende, triebwandelnde Führerschicht dar. Die Wissenschaften, mit deren Hilfe sie diese Neuerungsarbeiten angreifen, sind anfangs Theologie und Rechtswissenschaft, später Staatsphilosophie und Naturwissenschaft.

Die Geistlichen und die Gebildeten genossen, solange sie Erfolg hatten, jene bei den Christen, diese bei den Europäern für ihre Gestaltungsleistung Respekt.

Seit 1789 ist dieser Respekt vor dem gegebenen Gesetzgeber heillos erschüttert. Die Führerschule versagt, weil sie nicht mehr sichere Autorität genießt. Nicht irgendein einzelnes Gesetz wird bezweifelt, sondern das tiefere Recht zu irgendwelcher Gesetzgebung überhaupt. Die Ansprüche der Kirche wie die des Staates werden verspottet. Ein Hexensabbat aller freien Geister herrscht. Gott ist abgesetzt; auch die Frommen bemühen ihn nur sonntags. Aber auch der Glaube an den natürlichen Rang der Dynastien, der Könige oder des Adels vor den gewöhnlichen Sterblichen, der Glaube an das Götterblut, ist dahin. Es ist nicht mehr die höchste Ehre für ein Bauernmädchen, wie noch im Jahre 1750 durchaus, von

einem Fürsten genossen zu werden. Der Königsmörder wird nicht tagelang gefoltert und gevierteilt.

Mit alledem erlischt der Respekt vor der Naturkraft, die in dem Befehl der Könige und des Kaisers sich verkörpert. Die Rechtswissenschaft genügt nicht mehr, denn man beugt den Sinn nicht vor dem kaiserlichen Codex und seinen Paragraphen.

Ein Vergleich mit der Geschichte der Medizin mag verdeutlichen, was uns heut in der politischen Welt widerfährt. Ums Jahr 1600 entbrannte ein Kampf um das ärztliche Lehrbuch, das jeder Professor vorlesen mußte, den antiken Galenus. Der berühmte Helmont weigerte sich, Galenus' wegen, Professor zu werden. Nun war das, was im Galen stand, keineswegs so falsch. Sondern es war nur das Richtige, das im Galen stand, für Helmont nicht mehr deshalb richtig, weil es im Galen stand, sondern aus der Erfahrung, dem Experiment usw. Geradeso ist heut vieles in den Gesetzen richtig. Aber es gilt nicht schon deshalb für richtig, weil es in einem Gesetz steht!

So leben wir heute. Die bisherigen Führerwissenschaften geben nicht Ansehen noch Autorität mehr. Die Erbweisheit, die in ihnen überliefert wird, droht mit dem unansehnlich gewordenen Gefäß zugleich verschüttet zu werden. Eine theologische Erkenntnis, ein Rechtssatz ist dem Mitglied des Klerus oder der Juristenzunft ohne weiteres einleuchtend. Aber um dem Mann der Arbeit und Wirtschaft einzuleuchten, muß derselbe Satz anders abgeleitet und anders gefaßt werden. Diese Umfassung ist aber notwendig. Denn die kommenden Führer sind unbekannt, und jedenfalls gehen sie nicht mehr nur aus den alten Führerschichten und Führerschulen (Klerus und Juristen) hervor.

Jene „Krise Europas“, die den Grafen Saint-Simon auf den Plan rief, bleibt also für uns eröffnet.

Sie bleibt's im Sinne der Führerkrise, aber auch in dem andern Sinne besteht sie, daß Neuerung, Änderung, also Instinktlockerung und Überlieferungsbruch, jene bisher regierten und versorgten Volksteile selbst in den letzten Inseln durchrüttelt. Die Erbsitte muß also in diesem Zustand wilder Änderung durch Bewußtseinskkräfte mindestens behelfsweise ersetzt werden, durch Schulung vor allen Dingen. Also muß die Lehre von den gemeinschaftsbildenden und den gemeinschaftzerstörenden Kräften, Soziologie, eine besondere Dringlichkeit erlangen.

Schließlich letztens hatte sich Europa angeschickt, die übrigen Erdteile unauf löslich mit sich wirtschaftlich, geistig, politisch zu verknüpfen. Die eigene Theologie und die eigene Rechtswissenschaft erwiesen sich aber als schlechterdings exportunfähig. Denn das römische Recht und die griechische Kultur sind zu spezielle Voraussetzungen nur für uns Europäer und gehen die übrige Welt zu wenig unmittelbar an. Auf der anderen Seite hat die Katastrophe der Weltkriege, das Ringen um einen Weltfrieden tagtäglich die Frage einheitlicher Lehre und Sprache dringlich gemacht. Die paar europäisch gebildeten Asiaten, die bei

der Unesco und anderswo Reden halten, dürfen ja über die Kluft nicht hinwegtäuschen, die Europas Denken von jenen Gedankenwelten trennt.

Auch hier besteht die Aufgabe der Verwandlung der eigenen Erbweisheit, der Preisgabe alles Zufälligen und Entbehrlichen, die Aufdeckung eines Wissens, das sich nicht auf göttliche Autorität noch auf die Staatsgesetze, sondern auf die Vergegenwärtigung im Menschen beruft. Nur eine „menschliche“ Wissenschaft hat Aussicht darauf, jene geistige Lücke auszufüllen, die in jedem einzelnen Volksganzen, in ganz Europa, auf dem Erdenrund entstanden ist.

Die Methode dieser Wissenschaft kann keine theologisch-scholastische, keine rechtswissenschaftlich-philosophische sein: Saint-Simon hat ihre Menschlichkeit schon enthüllt, als er sein eigenes Leben als großen Versuch dahingab. Ihr Beweisverfahren wird also nicht in dicken Büchern und in Zahlenreihen seine Triumphe feiern können, sondern nur in gelebter Lückenausfüllung: Der Soziologe ist der lückenausfüllende Mensch. Erst sein Mitleben und seine Mitwirkung bringen – wieder sei auf Saint-Simon verwiesen – ein soziologisches Problem zur Reife. Beteiligung und Mitleidenschaft des Soziologen, sein leidender Eintritt in die Pathologie des Falles als Teil des Falles, ist der entscheidende Schritt zur Vergegenwärtigung dessen, was fehlt. Erst hinter diesem Mitleben her eröffnen sich auch Erkenntnisse. Leiden werden vom Soziologen gefordert. Leiden sind nichts Theoretisches. Und so ist die Soziologie „theoretisch“ nicht als notwendig zu erweisen. Nur wer unter der Krise Europas, der Zerrüttung der Erde, der Auflösung des Volkstums mitleidet, nur für den hat Soziologie eine Zukunft. Nur er wird es verstehen, weshalb Soziologie nicht in Bibliotheken noch in Laboratorien, sondern nur in Gemeinschaften von Menschen bestehen kann. Denn niemand kann sich aus dem menschlichen Geschehen herausgenommen wähnen in abstrakte Begriffswelten und reine Zahlenbereiche. Es gibt keine soziologischen „Definitionen“ und Theorien. Denn der Soziologe, der lacht, denkt, spricht oder schreibt, steht dem sozialen Vorgang, den er bedenkt, bespricht oder beschreibt, nie von außen gegenüber, sondern in seinen Gedanken, Besprechungen und Beschreibungen setzen sich die sozialen Vorgänge selber fort, äußern sie ihre Macht über ihn und vollenden sich mit seiner Hilfe oder gegen seinen Widerstand. Simmels unübertreffliche Darstellung europäischer Geselligkeit z. B. ist zugleich ihre letzte feinste Blüte unmittelbar vor ihrem Vergehen; sie ist so selbst ein Letztes im Leben dieser Formen. So gibt es hier kein festes Objekt wie bei jeder „objektiven“ Wissenschaft und kein Subjekt wie bei jeder Theorie. Der Soziologe entdeckt den menschlichen Geist als Bestandteil der menschlichen Welt, Teil unter Teilen, Geschöpf unter Geschöpfen, gleich vorübergehend und dennoch gleich wesentlich. Es gibt keine Sicherheiten, keine ein für allemal gültigen Lehrsätze, wenn nicht lebendige, forschende und lehrende Menschen sich mit ihrer ganzen Person auch unter Lebensgefahr für sie einsetzen und verbürgen. Die Soziologie ist mithin keine Geisteswissenschaft im Sinne alter Universitätsüberlieferungen und erst recht keine Naturwissen-

schaft im modernen Sinne. Dennoch ist Soziologie echte Wissenschaft, genau wie das, was seit achthundert Jahren Wissenschaft heißt. Denn ihr Verlangen geht auf Vergegenwärtigung.

Dies aber ist das Bemühen aller großen Wissenschaft immer und zu allen Zeiten. Alle Naturwissenschaft vergegenwärtigt uns die Natur und ihre Kräfte. Soweit ihr das gelingt, können wir dann über diese Natur herrschen und ihre Kräfte gebrauchen. Genau so wie alle Schulweisheit und Philosophie die Weisheit der Alten vergegenwärtigen, damit das lebende Geschlecht über sie verfügen könne. Soziologie will freilich nicht Weisheit und Geisteswertsätze etwa des klassischen Altertums oder des Mittelalters vergegenwärtigen. Das tun längst andere Wissenschaften. Sie will auch nicht Natur vergegenwärtigen, weil auch das schon glänzend geleistet wird. Sie will den wirklichen Menschen und die menschliche Wirklichkeit vergegenwärtigen, die ihr aus den Namen und Worten der Sprache aufklingt.

Der Unterschied liegt nur im Thema. Die Geisteswissenschaft trachtet irgendeiner als klassisch überlieferten Ordnung des Geistes nach, der Naturforscher vermisst (und ermisst daher) die volle Gegenwart der äußeren Natur. Wir wären am Ende, wenn er einmal ganz über sie verfügte. Und er ist heut am Ende, soweit er zum Teil bereits allzu gut über sie verfügt (Kriegschemie, Kriegsphysik).

Der Soziologe vermisst die wirklichen Kräfte, mit denen wir Menschen geschaffen sind.

Die Soziologie fragt nicht nach dem aus der Vergangenheit überlieferten Geisteserbe wie die sogenannte Geisteswissenschaft, nicht nach der von außen uns gegebenen Natur wie die Naturwissenschaft, sie erforscht die innere Ordnung der uns angeschaffenen, in uns *hineinerschaffenen* Wirklichkeit. Dieser Unterschied gegen historische Überlieferung und natürliche Gegebenheit bedingt nun auch ihr Verfahren.

Daher sind ihre Verfahren auch nicht die oft als die einzigen wissenschaftlichen Verfahren hingestellten der Deduktion und Induktion. Die Gefahrenquellen unseres Tuns als Soziologen wurzeln ja weder in zu geringer Allgemeinheit, noch in zu geringer Vereinzelung unserer Erfahrung. Jener Mangel muß durch Deduktion, dieser durch Induktion geheilt werden. Den Soziologen gefährdet nur sein Mangel an Kraft zur Vergegenwärtigung. Die Schwäche des Soziologen besteht darin, nicht genügend Teil, Partei, Mit-Glied der Wirklichkeit zu bleiben, also in einer verfrühten Flucht in entwertende Unparteilichkeit. Bei solcher Abstraktion und Herauslösung zieht man nämlich nicht genügend Widerstand aus der Wirklichkeit auf sich, man bindet nicht sein Teil von Trägheit und Schwerkraft, weil man wähnt, die chemisch reine Wahrheit im luftleeren Raum vor lauter Idealisten kampflos zum Siege führen zu können. Aber gerade die letzten Jahrzehnte mit der ungeheuerlichen Lügenpropaganda der Weltkriege haben den letzten Schullehrer in Europa zur Unwahrheit verleitet. Die Lüge erwies sich als der Alltag des Menschengesistes. Anfällig und schwach

wurden selbst die freiesten Denker; kein Gedanke war geschützt vor Mißbrauch. Alles sozusagen ist gedacht und behauptet worden; das kam mit der Zeitung und ging mit der Zeitung. Die besten, edelsten Herzen haben dem Zeitgeist ihren Tribut entrichtet. Der menschliche „Geist“ hat seine ideale Rolle ein für allemal ausgespielt.

Kein Genie und kein Amt, kein Volksgeist und kein Schulgeist in Kunst und Wissenschaft, Kanzel und Politik hat unmittelbar mit Gottes Geist etwas zu schaffen. Der Geist ist nicht Gott. Alle Soziologie fängt mit dieser bitteren Einsicht an. Die Soziologie wies sich als Stück der Welt aus, als Partei, die Partei sein darf und soll, zugleich aber als jemand, der keinen Augenblick sich aus dem Ganzen „herauslösen“ (d. h. verabsolutieren) darf. Daher ist das soziale Erkenntnisverfahren, das wir gleich in diesem Ersten Teil zu üben versucht haben, das, welches Innen und Außen, Ursprung nach Rückwärts und Notwendigkeit nach Vorwärts unterscheidet. Diese vier Wege zur Bestimmung der Lebenskraft eines Gedankens, eines Willens, einer Tätigkeit, einer Einrichtung usw. gibt es weder in der Naturwissenschaft noch in der Geisteswissenschaft.

Der Raum verbietet auszuführen, inwiefern Soziologie einzelne dieser Verfahren selbstverständlich mit älteren Wissenschaften (Rechtswissenschaft, Geschichte, Theologie, Ökonomie usw.) gemein hat.

Entscheidend für die Soziologie ist nur die Mehrzahl ihrer Verfahren. Um z. B. zu sagen, was Soziologie sei, haben wir viermal ansetzen müssen. Diese vier Ansätze lassen sich nie in einen Satz oder in eine Definition zusammenziehen.

Sie liegen auf unvereinbaren Ebenen. Die vier Sprechweisen alle sind unerläßlich, um zu vermitteln, was etwa Soziologie bedeute. Die Wirklichkeit will mit allen Kräften unseres Wesens erfaßt werden, mit Neigung und mit kühlem Verstand, mit Furcht und mit Hoffnung, keine dieser Ebenen ist in eine andere übersetzbar.

Wirklich ist uns nur, was in all diesen vier Bereichen von uns erfaßt worden ist.

Dabei zwingt schon die Scheidung in Innen und Außen zur Mitgliedschaft mit der Wirklichkeit. Nur der Mitlebende kann Innen und Außen trennen. Und so liegt in dieser Scheidung ein Schutz gegen die erste Schwäche des Soziologen: Theorie, Abstraktion, Unbestimmtheit durch Deduktion, Willkür durch Induktion.

Eine zweite Schwäche entspringt der Beschaffenheit aller menschlichen Forschungsinhalte: sie sind mit der Zeit und in der Zeit erst entstanden und vergehen mit der Zeit. Die Wirklichkeit, in der wir Menschen leben, ist eine vorübergehende. Es schwächt aber die Kraft jeder Lebenserscheinung, wenn wir um ihre Vergänglichkeit wissen: sie wird relativ.

Dieser Schwäche begegnet jener methodische Zwang zum Rückwärts- und Vorwärtsdenken. Der Soziologe muß seinen geschichtlichen Ort nennen. Er redet eben nicht in die Ewigkeit, sondern in eine zeitliche Notlage hinein. Nun

muß er zwischen Rückwärts und Vorwärts treten und damit sich entscheiden, was für ihn schon vergangen und erledigt, was noch zukünftiges Bedürfnis ist. Erst damit macht er den sozialen Vorgang, den er untersucht, gegenwärtig.

So soll die räumliche Doppelteilung in

Innen und Außen

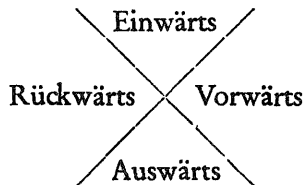
und die zeitliche Doppelteilung in

Rückwärts und Vorwärts

die beiden Schwächen hintanhaltend, die von dem Alexandrinertum des Soziologen und von der Vergänglichkeit des behandelten Themas drohen. Die Mitgliedschaft des Soziologen, die Zukunft des Erforschten müssen beide sichergestellt werden. Er denkt zeitweilig.

Nur in dieser doppelten Sicherung wird die soziologische Erkenntnis menschlich und die Soziologie aus Lüge Wahrheit, nämlich die Teilwahrheit unserer Gegenwart, die uns Menschen zugänglich ist.

Die vier Verfahren vergegenwärtigt sich der Leser am besten an den bisher gelesenen Abschnitten. Sie bilden das Koordinatensystem der Wirklichkeit für das soziologische Denken.



Während also der Naturforscher seine Außenwelt in den dreidimensionalen Raum und die astronomische Zeit zerlegt, muß das geschichtliche Leben doppelt zerspalten werden: Der Raumbegriff gliedert sich noch einmal in Innen und Außen, der Zeitbegriff in Vergangenheit und Zukunft. Der Innenraum ist prinzipiell ein anderer als der Außenraum. Die Vergangenheit hat ein anderes Maßsystem als die Zukunft. Die Idealisten, griechisches wie Renaissancedenken, Spinoza wie Kant, scheinen es nie für nötig gehalten zu haben, ihre Zeit- und Raumerfahrungen wirklich ernst zu nehmen. So können sie mit dem Schulraum, in den sie ihre Gedanken fortpflanzen und mit der Tatsache, daß sie Bücher schreiben, nichts anfangen. Und doch hat kein einziger von ihnen diese Bücher in denselben Raum hineingeschrieben, von dem sie sich Gedanken machten. Der Raum für diese Denker war ein abgesonderter Raum. Wo kam denn der her? Aus der einfachen Erfahrung, daß wir vom All nur dadurch uns befreien, daß wir irgendwo zu Hause sind. All und Heimat sind notwendige Pole. Im All allein werden wir nämlich verrückt. Wie kommt denn Kant dazu, an den Fortschritt der Zeit zu glauben? Doch nur, weil kein Mensch den bloßen Augenblick erfahren kann, wenn er nicht im selben Atemzug eine zweite Zeit über die Sekunde wölbt. Gegeben sind uns der Raum als All; die Zeit als Augenblick. Also Zeit und Raum werden erfahren. Um sie aber zu erfahren, müssen wir

den Raum unterteilen und die Zeit ausdehnen. Der kleinste Innenraum, wo zwei oder drei versammelt sind, ist der großartigste Raum; die längste Zeit von Adam bis zum Jüngsten Tag ist die schwierigste Zeitspanne. Der kleinste Raum also und die längste Zeit sind am schwierigsten zu erschaffen deshalb, weil die Menschheit den ungeteilten Raum des Alls und den kleinsten Augenblick am Anfang vorfindet. So ist die einfache Nebeneinanderstellung von Zeit und Raum nichtssagend, ja sie verhindert die Erkenntnis beider.

Diese Tatsachen sind merkwürdig unbekannt. Sie sind die Hauptideen, auf denen vorliegende Soziologie sich aufbaut. Merke als Prinzipien, die sich als Aufbau der bisherigen Abschnitte bewährt haben:

Innen:

(Reflexivum) Das Recht des Ganzen steht fest; infolgedessen entfaltet sich die Fülle der Richtungen, Gegensätze, Unterschiede. Beispiel: Die Spaltung in soziologische Schulen. Alle Reflexion bricht uns in Parteien auf.

Außen:

(Aktivum) Das Wesen des Ganzen ist fragwürdig. Daher treten herrschende, entstellende, gefährliche Züge übermächtig hervor. Beispiel: Die Feinde und Gegner aller Soziologie überhaupt zwingen alle Soziologen zusammen.

Vorwärts:

(Präjectivum) Eine neue Not bittet um Einlaß ins Vernehmen. Sie kann nur eingelassen werden, wenn altes abgetan wird und Not zum Notwenden in neuen Trägern führt. Goethe, Saint-Simon.

Rückwärts:

(Trajectivum) Soweit alte Not fortwährt, fahren wir dankbar fort, die alten Notwenden anzuwenden. Wir erkennen also an, daß jene Stunde noch währt. Wir sind Nachfolger, weil das Geschehen feststeht und solange es feststeht.

Die Wahrheit eines sozialen Geschehens, beispielsweise einer Staatsgründung, einer Freundschaft, eines Vereins setzt sich also aus vier Wahrheitselementen zusammen.

(Innen): Die Stimme der inneren Wahrheit, des Selbstbewußtseins.

(Außen): Die Stimme der äußeren Wahrheit, der Bewährung.

- (Rückwärts): Die Stimme der Schicksalsstunde, die das Gebilde bereits ins Leben rief, bevor wir selber leben.
- (Vorwärts): Die Stimme der Verantwortung, die es künftig nicht missen kann.

Wieder werden wir darauf geführt, daß soziologische Erkenntnis nur hörbar und vernehmlich, nicht sichtbar und greifbar gemacht werden kann. Stimmen müssen laut werden, miteinander streiten und ringen; sie bestimmen am Ende unsere Erkenntnis. Die Stimme unserer eigenen Verantwortung ist immer selber eine, wenn auch nur eine Stimme in diesem Zusammenklang. Alle Soziologie ist also nur als mehrstimmige Erkenntnis möglich. Umgekehrt erhellt hieraus auch die Eigenart soziologischer Inhalte. Ein vollständiger soziologischer Tatbestand muß seine Vollständigkeit darin zeigen, daß er mehrere Räume und mehrere Zeiten erfüllt, daß er in einem Innenraum und einer Außenwelt lebendig wirkt, in einer Vergangenheit wurzelt und in eine Zukunft hineinragt. Das Koordinatenkreuz der Wirklichkeit zerschneidet ein mehrräumlich-mehrzeitliches Geschehen. Wirklich ist nur, was in mehr als einem Raum und in mehr als einer Zeit bestimmt wird. Nur diese Wirklichkeit ist das Thema der Soziologie. Dieser Erste Teil hat am *Beispiel der Soziologie selbst* diese Art der Mehrstimmigkeit darzutun gesucht. Auf dies Beispiel muß sich der Leser daher im Fortgang unserer Untersuchung immer wieder besinnen, um unser Verfahren sich klarzumachen.

Damit haben wir uns den Weg zu der Untersuchung der Kräfte geebnet, aus denen alle Wirklichkeit sich ewig bildet. Noch einmal wiederholen wir: Der natürlich empfindende Mensch verlangt nicht danach, diese Analyse vorzunehmen. Ihm geht es wie dem singenden Kind oder dem Flötenbläser, denen die Töne der Melodie kunstgerecht hervorquellen, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, es seien immer nur sieben Töne c, d, e, f, g, a, h, und in Notenschrift lasse sich jede ihrer in die Luft verklungenen Melodien niederschreiben und festhalten. Trotzdem ist die Erfindung der Notenschrift unerlässlich gewesen, um größere Chöre zu einheitlichem Gesang zusammenzuführen. Und so hat die Notenschrift die Musik zwar auch getötet, aber nicht nur getötet, sondern auch ungeheuer gesteigert. Auch das wirkliche Leben zieht seine Melodie und seine Klänge aus der Kraft der Lebenden. Dennoch sind die Dissonanzen und die Durchbrechungen der Melodien so bedrohlich geworden, daß die Soziologie versucht, die Notenschrift zur Melodie des sozialen Lebens zu erfinden, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dazu müssen vor allen Dingen die grundlegenden Intervalle richtig und vollständig bestimmt werden.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Für die Methodik dieser „Tieferen Grammatik“ verweise ich auf die gleichzeitig erscheinende Programmschrift „Zur Verteidigung der grammatischen Methode“ (Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen)





Zweiter Teil

DIE SPIELRÄUME UNSERES REFLEXIVUMS



## A. DIE SPIELRÄUME JEDER FÜR SICH

### 1. Abschnitt

#### *Der wirkliche Raum und die wirksame Zeit*

Man mustere einmal in der Großstadt an einer Anschlagssäule die Anschriften und Aufrufe, Plakate und Bilder, Verordnungen und Bitten, man überschlage ihre Zahl und Buntheit, verfolge in Gedanken alle Ziele und Mitteilungen auf ihren Ursprung, und man wird es im ersten Augenblick für ein aussichtsloses Beginnen halten, irgendein Alphabet von Kräften gesetzmäßiger Art in diesem wilden Chor von Stimmen zu enträtseln. Es gehört zum Wesen des Wirklichen, unerschöpflich mannigfaltig und vielseitig zu erscheinen. Jedes Ding hat viele Seiten. „Dem einen sin Uhl is dem annern sin Nachtigal.“ Dasselbe Leichenbegängnis ist eine Genugtuung für den Toten, ein Unglück für die Familie, eine Einnahme für das Sarginstitut, eine Aufgabe für die Verkehrspolizei, eine Sensation für die Schulkinder, eine Gelegenheit für Taschendiebe. Es wird die Ursache, daß ein Arzt zu spät zu einem Unfall gelangt, ein Liebespaar sich verfehlt, zwei Männer sich kennenlernen, die sich fürs Leben befreunden, ein neuer Straßendurchbruch in Angriff genommen wird, die Herrschaft einer politischen Partei ein Ende nimmt, ein Künstler zu einem genialen Werk inspiriert wird und vielleicht irgendeine allgemeine Sitte in jener Stadt sich einbürgert, z. B. auch künftig einem Leichenzuge jeweils hundert Schritt das Geleit zu geben. Volks sitten, Glück und Unglück, Bündnisse und Gegensätze, Handlungen und Gefühle, Werke und Reformen werden alle aus demselben wirklichen Vorfall mitbestimmt. An dieser Unerschöpflichkeit der Wirklichkeit darf man nicht vorüberblicken; sie ist ihre erste Grundbestimmung. Man könnte nun eine Soziologie des Leichenbegängnisses entwerfen wollen. Carlyles Sartor resartus ist tatsächlich eine entsprechende Soziologie der Kleidung, und Simmels geistvolle Philosophie des Geldes folgt den verschlungenen sozialen Bedeutungen des Mammons. Aber auf diese Weise bleibt wie in der Musik der Eindruck der Unerschöpflichkeit herrschend. Bei diesem Eindruck des „Beziehungs“-Reichtums wollen manche skeptische Soziologen einfach stehenbleiben. Das bedeutet aber den Bankrott, bevor man noch angefangen hat. In sich selbst bieten diese Eindrücke freilich niemals eine Ordnung. Die Ordnung der Eindrücke kann offenbar nur gelingen, wenn man die Maßstäbe zu Hilfe nimmt, die uns als Bestimmungstafel der Wirklichkeit am Ende des Ersten Teiles in den Schoß gefallen sind. Denn nur damit treten wir an einen archimedischen Punkt außerhalb dieser Buntheit. Und von diesem archimedischen Punkte her, in dem sich Innen von Außen und Rückwärts von Vorwärts scheidet, werden die Kräfte der Wirklich-

keit ansprechbar, bestimmbar. Denn jede Wirklichkeit gehört danach notwendig zwei Räumen und zwei Zeiten an, um vollwirklich zu sein. Die Fortschritte der Physik z. B. gehören nicht in dieselbe Zeit, die diese Physiker messen. Denn der Fortschritt der Physik hängt ausschließlich von der Zukunft ab. Ihr spannt sich die Seele des trockensten Monisten zu; um seine Wahrheit, daß alles bloß ein mechanisches Universum sei, zu beweisen, muß ihm ja die Zukunft recht geben! In allen Wissenschaften kann immer nur der nächste Tag die Untersuchungen des vorhergehenden rechtfertigen. Der Physiker nennt diese zweite Zeit den Fortschritt seiner Wissenschaft, ohne zu bemerken, daß in dieser zweiten Zeit alles vom Ziel nach Rückwärts-beurteilt wird. Während er also z. B. die Schritte auf der Landstraße mit der Stoppuhr von der ersten Sekunde nach vorwärts zählt, wird gleichzeitig sein eigenes Tun nur dadurch sinnvoll, daß es vom Ende der Physik her betrachtet als sinnvoll erscheint, daß die Zukunft auf ihn wirkt.

Die einfachsten Grundkräfte der Wirklichkeit lassen sich also zunächst einmal abstrakt bestimmen. Ich kann nämlich – unter Vorbehalt der Nachprüfung – zuerst einmal abstrakt jeder Grundrichtung eine Kraft zugesellen. Damit komme ich zu einer Vierzahl von Kräften: die Innenkraft und die Außenkraft, die Ursprungskraft und die Zukunftskraft. Das sind zwei einseitig räumlich und zwei einseitig zeitlich betonte Kräfte. Zwei Kräftegruppen lassen sich also sondern. Die Zeitkräfte des Ursprungs und der Zukunft sind gleichgültig gegen den Raum ihres Vorkommens. Ich kann von Saint-Simon erzählen und von der Zukunft der Soziologie schwärmen, ohne daß Geschichte oder Zukunft Platz wegnehmen im Raume. Es ist ja das Wesen der Vergangenheit, räumlich vergangen zu sein, das Wesen der Zukunft, noch nicht im Raume da zu sein. Beide sind also raumlos. Dafür tragen beide Zeitkräfte gegenseitig in polarer Spannung ihre Abhängigkeit voneinander in sich. Mit der Vergangenheit muß ich stets auch der Zukunft gedenken. Mit der Zukunft scheidet sich notwendig auch eine Zeit als Vergangenheit aus. So sind beide doppelzeitlich. Die Zeitkräfte des Wirklichen gehen uns mithin raumlos doppelzeitlich auf.

Von den Raumkräften gilt das Umgekehrte. Die inneren Behauptungen der Soziologen (oben I. a) verlangen unsere Teilnahme ohne jede Rücksicht darauf, wann der einzelne Soziologe sie aufgestellt hat. Sie sind gegen die Zeit gleichgültig. Auch die Vorwürfe ihrer Verfolger wollen jederzeit als solche ernst genommen werden. Hingegen wollen jene wie diese nur gelten im Innenverhältnis der Soziologen untereinander oder im Außenverhältnis ihrer Kämpfe mit den anderen Wissenschaften. Hier wird offenbar ein Raum vorausgesetzt, und zwar ein Doppelraum, der sich in beiden Fällen in Innen und Außen scheidet. Die Raumkräfte des Wirklichen treten mithin als zeitlos doppelräumliche Kräfte auf.

Damit haben wir zunächst nur ein abstraktes Schema aufgestellt. Wir haben die von uns schon gefundenen vier Stimmen soziologischer Erkenntnis in die zu erkennende Wirklichkeit hineingetragen. Wenn der Gebrauch dieser Bezeichnungen Sinn haben soll, so muß er sich als nützlich bewähren, um das Gleiche

in der Erscheinungen Flucht damit eindeutig zu bezeichnen. Diese Bezeichnungen wollen ja eine Notenschrift sein. Sie sind nicht die Musik selbst, aber sie ermöglichen die Wiedererkennung von Musik und die Unterscheidung von Musik und Nicht-Musik. Wenn wenigstens alle lebendige Wirklichkeit sich von aller Scheinwirklichkeit mit Hilfe unseres Alphabets unterscheiden ließe, so wäre dies eine erste Bewährung unseres Handwerkszeuges. Die erste Aufgabe, die sich dem Soziologen stellt, ist also, das Unwirkliche vom Wirklichen zu trennen. Das Unwirkliche ist notwendig ein Schein von Wirklichem. Sonst kämen wir nicht in die Versuchung, es für wirklich zu halten.

Diese Aufgabe erhob sich natürlich längst, bevor es Soziologie gab. Immer haben die Menschen Schein und Wirklichkeit unterscheiden müssen und wollen. Und die Soziologie hat daher sich umzutun, um festzustellen, wie die Menschen von jeher Schein und Wirklichkeit trennen und doch wieder einander gegenüberstellen. Der Spiegel des Unwirklichen in unserem Innern ist die Phantasie. Die Einbildungskraft zaubert das Scheinbare vor uns hin, als sei es etwas Wirkliches. Unsere Phantasie aber betätigt sich am freiesten in den Zeiten, wo sich der Mensch erholt vom Ernst des Lebens. Die Formen der menschlichen Erholung sind die Scheingestaltungen, die „nicht ernst gemeint“ sind. Indes dieser Schein ist zwar nicht ernst, aber doch gerade ein Widerschein des Ernstes. Denn er soll uns ja vorkommen, als sei er etwas Wirkliches. Um die Wirklichkeit vorzutauschen, muß also der Schein ihr irgend etwas ablisten. Die Erholungen unserer Phantasie müssen gerade die Prinzipien der Wirklichkeit sich zunutze machen. Niemand muß besser die Dinge kennen, als wer sie täuschend nachahmen will. Die Phantasie der Menschen studiert seit Jahrtausenden besser die Geheimnisse der Wirklichkeit als irgendeine Wissenschaft. In ihren Spielen und Vergnügungen, in den Äußerlichkeiten und der Erholung hat die Menschheit ein Scheinbild der Wirklichkeit neben die Wirklichkeit gestellt.

Die Soziologie findet also im Scheinleben der Phantasie die erste Inventur der Menschheit über ihre wirklichen Grundkräfte. Über diese Inventur gelangen wir am sichersten an die Wirklichkeit. Was Jahrtausende ausgebildet haben, ist beweiskräftig und beachtlich. Wir werden daher in diesem Teile die Kräfte der Wirklichkeit im Spiegel unserer Einbildungskraft, technisch gesprochen im Reflexivum, aufsuchen. Bei dieser grundlegenden Reflexion ist jeder Leser sachverständig. Denn jeder Leser hat gespielt. Und wir können alle über das ‚Leben‘ zueinander reden, weil wir wenigstens alle gespielt haben.

Denn im Spiel nehmen wir Erfahrungen des wirklichen Lebens vorweg, zum Beispiel wenn die Puppen Hochzeit halten und die Bleisoldaten Krieg führen. Was aber vorweggenommen wird, ist die bereits gemachte Erfahrung der Rasse Mensch. Im Spiel wird, in der Form der Vorwegnahme, nachexerziert und wiederholt. Das Spiel hat also das Janusantlitz, daß es nachträglich eine alte Erfahrung wiederholt – der Junge spielt Krieg wie seine Vorfahren im Ernst getan – und daß es in dem Kindesleben eine ernste Stufe spielend vorwegnimmt.

Es mag den Leser überraschen, daß wir etwas betonen, das selten bedacht wird: daß jedes Spiel zeitlich hinterher und vorweg kommt. Daher wird er stutzen und dies doppelte Zeitantlitz des Spiels als unwichtig abtun wollen. Das ist aber leider bisher zum großen Schaden unserer Selbsterkenntnis so gehalten worden. Weil nämlich die Spiele nicht ernst genommen wurden mit ihrer Doppellage von zu spät und zu früh, blieb auch die gleiche Doppellage alles Denkens unerwähnt.

Auch jeder Gedanke ist Nachdenken und Vorausdenken in einem.

Wer mithin auf die Doppellage der Spielzeit achtet, der lernt auch etwas über das Denken. Spielen und Denken finden in einer Freizeit statt. Weil sie zeitlich nebenauf, in einer zweiten Zeit, anberaumt werden, so kann jedes Spiel willkürlich zu einer bestimmten Zeit angesetzt oder abgesetzt werden. Daran erkennt sich, ob es noch Spiel ist, daß wir ganz frei sind, es zu tun oder zu lassen. Wer spielen muß, der spielt nicht mehr. Aber auch unsern Gedanken müssen wir Einhalt gebieten können, sonst werden wir krank.

Spielen und Denken laufen also neben der Hauptzeit des Lebens daher. Denn ihrer beiden Länge ist frei veränderlich und die Menschen spielen gern und denken gern, weil sie sich dabei als Herren der Situation fühlen. Spielraum und Denkraum sind Schauplätze der Freiheit. Je mehr die Zeit willkürlich stattfinden oder abgesetzt werden kann, desto mehr Spielzeit liegt vor. Diesen Zeiten unserer Spiele entspricht ein Spielplatz. Der Spielplatz teilt mit der Spielzeit den Charakter, daß er eingeschlossen in der wirklichen Welt liegt und nicht selber zur wirklichen Welt gehört.

Ein Fußballplatz, ein Tennisplatz, eine Bühne, ein Schwimmbassin, werden mitten in die wirkliche Welt der Häuser und Felder eingeprengt. Sie sind eine zweite Welt in der wirklichen Welt, für die Leibesübungen, so wie die Schulzimmer und Hörsäle Übungsräume für das Nachdenken sind. Auch da ist also die Klasse in der Schule dem Kinderspielplatz vergleichbar. Wie die Spiele spielen sich Nachdenken und gedankliche Vorbereitung in einem besonderen Raume ab, und wenn das Kind aus dem Klassenzimmer tritt, dann ist die Schulstunde vorbei.

Wir können also auch sagen: das, was sich nur in einem bestimmten Raume abspielt, ist Spiel oder läuft Gefahr, als Spiel angesehen zu werden. Kann die Kommunion nur in der Kirche eingenommen werden, dann sinkt die Gottesverehrung auf das Niveau des Spiels. Wenn der Ball aus dem Spielplatz fällt, ist das Spiel unterbrochen. Im Leben ist das nicht so. Wo uns der Feind überfällt, das wissen wir nie im voraus. War is not cricket, sagt man englisch; im Krieg gilt jeder Schlupfwinkel.

Wir sind nun imstande, Ernst und Spiel zu unterscheiden. Beim Spiel läßt sich mit Räumen und Zeiten schalten und walten, im Ernstfall nicht. Je reiner ein Spiel, desto bestimmter abgeteilt ist seine Zeit und sein Platz. Sonst wirds Ernst. Es gibt Grade des Ernsts. Wenn eine Frau zur Entbindung ins Kranken-

haus zu gehen plant, und das Kind wird unterwegs geboren, so hat das eingeschaltete Freiheitsmoment des Spiels versagt. Es war nun ganz Ernst. Die meisten „zivilisierten“ Lebensvorgänge liegen zwischen reinem Ernst und reinem Spiel, denn fast in alles, was wir tun, suchen wir ein bißchen frei bestimmte Zeit und vorausbestimmten Ort hineinzubringen. Unser Leben ist also auf die Durchdringung von Spiel und Ernst gebaut. Wo das gelingt, leben wir in Frieden. In den Katastrophen fehlt die Mischung. Ebenso im Kinderspiel. Katastrophe und Kinderspiel sind also die Pole alles gemeinschaftlichen Lebens; weniger zugespitzt mag die Schulstunde der Weltgeschichte gegenübergestellt werden.

Aber Spiel und Ernst sind auf der Waage des Lebens nicht in demselben Gleichgewicht, in das wir sie hier gesetzt haben. Die Neigung der Menschen zum Spiel und die Abneigung gegen Katastrophen gibt der Waage mit den Spielzeiten das Übergewicht. Das Gleichgewicht hingegen läßt sich nur ausdrücklich, mit Anstrengung und Entsagung, wiederherstellen. Daß wir uns von den Spielen der Leiber und der Gedanken gewaltsam losreißen müssen, das macht das Gleichgewicht von Spiel und Ernst selber zu der ernstesten und schwierigsten Aufgabe der Gesellschaft. Ein recht gemeiner Kunstgriff der Eingeweihten besteht darin, einige Budgetposten der „Ernst“seite wie das Soldatenspielen in der Fremdenlegion den Neulingen als „Kinderspiel“ aufzureden. Es ist Kinderspiel, sagen sie gegen die Wahrheit. Daran liegt es, daß viele Junge das spielerisch anfangen, was als trauriger Ernst endet. Nicht daß die Sache nicht immer ernst war; nur sagt die Unsitte der Gesellschaft aufmunternd: Immer nur hereinspaziert, meine Herrschaften. Die Jungen hören: „Spaziergang“, und wissen nicht, wie blutige Spaziergänge es gibt. „Wenn die Folgen nicht wären, wäre es ein Gesellschaftsspiel“, sagt der Zyniker.

Es gibt also einen unausgesetzten Gesellschaftsbetrug. Alle Männer der Welt beteiligen sich an ihm. Er ist allgemeiner als die Sünde und der Klassenkampf, oder am Ende ist er selber beides. Die Gesellschaft erlaubt ihren Mitgliedern, den Neuling mit dem Anschein des bloßen Spiels anzuködern. Die Wahrheit besteht darauf: Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Denn Spiele sind angenehm und fruchtlos. Aber nur was fruchtbar ist, ist wahr. Alles Spielen und alles Denken sucht die Not des Todes, der Leiden, des Unrechts, der Niedertracht auszuklammern. Aus Geburtswehen machen die Denker bloße Ursachen, aus dem Tod die Entwicklung. Dort bleibt der Schmerzensschrei, hier die stinkende Leiche beiseite.

Aber so frei das einzelne Spiel ist, so wenig gleichgültig ist das Spielen insgesamt. Spielmomente sind in alles zivilisierte und friedliche Tun eingeflochten. Der homo ludens, von dem Huizinga ein schönes Buch schrieb, spielt nicht etwa neben dem Leben, sondern unausgesetzt fließen im Spiel gewonnene Springebendigkeiten und Erholungskünste in das ernste Leben ab. Spiel reflektiert und studiert und dadurch gestattet es Erholung von jedem ernstesten Lebensvorgang so sehr, bis dieser selber leichter wird.



Die Veränderungen der menschlichen Rasse sind daher spielbedingt. Im Spiel wird die Änderung vorweggenommen. Die Reflexion, die wir als Nachdenken oder Vorbereitung, als erholen oder nachholen bezeichnen, vereinigt beides in einen Akt, denn die spielende Wiederholung macht die bloße Wiederholung des Ernstfalls unmöglich. Alle Staatsverfassungen sind seit tausend Jahren auf den Schulen der Christenheit durchgedacht und durchgespielt worden, bis die ehemaligen Studenten sie auf Barrikaden verwirklichten. In all den Evolutions-schemen der Naturforscher ist das Spiel als Freiheitselement und als Bedingung zu kurz gekommen.

Wenn aber zwischen Spiel und Umwandlung derart der innigste Zusammenhang besteht, so werden wir die Spiele nicht als ein bloß chaotisches Zufallsreich ansehen. Nein, die Spiele selber werden sich dann zu den Arten unserer Rasse und Umweltsänderungen genau verhalten. So ist es in der Tat. Die leere Freizeit der Erholung, die heut dem 40-Stunden-Arbeiter angepriesen wird, hat recht wenig zu schaffen mit den Erholungsvorgängen der Jahrtausende: Spielend und denkend sucht die Menschheit sich gewisser Eindrücke zu erwehren, oder sie zu meistern und aus zerstörenden in segnende Kräfte umzuwandeln. Vielleicht ist dies Buch das erste, das die bestimmte Ordnung in diesen Befreiungsversuchen der Spieler entziffert. Aber dann geschieht die Entzifferung gerade deshalb so spät, weil die Ordnung der spielenden Spiegelung selber so uralt ist. Ihre wissenschaftliche Erkenntnis wurde nie benötigt, bevor die Maschinen den Kalender der Jahreszeiten und Tage außer Kraft setzten. Die Spiele waren jedem Kinde vertraut, die Bräuche jedem Erwachsenen, die Künste den Liebenden, die Sports den Kriegern. In allen vier Erholungsweisen bereitete sich die Erneuerung vor und holte man die Erfahrungen nach.

Die Spielwelt gliedert sich demgemäß in die Räusche der Innenwelt, die Kampfspiele der Außenwelt, die Lösungen der Bühne, die den Ruhm der Nachwelt sichert, und die Riten und Zeremonien, die bei Taufe und Krönung, Begräbnis und Eheschließung uraltes Sakralwesen der Vorwelt wiederholen.

Innenwelt, Außenwelt, Vorwelt, Nachwelt seien demgemäß mit der Pedanterie des Soziologen betrachtet, weil ich in unsrer Zeit nicht mehr mit Gewißheit darauf rechnen kann, daß jeder Leser mit allen den vier Welten bereits selber vollständig gespielt hat.

Dabei ist nur die eine Schwierigkeit zu beachten, die der Leser in sich selber vorfindet. Sie hat weniger mit seiner Lebenserfahrung zu tun als mit seiner Schulbildung. In unserer Schulbildung nämlich wird nicht das Spiel vom Ernst unterschieden, sondern da wird von den Erscheinungen und vom Schein der Welt auf der einen Seite gesprochen; auf der anderen Seite aber und in ganz anderem Zusammenhang wird von der Reflexion und von dem innern Selbstbewußtsein gehandelt. Die Schulen haben uns gelehrt, daß der äußere Schein und das innere Selbstbewußtsein himmelweit verschiedene Dinge seien. Die Soziologie, wie ich sie hier vorlege, erkennt diesen Unterschied zwischen äußerer

und innerer Abspiegelung an, aber sie schätzt ihn nicht sehr hoch ein. Beides sind Spiegel. Hierin schließe ich mich den Jahrtausenden vor der Schulbildung an, als sich die Völker am Widerschein, an der Spiegelung sowohl ihres Inneren wie ihres Äußeren, sowohl an der Reflexion über ihren Ursprung wie über das Abbild ihrer endgültigen Bestimmung spielend erfreuten. „Selbst“-bewußtsein und Schein werden also hier beide als Reflexivum angesprochen – übrigens in bester Übereinstimmung mit der modernen Tiefenpsychologie. Eben deshalb nenne ich meine Methode auch die der *Tieferen Grammatik*. Und nicht nur äußerer Schein und innere Reflexion muß der Leser als zwei Brechungen der Wirklichkeit zusammenfassen. Ich hoffe, ihn zu überzeugen, daß unser Spielpektrum noch zwei weitere Grundfarben bringt: das Spiel mit den beiden Polen der doppelpoligen Zeit, Ursprung und Bestimmung, nimmt sich wieder anders aus als die Seifenblasen, die wir uns vormachen, wenn wir nach innen oder nach außen blicken.

Wir wollen diesen bunten Schaum aber ja nicht verachten. Im Gegenteil, alle unsere Weisheit steckt in ihm. Es ist kein Schleier der Maja, den wir hier entschleiern. Es ist vielmehr etwas Großartiges, so wie der „Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ in Goethes „Zueignung“, diese getreue Spiegelung der Wirklichkeit in den Spielen unseres Geschlechts.

Längst vor den Dichtern haben die Völker gedichtet.

## 2. Abschnitt

### *Das Innere (Rausch und Begeisterung)*

#### Die Masse

Eine Menschenmenge, die auf einem Platz brüllend hin und her wogt, eine Versammlung von tausend Besuchern machen den Eindruck eines wirklichen Geschehens. Aber die Masse ist nichts Wirkliches. Die Psychologie der Masse ist nicht Psychologie des Lebendigen. Was ist die Masse im soziologischen Sinne?

Oft hat sich das soziologische Interesse sogar nur auf die Masse gerichtet. Es gibt kluge Menschen, die Politik als Beherrschung der Massen mißverstehen. Die Künste, eine Menge zu fanatisieren, einen Auflauf zu erregen, Tumultuanten zu zerstreuen, werden von Demagogen und von der Polizei gleich liebevoll studiert. Es sind wichtige Vorgänge. Man denke an den 22. Januar 1905, den roten Sonntag in Petersburg, wo der Pope Gapon Tausende von Arbeitern hinter sich herzog, oder an den Bastillesturm des 14. Juli 1789, oder an die Streikwellen der letzten Jahre und Jahrzehnte. Die Vorgänge der Massenballung und Massenberuhigung sind da manchem Bürgermeister, Unternehmer und Betriebsrat vertraut geworden. Ist nun die Soziologie der Masse die eigentliche Soziologie? Es hat Soziologen gegeben, die so gedacht haben. Eine entschiedene Erklärung findet sich selten, wie denn zwischen Schein und Wirklichkeit selten unterschieden wird. Aber gerade an der Masse scheiden sich Schein und Wirklichkeit.

Seit uralters vergleicht man die Masse mit Naturgewalten, wie den Wasserfluten, den Feuerbränden, einem Lavastrom. Diese Bilder deuten darauf, daß der Masse jenes Kennzeichen fehlt, das alles Lebendige hat, das Auseinanderreten in Innen und Außen. Man kann bei der Masse eben nicht unterscheiden, wer zu ihr gehört und wer nicht. Denn es weiß es niemand recht selber von denen, die dabei sind. Es wird nichts hörbar als innere Stimme der Masse, sie vernimmt auch nichts von außen. Masse ist taub und blind. Sie brüllt wohl, ohne aber zu wissen, daß sie selber brüllt. So berauscht sie sich wohl in ihrem eigenen Gebrüll. Sie fällt über jeden her, der ihr scheinbar in den Weg tritt, wie das Volk in Shakespeares Julius Cäsar den Cinna zerreißt. Er hat gut schreien: „Ich bin Cinna der Poet!“ Der See rast und will sein Opfer haben. Dieselbe Masse, hier blutigierig, unbarmherzig, ist kurz vorher zu Tränen gerührt durch ein Schmeichelwort Marc Antons. So durchkreuzt sich Innen und Außen fortwährend in dem, der von einer Masse mitgerissen wird. Nur auf Grund dieser Verwirrung können wir überhaupt Bestandteile der Masse werden. Die Preisgabe unserer Doppelräumigkeit ist die Bedingung dafür, daß die Masse zustande kommt. Es ist kein Unterscheidungsvermögen für diesen Doppelraum vorhanden: Alles geht so unübersichtlich zu, daß man nicht weiß, wer

dies oder jenes gemacht hat. Die Undeutlichkeit des Geschehens verhindert mit-hin die Verhaftung des Vorgangs in lebendigem Fleisch und Blut von Menschen. Denn der Mensch trägt nur dann etwas, wenn er Innen und Außen unter-scheiden kann. Und nur wenn ein Vorgang menschliche Träger hat, ist er wirklich. Der Massenvorgang ist untermenschlich.

Das erweist sich am besten, wenn man das Massengeschehen auf den bezieht, der in ihm mitwirkt, ohne zur Masse zu gehören. Für den Rädelsführer ist dasselbe Geschehen keine Massensuggestion. Er spielt ja mit der Masse und dirigiert sie. Er weiß möglichst genau, was er will mit dem Vorgang und wie dieser auf die Gegner wirkt oder wirken soll. So ist er, wie die Sprache sagt, völlig zurechnungsfähig. Ja, das Tun der Masse muß sogar ihm zugerechnet werden, denn über ihn ist der Vorgang nicht undeutlich hinweggegangen, son-dern er selbst hat ihn berechnet.

Für ihn also ist Wirklichkeit, wo die andern ein Trugbild äfft.

Noch geläufiger ist der Momentcharakter aller Masse. Sie verläuft sich so, wie sie gekommen ist. Nachher ist es, als sei nichts gewesen. Niemand mag sich nachher recht darauf besinnen. Ein zerbrochener Wagen, eine umgestürzte Laterne, das ist alles, was noch an das wüste Schauspiel erinnert („Meister-singer von Nürnberg“, II. Akt!). Ebenso war fünf Minuten, bevor die Volks-seele kochte, nichts zu sehen. Auch da hat oft der, der zufällig fünf Minuten vorher wegging, nichts wahrgenommen. Höchstens, daß etwas in der Luft zu liegen schien. Aber was sagt dieser höchst bezeichnende Ausdruck? Die Menschen warten dann darauf, in Masse verwandelt zu werden. Sie lauern darauf, sich aus der Hand zu lassen, sich in die Hand eines anderen zu geben. Sie wollen nicht handeln, sondern überwältigt werden von einer außenstehenden Gewalt. Sie brechen also mit ihrer eigenen Lebenslinie, sie vergessen sich selbst und unterbrechen für diese Lebenden den Zusammenhang ihres eigenen Einzel-lebens. Die Masse ist berüchtigt dafür, daß sie treulos ist und kein Gedächtnis hat.

Die Masse hat so kein Rückwärts und Vorwärts, sie hat keine Gegenwart im Rückblick auf ihre Geschichte, noch angesichts ihrer Zukunft. Sie hat nur die Minute. Sie bringt es also weder zur Entfaltung der räumlichen noch der zeit-lichen Wirklichkeitskräfte. Einzeitlich und einräumlich ist die Kraft der Masse, im Gegensatz zum doppelzeitlich-doppelräumlichen Kräftespiel aller Wirklich-keit. So ist sie in diesem ganz genau bezeichneten Sinne unwirklich, unlebendig, unzuverlässig und unbestimmt. Sie verdient den Namen einer Scheinkraft im sozialen Geschehen. Flüchtige Minuten, kurze Kräfte bleiben unter der Schwelle des Lebendigen und des Geschichtlichen, und das heißt des Wirklichen. Sie sind dienende oder hindernde Begleiterscheinungen des wirklichen Lebens, aber nie das Leben selbst. Dies gilt nun von allen Abarten der Masse. Die Schützenfest-begeisterung und der Lärm eines Aufruhrs ist eines so unzuverlässig wie das andere. Das Wirksamste und Echteste an einem Volksfest sind die Vorberei-

tungen. Und das Sprichwort hat deshalb recht, wenn es die Vorfreude für wesentlicher hält als den flüchtigen Augenblick, in dem die Mützen in die Luft fliegen und Vivat gerufen wird und die Böller knattern.

Gerade weil die Selbstvergessenheit des Festtaumels und Festjubels von langer Hand vorbereitet und erhofft wird, bleibt sie über dem Niveau bloßen Massengeschehens für den, der sich vorher zu ihr gestimmt hat. Wer hingegen nur gerade mit fortgerissen wird von dem ausgelassenen Schwarm, wer bloß „mitmacht“, dem entgeht der wirkliche Gehalt des Tages.

Aus dieser Abgrenzung ergibt sich nun, daß die Masse eine Gefahr für die Wirklichkeit ist. In sie hinein entladen sich oft genug echte Abläufe und echte Gegensätze zu sinnloser Explosion. Ein Massenauftritt zerstört oft das mühselige Werk von Jahren. Denn aus der bloßen Masse nimmt sich der Einzelne mit einem moralischen Katzenjammer, mißtrauisch und verdrossen, weniger Mensch als er gewesen, zurück. Eine Politik, z. B. die auf die Massen, ihre Anlockung und ihre Gefügigmachung spekuliert, wird daher immer die Politik sein, die bis an das Wirkliche gar nicht herankommt. Freibier und Kino ist noch eine Vorstufe der Politik, nämlich Tagespolitik. Sie ist da unvermeidlich, wo man keine Zeit hat. Wo es schnell gehen muß, da muß man am selben Abend noch den Alkohol in Strömen fließen lassen, durch Eindrücke usw. die Phantasie der Masse erregen, Paraden veranstalten und Umzüge, Wettrennen, Musikkapellen usw. Wo dies die Grundlage der Politik bilden muß, fehlt es an Kraft zur Entfaltung des Doppelraumes und der Doppelzeit des wirklichen Volkslebens. Wenn sich in einem Lande in achtzig Jahren hundert Massenexplosionen jagen (Mexiko), so heißt das, daß die Politik unter dem Schein der Augenblickspolitik nur noch den Zugang zur Masse zu finden weiß. Die wirkliche Einheit eines solchen Gemeinwesens ist alsdann gar nicht mehr in diesen Vorgängen zu erblicken. Und in der Tat setzt sich mehr und mehr heut die Überzeugung durch, die politischen Vorgänge der Straße einschließlich der Ministerkrisen, Wahlen, Unruhen usw. für nebensächlich anzusehen. Man spricht wohl zum Unterschied hiervon gern von den tieferen Kräften unter der Oberfläche. Dazu ist man aber immer erst genötigt, wenn die Oberfläche des Tages von wirklichkeitsfremden Scheinvorgängen der Masse zugedeckt liegt. Dies ist in den verschiedenen Zeiten der Geschichte sehr verschieden. Die echte Ausdrucksfähigkeit eines Gebildes der Wirklichkeit ist Schwankungen unterworfen. Läßt sie nach, so machen sich abgelöste Vorgänge auf der Oberfläche breit. Die tieferen Kräfte bleiben dann ohne Ausdruck. Zu andern Zeiten zeigt das Volk sein „eigentliches Gesicht“.

Aber damit ist das Rätsel der Masse noch nicht gelöst. Denn sie mag so gefährlich sein, wie sie will, niemand kann ihrer ganz entraten. Ob es der Sarg Lenins ist, vor dem Hunderttausende defilieren, ob es das Aufgebot der zwei Millionen Kriegsfreiwilliger von 1914 ist, die zu den Fahnen strömen, ob es ein ganzes Volk ist, welches seine Arbeit unterbricht, um auf Dächern und Plätzen Mahatma Gandhi zu grüßen – immer setzt hier eine Umstimmung und Hoch-

stimmung ein, die unsere Aufmerksamkeit erregen muß. Der Volksredner weiß, daß jeder die Menge mit wenigen Griffen dorthin lenken kann, wohin er sie haben will. Trotzdem lärmten wir Beifall, trotzdem reizt den Redner dieser Sieg über die Masse. Wir durchschauen den Schein und wollen ihn doch nicht entbehren. Ohne Massengepränge und jene „Hochstimmung“, die nur die Masse erzeugt, läßt sich nichts Großes in der Welt durchsetzen noch behaupten. Eine Fronleichnamsprozession und eine Parade sind echte Erscheinungen der Wirklichkeit, obwohl, ja gerade weil sie nur Erscheinung, also Schein sind. Betrogen wird hier nur, wer dem Schein vertraut. Hingegen auch der Unbestochene, der weiß, daß der Masse nie zu trauen und alles zuzutrauen ist, darf sich ihrer Erscheinung erfreuen! Das Leben braucht einen Schein und Widerschein. Die Unwirklichkeit ist nicht ein bloßes Nichts; der Schatten gehört zum Licht. Die Masse ist eine Erscheinungsform, in der wir die Kraft, deren Abbild sie ist, genießen können. Es würde der wirklichen Kraft etwas abgehen, wenn es nicht auch zur Bildung der Massenerscheinung, wenn auch als bloße Oberflächenwirkung käme! Der Mensch sehnt sich gelegentlich nach der Aufhebung in die Masse hinein.

Was spiegelt denn die Masse uns vor? Was berauscht? Was steigert den Blutdruck? Sie macht den Eindruck, als beseele sie ein einheitlicher Wille. Der Mensch, einzeln immer mühevoll sich behauptend, erlebt innerhalb der Widersprüche seines eigenen Wesens dasselbe, wenn er sich berauscht. Der alkoholische Rausch setzt ihn mit sich selbst und mit aller Welt in Harmonie. Als „Vorschuß auf die Seligkeit“ können gerade unharmonische Naturen des Trinkens nicht entraten. Der Rausch läßt alle Kräfte zusammenklingen, als sei man ein Herz und eine Seele. Man ersäuft allen Groll im gemeinsamen Zechgelage. Der moderne Alkoholersatz ist der Massenrausch. Die „trockenen“ Fanatiker greifen zur Masse, um sich zu begeistern. Denn genau wie im Alkoholrausch fühlen wir uns hier kostenlos von unserem störrischen, schwierigen Willen befreit und aufgehoben in dem grandiosen Schauspiel des Massenwillens. Die Hochstimmung wird hier erzeugt durch den Schein der Übereinstimmung. Er ist nur ein Schauspiel. Nur scheinbar stimme ich mit dem Nachbarn und nur für diesen Augenblick überein. Nicht ganz zutreffend spricht man hier in der Soziologie von dem Gesetz der Niveausenkung jeder Masse. Die Übereinstimmung beim Massenwillen wird nämlich notwendig erkaufte um den Preis der Ausschaltung der Wirklichkeit. Ich und der Nachbar, wir stimmen nicht wirklich überein. Alles Wirklich aber, was die Übereinstimmung hindern könnte, wird weggelassen. Die Funktion, der wir dienen wollen, ist nichts als die Erzeugung des Massenwillens. Ihr werden daher alle Unterschiede und Wertstufen der beteiligten Menschen, Erziehung, Anstand, Vornehmheit, Zurückhaltung, Rücksicht, kurz alles Bestimmte, weil es hindern müßte, aufgeopfert. Das Unbestimmte, was übrig bleibt, ist der inhaltlose, aber machtvoll aufgesteigerte Schein eines Gemeinwillens.

Die Übereinstimmung zum Gemeinwillen ist mithin die wirkliche Kraft, zu der das Auftreten der Masse den Schatten wirft. Die Menschen werden nicht nur scheinbar und augenblicksweise einstimmig und einmütig, sondern der Wille ist eine Kraft der Vereinigung, die Menschen übereinstimmen läßt. Man glaube nur nicht, daß ein Wille a und ein Wille b und ein Wille c es seien, welche die Herren Müller und Schwarze und Rothe übereinstimmen machen. Die Irrtümer dieser Willenslehre sind ganz fernzuhalten. Sondern wir finden als Urphänomen vor die Kraft zur Übereinstimmung, welche Menschen zusammenhält. Die Zahl dieser Menschen kann von einem Freundespaar zu den Anhängern einer Menschheitsreligion schwanken. Immer ist es eine und dieselbe Kraft zum Zusammenhalt, zur Übereinstimmung, die sich wahrnehmen läßt.

Sie äußert sich meistens so, daß das einzelne Mitglied dieser übereinstimmenden Gruppe ausdrücklich sich zu ihr bekennt. Er nennt sich nach ihr. Er ist eingeschriebener Genosse. Er bekennt sich zu der Konfession. Auf diese Weise entsteht der Anschein, als entstehe die Übereinstimmung erst durch das Einlaufen der Mitgliedserklärungen, der Übertritte, der Bekenntnisse. Sie sind aber bereits Früchte der Übereinstimmung. Diese Kraft bemächtigt sich unser meist mit einem innigen Glücksgefühl, das der besprochenen „Hochstimmung“ durch Massenwillen entspricht. Wir laufen in unserer Freude hin und bekennen, lassen uns einschreiben, treten bei usw.

Aber nun welcher Unterschied gegen die Massenstimmung! Denn ein Innenraum, den wir als Pol jedes Lebendigen schon kennen, tut sich weit auf, um von der Kraft ausgefüllt und durchflutet zu werden.

Die Kraft äußert sich so, daß sie sich des Inneren, der Willenswelt mindestens eines Menschen ganz bemächtigt. Die Kraft unterwirft dann sein Gefühl: Der Mensch ist gern dabei; – sein Bewußtsein: er weiß, wo er hingehört; – seine Scham: „ich schäme mich des Evangeliums nicht“, schreibt Paulus, „denn es ist eine Gotteskraft“. Die Kraft erzwingt Mitwirkung, Übung, Betonung und durch all dies Verstärkung ihrer selbst durch den von ihr Ergriffen. Er scheint nun die Übereinstimmung selbst immer neu hervorzubringen, weil er sie innerlich aus eigener Überzeugung bejaht.

Der Gemeinwille äußert sich als Freiwilligkeit im einzelnen. Nichts Innerlicheres aber ist denkbar als der freie Wille. Die Kraft der Übereinstimmung charakterisiert sich also als die Art der Wirklichkeitskräfte, die sich dem Innen zukehrt.

Dies Innen triumphiert über alles Äußere. Frei ist der Mensch kraft dieser Macht, und alle Freiheitssänge entspringen der Erfahrung von der absoluten Macht des Innenraumes des Willens, der einen Menschen dazu beruft oder bestimmt, sich mit eben diesem in Übereinstimmung zu setzen, koste es, was es wolle. Der Prüfstein für das Auftreten wirklichen Gemeinwillens zum Unter-

schied vom Schein ist daher, daß er etwas kostet. Er muß mindestens einen Menschen mit allem was er ist hinüberreißen in eine neue Lage, muß ihn in die neue Einheit hineinstellen und in ihr wurzeln lassen. Deshalb war die Begeisterung der Kriegsfreiwilligen von Langemarck so echt: sie kostete den Einsatz des Lebens; der Gemeinwille wurde hier das Lebensschicksal jedes Willigen.

Eine schwache Nachahmung solcher Vorgänge findet sich heut bei der künstlichen Willensbildung sogenannter „Organisationen“. Diese stellen meist doch wenigstens einen Mann etwa als Geschäftsführer im „Hauptberuf“ an, in dem richtigen Gefühl, daß ein Mensch dafür und davon leben müsse, solle das Ding „sich wollen“.

Viel wichtiger ist natürlich der echte Vorgang, daß einer „mittut“ und „mitgeht“ auf eigene Gefahr. Je stärker die Menschen sind, welche die Kraft mitreißt und umreißt, als desto stärker erweist sie sich selbst. Ihre Gradstärke wird als ihre fortreißende Gewalt bezeichnet.

Immer rühmt sich daher eine Partei, eine Sekte der „Proselyten“ aus ganz entgegengesetzten Bereichen, die sie zu verzeichnen hat. Sie zeigt damit die Stärke der Begeisterung, die sie erregt, und sie nimmt die Vorgänge als Auftakt zu größeren Gewinnen. Aber nur so lange sind Proselyten ein Ruhm, als sich die Sekte ausbreiten will. Die Kirche muß bis zum jüngsten Tage auf Bekehrungen stolz sein, denn sie will die ganze Menschheit zur Übereinstimmung bringen. Will ein Gebilde umgekehrt die Übereinstimmung Weniger verkörpern, so wird man sich jeder besonderen Posaunenbekehrung eines Mitgliedes schämen. In einem Adelsverband ist selbst ein Adoptivkind ein störendes Element. So wenig beruht hier die Übereinstimmung auf dem Willen der Mitglieder, daß man gleichsam ganz und gar auf ihre ausdrückliche Zustimmung oder Mitteilung verzichtet. Man gehört dazu, ob man will oder nicht, z. B. zur Familie. Man soll sich das nicht geben noch nehmen dürfen. Und trotzdem erweist sich selbst in solchen Fällen, daß es kein seelenloses Naturgesetz, sondern die wirkende Kraft der Übereinstimmung ist, welche auch einen solchen Gemeinwillen erzeugt. Denn immer ist es die Schranke eines solchen Gebildes, daß sich der einzelne von ihm lossagen kann. In dieser Handlung des Lossagens zeigt sich die Eigenart der Übereinstimmung: Solange sie besteht, verhindert sie eben dies eine: Die Lossagung! Mag also eine Clique, ein Clan, eine Gruppe noch so unbewußt und wortlos zusammenhängen, ihre Übereinstimmung bestimmt den einzelnen, doch ihm selbst unbewußt, bis er ausdrücklich anders stimmt, bis er abfällt. In tausend Einzelschritten mag sich diese Lossagung vorbereiten. Eine einzelne andere Abstimmung pflegt einem Abgeordneten von seiner Partei verziehen zu werden. Häuft sich das, so wird man unruhig, bis dann bei einer wichtigen namentlichen Abstimmung die „Klärung“ erfolgen muß. Er muß sich entscheiden. Aber auch eine Familie kann nicht verhindern, daß sich ein Sohn von ihr lossagt. Die Sippe des Geblüts kannte schon in germanischer Zeit rechtsförmige Lossagungen eines Blutsbruders. Ja sogar ein Kloster kann nicht ver-



hindern, daß sich seine Insassen laut oder leise von ihm lossagen. Die Übereinstimmung ist eine Tatsache, die über menschliches Wollen erhaben ist. Man kann sie nicht durch Paragraphen oder Verliese erzwingen. Eben hiermit erweist sie sich erst ganz als Urphänomen. Sie ist eine Kraft, die uns einzelne Menschen bald befällt und bald verläßt, ohne daß wir sie kommandieren können. „Gott verwirrte ihre Sprachen“, heißt es in der Bibel, trotz der Einheitlichkeit von Ort, Zeit und Aufgabe. „Denn Gott wollte“, so fährt die Bibel fort, „daß sich die Menschen zerstreuen sollten.“

Man findet durchweg bei todesreifen Gebilden, daß die Kraft zur Übereinstimmung aus ihnen weicht, obwohl die einzelnen durchaus den guten Willen zum Zusammengehen haben. Der „Wille zur Gemeinschaft“, heute viel berufen, ist das Gegenteil eines Gemeinwillens! Jener versucht ein nachträgliches Additionsexempel aus a, b und c, wo dieser erst die einzelnen Summanden a, b und c aus sich heraus zur Entstehung bringen würde! Wo dieser auftritt, da eint er Mann und Weib, Feuerländer und Eskimos, Prinz und Bauersfrau, so daß sie freiwillig übereinstimmen.

Die Tiefe der Übereinstimmung wechselt, eben weil das Urphänomen vergänglich ist. Immer gehört aber zur Wirklichkeit – im Gegensatz zur Masse – ein solcher Tiefgang, daß sich mindestens einer zu dieser bestimmten Übereinstimmung bekennt. Während die Lossagung, das „Nein“ gegen den Gemeinwillen, in jedem Glied laut werden kann, braucht das „Ja“ nur einen bewußten Sprecher! Das lehrt auch die tägliche Erfahrung. Es ist unendlich mehr Nein in den Mäulern und Köpfen als Ja. Aber dies wenige Ja hält die Gemeinschaften zusammen. Das Nein fällt ins Leere. Hier ist die Grenze also deutlich in dem Eintritt eines leibhaftigen Menschen in die Stimmführung und Willensbildung gegeben. Jesus war der erste Christ; mit ihm und seit ihm gibt es das Christentum aller derer, auf die sich die Kraft zur Übereinstimmung mit ihm erstreckt hat. Auf all die Millionen anderen kommt es aber nun nicht mehr im einzelnen an, damit von der wirklichen Existenz des Christentums die Rede soll sein können. Dies war mit dem Leben des einen ersten Trägers wirklich geworden. In einer Familie muß mindestens einer bewußt den Namen tragen; es genügt nicht, daß auch die entsprechenden geschlechtlichen und Abstammungsverhältnisse sonst bestehen. Die Übereinstimmung muß mindestens durch den Mund eines Trägers eingesammelt werden und laut geworden sein! Alle Übereinstimmung drängt zu dieser Kundgebung. Natürlich kann sie auch in mehr als einem aufbrechen, sei es in mehreren, sei es in allen. Doch ist der einzelne oft ein stärkerer Träger der Einstimmigkeit, wenn er sie mit Leib und Leben verbürgt, als eine unwirkliche Vielstimmigkeit. Denn auf Massenwillen kommt es ja für die Wirklichkeit gerade nicht an! In jeder Gruppe pflegt ein Kern von vollverantwortlichen Trägern und mehr oder minder von diesen mitbestimmten Angehörigen sich zu finden. Die großen Gesetzgeber alter Zeit haben mit ihrem Willen sich ihre Völker geschaffen. Diese haben gehorcht, haben zugestimmt. Bei den

alten Germanen hatte der einzelne Volksgenosse keinen Namen. Und so geht es vielfach noch heute in den wichtigsten Verbindungen, daß ein einziger Wille den Ton angibt, alles andere sich ihm als zugehörig, angehörig ergibt. Der Innenraum, in dem sich die vom Gemeinwillen Beherrschten vorfinden, gliedert sich mithin durch eine Zuteilung von Teilaufgaben an die Glieder, durch eine Zuspitzung auf Hall und Widerhall, Ton und Echo, Wille und Gehorsam, Sprechen und Entsprechen. Diese Zuspitzung – als Schlagwort von Führer und Masse heut sehr beliebt – scheint auf den ersten Blick die Beteiligten auseinanderzuspalten. In Wahrheit kann das nur glauben, wer in den Kräften der Wirklichkeit keine Erfahrung besitzt.

### Gemeinwille und Freiwilligkeit

Im alten Habsburger Infanterie „Exercir Reglement“, (3. Auflage, Wien 1889, S. 2 f.) heißt es: „Die Art, wie man befiehlt, hat großen Einfluß auf die Willenskraft der Untergebenen . . . Alle Commandos – besonders beim Feuergefecht – müssen stets in derselben Weise, ruhig und scharf betont, abgegeben werden. Die Erhebung der Stimme soll das Maß des Nothwendigen nicht (im Text gesperrt) überschreiten.“

Um zu gehorchen, um zu hören, muß ich potentiell selbst mitsprechen und mitbefehlen. Und wer sich und seinen Willen vernehmlich machen will, weil er aus der Kraft der Übereinstimmung heraus spricht, der hört selbst mit, während er spricht, der gehorcht seinem eigenen Willenston mit. Was Goethe von der Sonnenhaftigkeit des Auges sagt, gilt auch von Sprache und Gehör dort, wo Übereinstimmung das Urphänomen ist. Mund und Ohr, Befehl und Gehorsam sind dann wie Pole, die sich innerhalb des Gesamtbildes der Gemeinschaft, des Gemeinwillens, bei den Gliedern besonders ausbilden. Aber beide stellen sich nur als eine Gliederung des Innenraums heraus. Befehlen und Gehorchen sind also beide nur oberflächliche Abwandlungen oder Zuspitzungen innerhalb des einen Kraftfeldes des freien Willens oder richtiger der Freiwilligkeit<sup>1</sup>. Und im Gehorchen zeigt sich der Vorgang der reinen Innerlichkeit des Willens sogar reiner als im Befehlen, weil der Befehl ja durch irgendeine äußere Aufgabe hervorgerufen zu werden pflegt. Er wird dem Befehlenden abgepreßt durch Not, Pflicht, Zwang, Furcht, kurz durch Beziehungen, die mit der inneren Freiheit und Ledigkeit der Willensbildung nichts zu tun haben. Wir werden sie auf einem anderen Feld der Wirklichkeit näher kennenlernen. Der Gehorchende hingegen will nur, gleichgültig was. Das erhält in ihm die reine redliche Haltung der

---

<sup>1</sup> Der Rationalismus hat Freien Willen und Freiwilligkeit immer verwechselt. In der Jurisprudenz hat dieser Irrtum sowohl die Ehe wie die Arbeit wie alle Vertragsformulare mißverstanden. Bisher hat die Rechtswissenschaft aber die Aufdeckung dieser Verwechslung in meinem „Industrierecht“ (1926) nicht angenommen.

Freiwilligkeit, das Gelöste, Entspannte, Übereinstimmende. Das Gleichnis der Masse zeigt ja, daß am stärksten der Wille sich ballt, der inhaltsleer ist.

Ein Feldherr behält schwerer die innere Freiheit des Gemüts als seine Untergebenen. Diese haben geradezu die Aufgabe, ihm als seine Umgebung ein Stück ihrer inneren Freiheit und Harmonie einzufloßen und mitzuteilen. Sie müssen ihm jene Stimmung vermitteln und übermitteln, in denen er die mit dem Innersten der Wirklichkeit übereinstimmenden Entschlüssen dann formulieren kann. Der Grundton der Übereinstimmung muß eben schon schwingen, bevor der bestimmte Ton wirkungsvoll erklingen kann.

Dieses Gesetz der Übereinstimmung zwischen Befehl und Gehorsam läßt sich nachprüfen an den Tonstärken, die den wirksamen und den unwirksamen Befehl unterscheiden.

a) Ein im gewöhnlichen Unterhaltungston gesprochener Befehl wird nicht ernst genommen. Hier fehlt die Heraushebung aus dem bloßen Schwirren und Klingen des Geschwätzes. „*Er hat das bloß so gesagt.*“

b) Ein um eine Willensstufe darüber anschwellender Ton wird ohne Widerstand und Trotz vernommen, verstanden und befolgt. „*Er geht einem ein.*“

c) Ein um eine weitere Tonstärke dringlicher Befehl wird als Befehl ernst genommen, aber er erregt Trotz; dem „*Anbrüllen*“ wird widerstanden.

d) Die nächsthöhere Eindringlichkeit zerbricht den Widerstand, bringt aber die eigene Willensseite im Gehorchenden zum Zerspringen. Er gehorcht nicht mehr vernünftig, sondern er weicht in „*Kadavergehorsam*“ bloßer Gewalt. Er wird „*niedergeschrien*“.

Art des Befehls b wurde z. B. vom guten Offizier alten Schlages ohne weiteres getroffen; d treibt Raubbau, wird daher gewöhnlich nur angewendet, um a oder c wiedergutzumachen, oder aber von Leuten, die weder das Recht noch den Takt, noch die Nerven zum Befehlen haben. Diese vier Befehlsstufen sind natürlich nicht nur auf den mündlichen Befehl zu beziehen. Alle Regierungsanordnungen, Führervorschriften, Staatsgesetze, Polizeimaßregeln haben diesem Gesetz Rechnung zu tragen. Es wird immer dann zu laut befohlen, wenn der Befehlende sich für etwas Besseres hält, als den, dem er befiehlt. Dadurch erstickt er die Wahrheit, daß längst, bevor er befiehlt, der Hörer und er ein *einheitliches* Instrument bilden müssen.

Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts hat eine zynische Anekdote erfunden, mit der er sehr bezeichnend sein Unverständnis für diesen Tatbestand verrät. Da seine atomistische Denkweise auch heute überwiegt, so sei diese Anekdote niedriger gehängt: Die Zehn Gebote der Bibel beginnen bekanntlich mit einem „*Du sollst*“. Sie stehen aber auf den zweiten Gesetzestafeln, denn die ersten hat ja Moses im Zorn zertrümmert. Der Witz des 18. Jahrhunderts fragte nun: was hat auf den ersten Tafeln gestanden? Und die Antwort hieß: Alles lautete ebenso, aber statt „*Du sollst*“ hieß es ursprünglich: „*Ich soll*“. Der ernüchterte Moses hätte also – heißt das mit anderen Worten – beim zweiten Male sich aus

seinem Volke ausgesondert und ihm gegenübergestellt. So denkt sich die Aufklärung die Weltgeschichte, indem sie alles auf die menschliche zielbewusste Klugheit von einzelnen „Individuen“ zurückführt und nicht weiß, daß jeder wirksame Gemeinwille sich sein Werkzeug ganz gegen dessen Willen wählt.

Hätte Moses wirklich mit dem Du sagen wollen: „Ich nicht“, so wäre er aus dem Raum der Übereinstimmung draußen geblieben. Er hätte sich verhalten wie der Hypnotiseur oder Tierbändiger und wie sich in der Tat der verhält, den wir schon kennen: der Psychologe der Masse, der Demagoge. Denn der, der eine Menge fanatisiert, bleibt ja selbst kalt, er bleibt wohlweislich außerhalb des Kegels der Willensstrahlen, die den Massenraum durchfluten. Eben deshalb aber bleibt auch dieser Raum bloß ein unwirklicher Schauplatz, die Willensbildung bleibt eine scheinbare. Der hypnotisierte, aufgepeitschte, fanatisierte Wille ahmt die innere Freiwilligkeit wirklichen Gemeinwillens nur schattenhaft nach. Die rationalistische Aufklärung nun beurteilt das Licht nach seinem Schatten. Sie beurteilt die Wirklichkeit, als gebe es nur Oberflächengeschehen. Darum läßt sie den großen Gesetzgeber als Dompteur fremd und feindlich sein „Du sollst“ den eklen Menschenhunden zubrüllen. In Wahrheit wäre dieser Ton rasch – mit dem äußerlichen Wegsehen des Gesetzgebers – verrauscht. Es hätte ja jene innere Aneignung, jene Freiwilligkeit nie eintreten können, die allein die zwei Tafeln zur Thora des Volkes für ewige Zeiten gemacht hat. Gewiß spricht der Gesetzgeber „Du sollst“, denn er ist das Mundstück des Gemeinwillens, er darf zu den anderen sprechen, jene sollen hören und gehorchen. Aber ihn überkommt nur das Wort, weil es ja irgendwo Gestalt werden will und muß. Alles, was er ist, ist er nicht aus willkürlicher eigener Machtvollkommenheit, sondern weil der Gemeinwille ihn dazu bestimmt. Die Willkür täuscht eine Willenskraft bei einem einzelnen vor, der nicht als Glied, sondern als einzelner wolle. Er handle und spreche nicht freiwillig, sondern er turne nach Laune in der Freiheit seines Willens. Hier, in der Verwechslung von Freiwilligkeit mit Willkür, von Willkür mit Willensfreiheit sind wir an der Einbruchsstelle all der Irrlehren über den Willen, mit denen uns die Philosophie seit Jahrtausenden ängstet oder irreführt. Der Philosoph allerdings – das ist richtig – ist der aus jeder Art von Gemeinwillen herausgebrochene Geist. Er ist der Grenzfall unter den Menschen. Er rühmt sich seiner Entrücktheit über Gasse und Markt. Aber er ist dafür auch aus dem gegliederten Innenraum der Bildung des Gemeinwillens herausgerückt. Er stimmt immer nur mit sich selbst überein. Das Produkt freilich, das solches Philosophentum erzeugen muß, ist die Propaganda, die mit Recht am Ende des Zeitalters des Philosophen kam.

Er kann kein Stimmenführer im Chor des Volkes, im Kreis der Gemeinschaft sein. Wer die eigene Willensfreiheit philosophisch erspekuliert, hat weniger Aussicht auf Mitgliedschaft in irgendeinem Körper als der Einfältigste sonst darin. Eher kann dieser zum Mundstück werden! Denn die Willenskraft formt sich ihre Organe unberechenbar. Und mindestens die Möglichkeit, zwischen den

Menschen, die sie befällt, für die von ihr benötigten Funktionen beliebig abzuwechseln, behält sie sich immer vor.

Die Übereinstimmung braucht keine eintönige zu sein. Unter den Schweizern finden sich alle erdenklichen Schattierungen des Nationalismus bei allerstärkstem Einfallen aller in den Akkord des Schweizertums. In den politischen Parteien schwingen alle Klangfarben, vor allem in Amerika. Solange die Übereinstimmung zum Ganzen den Willen dieser einzelnen überfaßt, werden da viel tiefer gehende Unterschiede geduldig hingenommen, als sie etwa einen einzelnen Angehörigen in der Partei vom nächsten politischen Nachbar außerhalb der Partei scheiden! Es ist die genaue Umkehrung des Sachverhaltes, wenn man sich einredet, gleich und gleich müsse fester zusammenhalten als ungleich, also seien die Unterschiede in der Partei eben die geringeren. Denn sonst würde sie ja zerfallen. Nein, die Kraft zur Übereinstimmung versagt oft bei augenscheinlicher und absichtlicher Zusammenstimmung der Individuen. Es geschieht da durchaus nicht das Wahrscheinlichste, was nach Prüfung der Motive, Ansichten, Gedanken, Anschauungen am nächsten liegt. Ein *Akkord*, ein *Einklang* kann eben sehr viel wirksamer aus weit abstehenden Gliedern gefügt werden als aus Halb- und Vierteltönen. Die nächsten Geistesverwandten stimmen am wenigsten überein, sie haben es am schwersten, nicht „unwillig“ zu werden, und sie bleiben meist nur gebunden, wenn sie an den Vollton durch seine Einbettung in einem größeren Akkord fest herangerückt werden.

### *Exkurs: Das Gesetz der Technik*

Vom Massenmenschen jammern heut all die Klagelieder Jeremiä, die unsere Zeit verunglimpfen. Deshalb sei ihm schon an dieser Stelle zu Leibe gerückt. Von der Masse, die wir hier als Erscheinung des Augenblickes erkannt haben, soll sich offenbar der Massenmensch unterscheiden. Jene ist unentbehrlich bei der Zusammenballung von Heeren, Paraden, Versammlungen, Festen; dieser aber wäre nicht mehr ein Mensch im Sinne persönlicher Freiheit und persönlicher Entschlüsse.

Mitten durch Europa läuft die grausige Grenze zwischen Mensch und Massenmensch; oft wird hinzugefügt, daß in den USA und der Sowjetwelt und in Asien der Massenmensch ohnehin triumphiere.

Wenn die Massen sich auf die Dauervorgänge des gemeinschaftlichen Lebens ergießen, wenn das Moskauer Parlament nur noch aus Lärm- oder Beifallszenen besteht, wenn im Gerichte Freislers tierisches Gebrüll und das Gelächter der Zuschauer den weisen Salomo ersetzen, dann bricht die Masse als wahre Sintflut aus dem Schein in die Wirklichkeit. Eine Aussöhnung ist da nicht möglich. Die Ordnung wird von der Masse zerstört.

Vielleicht ist aber dies trostlose Entweder-Oder nicht die ganze Diagnose. Gibt es vielleicht einen besondern Anlaß für die neuen Massen? In der Analyse dieses Anlasses wird sich uns die Doppeldeutigkeit des Modeworts „Massenmensch“ enthüllen. Es wird sich zeigen, daß der Westen sich selber auf einer grandiosen Leistung der Massen aufbaut und deshalb mit einer Jeremiade über den Massenmenschen sein eigenes Dasein verleugnen würde. Osten und Westen haben eine gemeinsame Ordnung zur Voraussetzung, in der „Massen“ unentbehrlich sind.

Übrigens wird die volle Erklärung der Antithese „Individuum und Masse“ am Ende des zweiten Teiles folgen. Denn dort erst werden wir den Begriff des Individuums als ein Vorurteil des neunzehnten Jahrhunderts relativiert haben. Und wenn eine wirklich nachmarxistische Soziologie zur Befreiung vom Druck der Sowjets Gestalt annehmen soll, dann muß jeder entbehrliche Ballast westlicher Schulbegriffe über Bord gehen.

In diesem Exkurs also nur dies. Das Wort „Massa“ heißt Teig; knetbare Teigware ist der Massenmensch. Der Individualismus achtet nun nirgends auf die Tatsache, daß wir selber plastisch sein und bleiben müssen, damit das Gesellen zur Gesellschaft stattfinden kann. Die biblische 'Massa' ist nur ein anderes Wort für diese notwendige Plastizität; leben können die Zellkerne nur, solange noch Protoplasma den Kernen frisch eingestaltet werden kann. Auf die große menschliche Gesellschaft übertragen, heißt das: Wir müßten verhungern, wenn wir uns nicht tagtäglich ganz neu zu noch nie dagewesenen Arbeitsgruppen zusammenschweißen ließen. Ob wir nun Teig oder Protoplasma sagen, die Weltarbeit kann nur Menschen brauchen, die keinem Berufe gelübdehaft verfallen sind, sondern die sich „spielend“ umstellen können, wie es der Stand der Technik verlangt. Wir erfinden unausgesetzt. Denn wir haben das Erfinden selber erfunden. Darin gerade besteht der moderne technische Prozeß. Weil eine Erfindung die andere verdrängt, ist nichts bleibend in der Produktion als der Wechsel. Nicht der Ackerbau oder der Bergbau oder der Waldbau oder der Staudamm oder die Atomspaltung an sich sind heute die unsere Arbeitsgruppe bestimmende Einheit, sondern der Wechsel von Holz zu Kohle, zu Elektrizität, zu Oel, zu Atomenergie bestimmt, mit wem wir uns zu gesellen haben, um unser Brot zu verdienen. Wie sollte aber das geschehen, wenn wir nicht unbeschädigt, eben spielend, aus Köhler am Waldmeiler Kohlenarbeiter im Schacht, Monteur im Elektrizitätswerk, Matrose auf einem Oeltanker und Mitbewohner einer Atomstadt in der amerikanischen Wüste werden können?

Die Leistung des Industriearbeiters seit 150 Jahren, die Leistung, der er seine ehrenvollsten Narben verdankt, ist der unausgesetzte Wechsel des Arbeitsplatzes. Denn jeder Fortschritt der Technik erweitert den Raum, verkürzt die Zeit und zerschlägt die Gruppe, mit der wir bisher gearbeitet haben. Das ist das Gesetz der Technik, das ich andernorts entwickelt habe.<sup>1</sup> Daß mir also meine

---

<sup>1</sup> Mensch und Technik, Darmstädter Gespräch, 1952. Der unbezahlbare Mensch. Berlin 1955.

Arbeitsgruppe zerschlagen werde, gerade das habe ich zu erwarten. Wenn es jedem gewiß viel bedeutet, mit wem er arbeitet, so ist es unter der Herrschaft der Technik doch noch bedeutsamer, daß von vorneherein die Zerschlagung dieser Gruppe feststeht. Denn daraus folgt, daß wir Energie aufspeichern müssen, um trotz der Gruppe, in der wir gerade funktionieren, auch noch künftiger Gruppen fähig zu bleiben! Diese Speicherenergie aber ist eben unsere Bildsamkeit, unsere Knetbarkeit. Derselbe Zug also, der den Individualisten an uns hippokratisch dünkt, daß wir als Arbeiter und Verdienner nie „niemals“ und nie „immer“ sagen können, rettet uns das Leben und erhält die Gesellschaft in technischer Leistungskraft. Die *irdische* Seite unseres Daseins muß also unausgesetzt umknetbar bleiben. Von Paulus bis Augustin haben daher die Väter die rechte 'Massa' und die 'Massa perditionis', Masse des Verderbens, unterschieden. Wenn sich europäische Dienstmädchen, College-Studenten, Cowboys, bankrotte Farmer, Arbeitslose, Auswanderer in Amerika zu einem Kombinat im Frühjahr zusammentun, um von Texas bis Kanada Wanderlandarbeit zu tun, dann sind sie Masse, aber sie sind nicht massa perditionis.

Sie sind Masse; denn sie verzichten auf ein persönliches oder individuelles Firmenschild für ihre Arbeit. Sie fügen sich in einen täglich wechselnden Produktionsprozeß. Sie sind nicht massa perditionis; denn sie huren nicht, stürzen ihre Managers nicht, verspielen ihren Lohn nicht und organisieren nicht das Zerschlagen der Gläser oder der Gesellschaftsordnung. Sie lassen sich vielmehr ihre gestrige Arbeitsgruppe heute zerschlagen. Nur wenn sie also das, was ihnen das Gesetz der Technik bei ihrer Arbeit antut, ihrerseits in blinder Reaktion der Ordnung antäten, wenn sie so um sich umschlügen, daß sie Rache nehmen wollten, nur dann wären sie der gefürchtete Massenmensch.

Deshalb muß das Gesetz der Technik so brutal formuliert werden: Jeder Fortschritt der Technik erweitert den Raum, verkürzt die Zeit, zerschlägt die Gruppe. Denn bei einer milderen Fassung begreifen die Gebildeten nicht, wie weh die moderne Produktion tut und wie dankbar wir denen sein müssen, die für uns die Schläge beziehen, die jede Zerschlagung einer Arbeitsgruppe mit sich bringt.

Der wissenschaftliche Charakter der Technik gibt ihr den unaufhaltsamen Tat-Charakter. Denn die Forschung kennt kein Ende und keine Ruhe. Die Wissenschaft aber gehört, wie sich noch in diesem ersten Teil über die Spielräume zeigen wird, in einen Spielraum, und wo gespielt wird, fehlt der blutige Ernst. Erst wenn die Wissenschaft, diese edelste Frucht der Muße, das heißt des Spiels, hinübergetragen wird in die Werkstatt, zeigen sich die Wirkungen. Nun erst wird es Ernst. Wir spielen freiwillig. Ohne Willigkeit keine Masse. In die Fabriken hat daher von den Spielplätzen ein Stück Willigkeit und Freiwilligkeit hinübergelangen müssen, als die Industrie aus Wissenschaft urzuspringen anhub. Die von den Spielplätzen der Muße entlehnte Eigenschaft ist die Fähigkeit zum *Spielwechsel!* Den Handgriffen der Handwerker, den tradierten Gewerben schuldete man lebenslänglich die Treue. Der Industrie schuldet man gerade um-

gekehrt die Willigkeit, jede neue Produktionsweise unverzüglich ohne Widerstreben anzunehmen.

Merkwürdig ist, daß diese soziologische Grundlage der gesamten technischen Produktion nicht oft erörtert wird. Daß auf der „Teigwarenhaftigkeit“ der Arbeiter und Angestellten allein die Anpassungsfähigkeit an jede neue Erfindung beruht, daran läßt sich nicht zweifeln.

Der „Massenmensch“, das heißt der den Routinen seiner bisherigen Technik nicht verfallene Mensch, trägt den Professor, den Philosophen, den Theologen, die alle über ihn jammern. Nur Nietzsche hat auch für den Denker selber „kurze Angewohnheiten“ gefordert, „kurzfristige Lebenssitten“. Nur er hat der modernen Technik einen Bedenker beigesellen wollen, der sich parallel geschaltet habe denen, für die er doch denken solle.

Die Untreue gegen meine Arbeitsübung von gestern ist meine technische Tugend. Die Neidlosigkeit meines Abschieds von meiner Gruppe ist meine industrielle Leistung. Die Umknetbarkeit meiner technischen Einspannung ist meine produktive Brauchbarkeit.

Insofern ist mir also nicht gestattet, bei der Produktion das Individuum, den gestalteten Zellkern und Berufscharakter, zu spielen. Spielen muß ich gerade umgekehrt das Protoplasma und die Teigware. Einspielen muß ich mich auf das Zerschlagen der Gruppe durch den technischen Fortschritt. Je mehr ich jedem heut üblichen Arbeitsgange gegenüber gelassen bleibe, desto spielender werde ich Schritt halten mit dem Gang der Produktion!

Es herrscht eine Verschwörung der Psychologen, Ökonomen und Techniker, um diese Gelassenheit zu tadeln. Sie wünschen den Arbeiter in helle Begeisterung ausbrechen zu sehen. Sie wollen ihn alle Akkorde brechen, alle Arbeitskollegen überflügeln sehen. In der Ostzone wurde 1952 ein halbwüchsiger Junge von 16 Jahren plakatiert, weil er in 105 Schichten alle Leistungsrekorde brach. Das zeigt, daß diese Verschwörung zu den Greueln der Frühindustrie zurücklenkt.

Die soziale Energie wird da an die falsche Stelle geleitet. Die „Willigkeit“, in der wir ja die großartige Eigenschaft der Masse erkannt haben, ist nicht auf die individuelle Rekordtrunkenheit zu leiten, sondern auf die schwerer erkennbare, weil immaterielle Stelle des Arbeitswechsels.

Die „Verschwörer“, in Ost wie West, sind Materialisten. Denn sie starren auf die einzelne Ware, die schneller produziert werden soll. Aber ich verweise den Leser auf die Industrie, deren Fortschritt nicht verlangsamt werden soll. Vom Fetisch der Ware gilt es, sich wegzuwenden, damit die unsichtbare Funktion der industriellen Technik nicht durch den Stumpfsinn irgendeines zufälligen Standes der Technik zugedeckt werde.

Weil die Technik bei jedem Schritt den Raum erweitert, die Zeit verkürzt und die Gruppe zerschlägt, betonen wir Protoplasma statt Zellkern, Masse statt Individuum, Arbeit statt Beruf, Einstellung und Anstellung im Betriebe statt Meisterschaft oder Gesellschafft in einer Werkstatt.



Da ist also Masse kein Unwert. Außerhalb des Betriebes hingegen erwachen alle unsere Widerstände gegen die Charakterlosigkeit des modernen Stehkragen-Proletariers.

Aber was nur ein begrenzter Schaden ist, darf für heilbar gelten. Gift und Arznei sind ja ein und dasselbe materielle Ding. Nur in der Funktion wirken sie Heil oder Unheil. So ist es offenbar mit dem Wert/Unwert „massa“. Über die Dosierung der Masse, über ihre Funktion kann nur der mitreden, der keine Rachegefühle gegen sie hegt. Wer zugibt, daß er dem Massenmenschen sein tägliches Brot verdankt, der wird wohl nicht mehr über die Masse philosophieren, sondern wird sie – selbst Teil der Masse – zu dosieren streben, in sich selber und in seinen Mitarbeitern. Und er wird sich mit diesen ewig wechselnden Arbeitskräften der technischen Welt in seiner eigenen Welterfassung solidarisch fühlen.

### 3. Abschnitt

#### *Die äußeren Spannungen (Sport und Kampf)*

Im Begriff des Innen ist stets das Außen mit vorbehalten. Wenn kraft der Übereinstimmung ein innerer Bereich ausgeglichen wird, so wird damit eine andere von außen bestimmte Wirklichkeit freigegeben. Ihr gilt nun unsere Aufmerksamkeit.

In dem Nein gegen ein Außen sammelt sich dieselbe Kraft, die wir innen Wille nannten, als Spannkraft nach außen. Sie wird zur Kampf- und Abwehrkraft, zur Widerstandsfähigkeit eines Körpers gegen äußere Einwirkungen. Der Inbegriff der Widerstände, die eine Wirklichkeit erregt und auf sich zieht und aushält, ist ihre Spannkraft. Was bekämpft wird, ist da. Mancher Politiker verdankt dem ersten, der ihn öffentlich angriff, seine Laufbahn. Was ich bekämpfe, das bindet meine Kräfte; es spannt mich und legt mich mit meinen Möglichkeiten einseitig fest. Der Widerstand allein hält manches große politische Gebilde. Nun könnte es so aussehen, als sei die Spannkraft nur eben „die Kehrseite der Medaille“ und verdiene also nicht die eigene Benennung. Aber das ist ein Irrtum, den schon unser Erster Teil zu widerlegen versucht hat. Im Außenraum der Spannung steht alles unter anderen Bedingungen als im Innenraum des guten Willens. Von innen gesehen entscheidet der Wille, entscheidet die Höhe der Freiwilligkeit über die Wirklichkeit des Gebildes. Je tiefer der Wille ganze Menschenleben mitreißt, als desto wirklicher erweist er sich. All dies ist belanglos für den Außenbereich der Spannung. Hier gilt nur, was man kann und vermag. Wie man es kann, gilt gleichviel, ob mit innerer Freude, ob mit zusammengebissenen Zähnen. Der Gegner blickt nicht wie Gott den Grenadieren ins Herz, sondern er zählt die Kompanien und Bataillone. Die Spannung verlangt die äußere Tüchtigkeit, die Disziplin und Zucht, den Kadavergehorsam und die körperliche Geschmeidigkeit, die gute Ausbildung so gut wie die modernsten

Waffen. Und dies Beispiel des Krieges steht nicht für sich. Über jedem Gebilde steht das Verhängnis, und wenn sie alle innen ein Herz und eine Seele wären, sobald die Nerven sich nicht nach außen straffen und spannen können. Wirksam ist hier nur das zweckmäßige Verhalten. Die Seite unseres Wesens, mit der wir in der Außenwelt „wesen“, diese eben auch wirkliche Seite unseres Wesens wird durch keinen noch so guten Willen gewährleistet. Hier draußen werden wir nicht nach unserem Innern gewogen. Einer noch so rechtschaffenen Gemeinschaft, die keine Waffen – auch nicht des Wortes und des Geistes, der Propaganda und Predigt – führt, also einer schutzlosen Bauernfamilie etwa – fehlt eben damit diese eine bestimmte Kraft der Wirklichkeit. Deshalb ist sie nicht unwirklich. Aber sie ist teilwirklich. Und die Wirklichkeit ihrer Innerlichkeit wird notwendig eine Ergänzung heraufbeschwören durch andere Mächte, die sie sich nach außen so, als seien sie *ihre* eigene Kraft, vorschützt. Diese Bauernfamilie kann Räubern einen Tribut zahlen, sie kann in einem geordneten Staate auf Polizisten und Soldaten rechnen, sie kann auf Gott und seine Heiligen allein gegen Feinde und Wölfe vertrauen: dann ist Gott und dann sind die Heiligen eben jene Macht des Außen, in deren Spannkraft sich der eigene Wille mit enthalten weiß.

Die Ordnung des Außen ist eine andere als die des Innen. Sie beruht auf Zwang, nicht auf dem Willen. Und zwar ist es der Zwang eben des von außen uns befallenden Naturzustandes, der uns einzelnen unsere Rolle im Ganzen zuweist. Nicht vom Willen kann die Rede sein, wenn eine Feuersbrunst alle Insassen eines Eisenbahnzuges bedroht, nur vom Schicksal. Und so studiert man die Außenkraft am reinsten, isoliertesten von allen Vermischungen mit dem Willen dort, wo das Schicksal die Wirklichkeit bestimmt: bei Seuchen, Überschwemmungen, Belagerungen. Hier ist der Kreis der Betroffenen ohne Wahl bestimmt. Mitgefangen, heißt es, ist mitgegangen. Die Wirklichkeit ist ein Gefängnis, das uns zu seinen Gefangenen herausbildet und heraushämmert. Die Erde im ganzen ist unser Schicksal. Der Hunger nötigt uns, mit ihr zu kämpfen in unaufhörlicher Anspannung. Was im einzelnen zum Gegner, zu fremder Natur werden kann, die man bekämpft und der man widerstehen muß, das wechselt. Alles kann für uns Erde, Schicksal, Natur werden, Dinge wie Menschen. Sehr oft sind es auch da, wo man keine Flinten trägt, gemeinsame Feinde, die aus ganz Unzusammengehörigen Genossen machen. So schweiß der Judenhaß die Juden immer neu oft sehr gegen ihren Willen mit ihresgleichen zusammen. Wenn ich mit anderen von außen in einen Topf geworfen werde, so hilft mir kein Wille etwas. Ein Deutschvölkischer mochte strampeln wie er wollte; Rathenau galt in der ganzen Welt als Deutscher. Und so ist heute bei dem herrschenden Nationalitätenhader die Banalität fast vergessen, daß es das Schicksal von außen in erster Linie ist, das den einzelnen zum Yankee, Slowaken, Wackes usf. stempelt.

Innerer Willensbereich nennt dies Schicksal dann wohl erbittert und ab-

lehnend: Zufall. So wenig hat Schicksal, hat äußerer Zwang Zugang zu der Vergeistigung im Willen. Aber die Zwangsordnung der eisernen Not ihrerseits spottet über die „Launen des Gefühls“, zu denen sie den Willen herabsetzt. Innen und Außen sind sich gegenseitig undurchdringlich. Es ist ein Bemühen wie die Quadratur des Zirkels, Zwang und Freiheit, Schicksalsmacht und Willensmacht auseinander abzuleiten oder ineinander aufzulösen, wenn nicht andere Mächte dazukommen; und ihre polare Gegeneinanderstellung führt zu einem einfachen Zerschneiden: Der Doppelraum springt entzwei. Es ist dies der Vorwurf der Heldentragödie. In Kleists Penthesilea will die Heldin sich vor den Feinden nicht retten. Die Oberpriesterin eifert dagegen: „Unmöglich wär's ihr, zu entfliehen?, unmöglich, da nichts von außen sie, kein Schicksal, hält, nichts als ihr töricht Herz – –“

Da antwortet die Freundin für die Heldin:

Das ist ihr Schicksal!  
Dir scheinen Eisenbanden unzerreißbar,  
Nicht wahr? Nun sieh, sie bräche sie vielleicht  
Und das Gefühl doch nicht, das du verspottest.

Und die Freundin blieb bei der Heldin und zeigt damit, daß der seelische Innenraum der Freiwilligkeit durchaus nicht gerade von einem Individuum eingenommen zu werden braucht – sie macht ihn sich zu eigen:

Ich bleibe bei dir: Was nicht möglich ist,  
Nicht ist, in deiner Kräfte Kreis nicht liegt,  
Was du nicht leisten kannst: Die Götter hüten,  
Daß ich es von dir fordre! Geht, ihr Jungfrauen  
– die Königin und ich, wir bleiben hier.

Aber mit diesem Entschluß ist auch die Wirklichkeit in ihre Stücke zersplittert, der Untergang des Freundinnenpaares tragisch besiegelt. Die Wirklichkeit muß sich für diese Ablehnung, ihr auch nach außen zu entsprechen, rächen. Das Leben will sein Recht, das Schicksal erzwingt sich Beachtung. Man gehorcht dem Schicksal nicht freiwillig, man soll es gar nicht freiwillig tun. Es will als Schicksal, als Naturgesetz verehrt und beachtet werden. Deshalb ist ja das Schicksal blind. Es wählt nicht aus nach Verdienst und Würdigkeit. Die reine Schicksalsordnung trifft den einzelnen nach dem Los, so wenn in einem Schiff einer geopfert werden muß; sie trifft den einzelnen nach seiner Nummer, wenn er zum Brot-empfang schlangesteht. Die Zusammenordnung der Menschen unter der Gewalt des Schicksals geschieht nach nüchternen Zählen und nach Zweckmäßigkeit. Vor dem Tod sind alle gleich. Daher kann die Reihenfolge nur nach äußeren Merkmalen sich ergeben: nach dem Alphabet oder ähnlich. Nur die Zweckmäßigkeit entscheidet. Wehe, wer sich auf Gefühle verlief hier, wo wir im Reiche der Zwecke weilen.

Und wieder können wir ein Mindestmaß an Kraft feststellen, das ein solches Schicksalsgebilde als ein wirkliches erweist. In der Willenswelt, sahen wir, ist es der freie Wille, mit dem sich mindestens einer dazu bekennen und seinen Namen dazu hergeben muß: er muß aus diesem Willen heraus leben: In dem Augenblick beginnt diese bestimmte Willenswelt wirklich zu werden.

Auch im Schicksalsbereich muß mindestens ein Mensch „daran glauben“, damit wir das Gebilde ernst nehmen sollen. Einen muß es als „einen von diesen“ getroffen haben, damit „diese“ aus einem Haufen Unverbundener eine Schicksalsgemeinschaft werden können. Schicksalsgenossenschaft nimmt sich keiner. Man verfällt ihr. Der erste, den das Los trifft, zeichnet eben damit alle anderen, die es auch treffen kann, damit sie nun gemeinsam widerstehen. So wird die Reformation, die Deutschland zerreißen Revolution, eröffnet durch den Geleitsbruch, den der Kaiser an Johann Huß begeht.

Und dieses letzte Schicksal von außen hat nun geheimnisvollerweise dem in seinem Innern davon gar nicht erreichten Johann Huß ein Stück erhöhte Wirklichkeit und Abwehrkraft verliehen. Wie ganz anders widersteht sein Bild nun der Außenwelt! So ist die Spannkraft vollwirklich, wenn ein Mensch mit Haut und Haar einem äußeren Zweck verfällt. Dieser Zweck ist damit eine wirkliche Macht geworden. Sehr deutlich ist das in der Technik. Dort werden täglich Hunderttausende gefährdet. Je selbstverständlicher uns allen diese Inkaufnahme der Gefahren der Starkströme, Gifte, Verkehrsgeschwindigkeiten geworden sind, desto wirklicher ist damit diese Zweckwelt geworden. Ohne diesen täglichen Einsatz von Leib und Leben gegen die Natur, ohne diese rücksichtslose Geltung des Satzes: Der technische Zweck heiligt dies Mittel des Menschenopfers, wären die Zwecke der Technik noch nicht in der absoluten Herrschaft, in der wir sie heute finden.

Und nun könnte man denken, die Menschen treibe es von Haus aus nur nach der Innenseite des Willens. Und es bedürfe ganz seltener Antriebe, um die Außenseite des Schicksals in ihnen auszuspannen. Aber statt dessen ist die Gestalt des Kriegers, Helden, Kämpfers mit ihrer geschmeidigen Verwendbarkeit und ihrer ehernen Zucht das selbstverständliche Vorbild in jeder Gemeinschaft. Gewiß mag sie nicht als das Ordentliche, sondern als das Außerordentliche in Geltung stehen: In jedem Falle hat sie sich das Volksleben in einer bestimmten Spiegelung als tägliche Erscheinung angeeignet und damit das Urphänomen der Spannkraft anerkannt.

Die Spiegelung geschieht im Wettkampf und Sport. Die Wettkampfleidenschaft zaubert den Menschen in eine gestraffte Kampfreihe; im Widerstand einer Naturgewalt oder eines menschlichen Gegners spannt sich der einzelne zur äußersten Ausbildung seiner Sonderleistung. Die Muskeln, die Haltung, die Nerven, die Bewegungen: alles wird den Gesetzen des Kampfes untertan und entspricht ganz und gar ihnen. Jeder steht an seinem festen Platz in einer notwendigen Ordnung. Herausgeschliffen ist jeder aus dem Ganzen zu einer beson-

deren Verrichtung. Das gleiche Schicksal zeigt sich in der gleichen Uniform der kämpfenden Partei. Mit lautloser Selbstbeherrschung muß der einzelne es hinnehmen, wenn er „ausfällt“. Auf dem Sportplatz ist alles Schiedsspruch des unerbittlichen Kodex der Sportgesetze und des Unparteiischen. Nicht auf das, was einer will oder fühlt oder denkt, kommt es im geringsten an; nicht darauf, ob der Klub eine große Zukunft hat; einzig das entscheidet, was er heute kann und leistet.

Und aller Sport sucht vor dem Kämpfer ein unausweichliches Muß aufzurichten. Nicht was er will, soll er leisten, sondern auf die verschiedenste Weise wird man erfinderisch, um die Spannkraft von außen hervorzuzwingen. Da wird eine Reihe von Bedingungen vorgeschrieben. Natürliche Hindernisse erzwingen gewisse Überwindungen. Hürden und Gewichte werden künstlich hinzugetan. Am höchsten aber steigert sich der Sport, wenn es ein lebendiger Gegner ist, der all diesen Zwang durch seine Gegnerschaft ausübt. Daher ist der Kampf von Fußballmannschaften oder Ringkämpfern von solchem Reiz. Und bei den Wettrennen erregt man durch den Wetteifer wenigstens die Illusion, als steigere der eine den anderen, ja als zwingt der eine dem andern die Gegenleistung erst richtig ab. Und deshalb ist das Tiergefecht der Alten oder der Stierkampf die folgerechte Durchbildung des Kampfspiels bis dahin, wo das Gesetz des Kampfes wirklich von einer Schicksalsmacht ganz und gar und unentrinnbar dem Kämpfer von außen vorgeschrieben zu werden scheint.

Das Kampfspiel ist die äußerste Erscheinung, die der Masse in dem Bereich der Innenkraft entspricht.

Masse und Kampfspiele (Sport) sind der Schein, den die doppelräumlichen Kräfte des Willens und der Spannung neben sich hinstellen.

Nunmehr erwarten wir es schon kaum anders, als daß auch die doppelzeitlichen Kräfte der Wirklichkeit sich in Scheingebilden des täglichen Lebens spiegeln werden. Auch von ihnen wird es zu gelten haben, daß jedermann ihren Schein muß durchschauen können und sie trotzdem nicht entbehren mag. Finden wir solche Scheingebilde, so werden wir ihnen wieder wie bisher wichtige Anhaltspunkte für die wirklichen Kräfte, denen sie entstammen, entnehmen können.

#### 4. Abschnitt

##### *Die alten Bräuche (Geselligkeit und Autorität)*

Man „will nichts“, wenn man in Gesellschaft oder ins Wirtshaus geht. Oder wenn man etwas will, so will man „ausspannen“. Auch geschieht nichts Bestimmtes in einer Gesellschaft, die zum Tee oder Festmahl versammelt ist. Simmel hat über diese Eigenart der Geselligkeit, daß ihre Formen stets wichtiger sein müssen als jeder Inhalt, daß hier die höfliche herkömmliche Redensart

im entscheidenden Augenblick passender bleibe als das brutale Hinübertreten in die Wirklichkeit oder das Ernstnehmen eines einzelnen Gesprächsthemas, einen köstlichen Vortrag gehalten. Entspannung mag nur die Geselligkeit zu gewähren, in der z. B. auch ein Kartenspiel oder ein Virtuosenkunststück nicht zum aufregenden Selbstzweck wird. Das unterscheidet den Herrenspieler vom Berufssportsmann, den Dilettanten vom Künstler, daß der eine die Gesellschaft unterhält, der andere aber mehr Wert darauf legt, selbst der Gesellschaft anzugehören, als sie zu unterhalten. Jeder gesellschaftliche Sport verliert daher seinen Rekordcharakter. Er wird ein Bestandteil der Geselligkeit durch nichts anderes als dadurch, daß gewisse gentlemanlike Formen, eine gewisse spielerische Anmut als wichtiger gelten als der Vollzug der Leistung. Ein schlechter, ungeschickter Jäger, der danebenschießt, stört die Gesellschaft nicht entfernt so wie ein anderer, der den geringsten Vorstoß gegen die Weidgerechtigkeit begeht.

Dieser letztere fällt aus dem Rahmen. Das eben, aus dem Rahmen zu fallen, ist in guter Gesellschaft unverzeihlich. Es hebt recht eigentlich die Geselligkeit auf und zerstört sie. Weder der „gute Wille“ eines solchen taktlosen Bären noch die „Notwendigkeit“, ihn zu ertragen, können dafür entschädigen. Jener Reiz der Geselligkeit, zu erholen und auszuruhen, hängt eben an der Innehaltung des Rahmens und der Beherrschung gewisser Formen. Und daß diese Formen gewisse sind, ist ihr Geheimnis. Man muß wissen, was sich gehört und wie man sich bei der und der Gelegenheit benimmt. Bei einer Trauung oder bei einer Beerdigung muß man das Herkommen kennen. Es ist in einer Abendgesellschaft erfreulich, wenn der eintretende Gast ungezwungen das kleine Zeremoniell innehält, gerade auf die Frau des Hauses loszusteuern und ihr zuerst die Hand zu küssen. Er zeichnet damit ihre Hausfrauenwürde gebührend aus und erkennt an, daß er sich als ihr Gast fühlt. Wird er aber am Eingang ohne seine Schuld von einer anderen Dame aufgehalten, so darf er jene Reihenfolge nicht unter Hinweis auf die Etikette gewaltsam erzwingen wollen, sondern muß dann unbefangen die veränderte Lage wahrnehmen. Er kann höchstens hinterher der Dame des Hauses sein Bedauern zu verstehen geben, daß er verhindert werden konnte, ihr sein erstes Kompliment darzubringen. Also dieselbe Form, die als eine „gewisse“ Anspruch auf strenge Befolgung hat, verlöre ihren Wert, wenn man sie als ein überfeierliches Gesetz mißverstehen und allzu laut betonen wollte. Das Taktgefühl ist somit ein doppeltes. Der Gast muß sich nicht nur selber tadellos benehmen, sondern er muß genau so jedem andern helfen, sich tadellos zu benehmen. Er muß also über Entgleisungen anderer stillschweigend hinweggleiten. Denn das Zeremoniell soll lautlos herrschen. Die Menschen sollen es in ihrem Fleisch und Blut tragen; „man soll es in den Fingerspitzen haben“. Eine kommandierte oder im Streit durchgesetzte Sitte hat ihren Reiz eingebüßt. Dann bleibt nur der Ausweg, wieder aus dem Sittenüberwacher, dem Zensor, ein zeremonielles Amt zu entwickeln, wie z. B. das Amt dessen, der einen Tanz, Menuett oder Quadrille zu kommandieren übernimmt. Damit erst läuft dessen

ausdrückliche Ansage des Schicklichen selbst in den Bahnen des Unauffälligen, Schicklichen und also „Schicken“ ab.

Betrachtet man aber die Formen der Geselligkeit auf ihren Ursprung, so pflegen sie allesamt älter als die übrigen Lebensformen der in der Gesellschaft Lebenden zu sein. Je älter Möbel und Schmuck, desto feiner. Daß noch heute ein jeder einen jeden „um Feuer bitten“ darf, ist ein jahrtausendaltes Zeremoniell. Denn es weist auf Zustände, in denen alles Feuer nur durch Übertragung von Herdfeuer zu Herdfeuer sich erhielt.

Das Abziehen des Hutes ist ein Rest der Lebenssitte, mit der der Mann den Herrn anerkannte, ebenso der Handkuß. Das heißt, daß in unserer bürgerlichen und städtischen Gesellschaft die Geselligkeit noch aus dem Ritterrecht der Herrnhöfe und Schlösser ihre Formen bewahrt. Denn – dies ist der springende Punkt – was man die Formen der Geselligkeit nennt, ist nichts, als daß sie Wiederholungen sind. Je ausgebildeter eine Geselligkeit, desto größer ist ihr Reichtum an Bräuchen, Herkommen, gangbaren Wendungen, konventionellen Phrasen. Was ist aber eben alles dies anders als Wiederholung? Wiederholung von wirklich Gewesenem, ohne daß es auf seine jetzige Wirklichkeit ankommt, sondern nur auf die Wiederholung von etwas einmal doch wirklich Gewesenem! Die gnädige Frau, bei der ich eingeladen bin, ist nicht meine gnadenvolle Herrin. Aber ich wiederhole eine wirklich gewesene Ordnung, und eben dadurch tritt jene kampflöse Beruhigung, jene wohltätige Stille ein, in der kein Streit, kein lautes Wort nötig sind, weil nichts Neues unter der Sonne dieses abendlichen Kronleuchters geschehen soll, sondern ewig das Alte! Deshalb fühlt man sich in guter Gesellschaft so sicher und geborgen. Es kann einem nichts passieren. Alles weiß ja, was sich gehört. Auf das „wissen“ ist der Nachdruck zu legen. An Napoleons, des Emporkömmlings, Hof wußte auch jeder, daß alles dem Kaiser zu gehorchen habe. Aber eben daß der, dem alles angehört, noch als neuer, lebender, plötzlicher Mensch in den Saal treten konnte, störte die Gemütlichkeit furchtbar. Wenn alles wissen soll, was sich gehört, so muß der Versuch dieser „Gehörigkeit“ längst vorüber, unkenntlich alt sein. Die Zeremonie ist erst eine, wenn sie Wiederholung von etwas ist, dessen Schöpfer nicht mehr spürbar ist. Sie muß unpersönlich geworden sein, erst dann wirkt sie rein als Wiederholung. Vorher hingegen hat sie den fatalen Beigeschmack der Nachahmung. Die Nachahmung der guten Gesellschaft durch Frau Raffke ist ja aber gerade die Karikatur zu Brauch und Herkommen dessen, was sich gehört. Nach all diesem begreift man, was sonst ein Rätsel wäre, daß die tausendfache Wiederholung eines Gespräches über das Wetter oder das Befinden der Frau Gemahlin selbst in unserer formlosen Zeit als höflicher gilt bei der ersten Begegnung als irgendein noch so origineller Witz. Gott sei Dank! möchte man ausrufen, hier wenigstens bringen wir noch die Kraft unendlicher Wiederholung des Brauches auf. Und es gilt als Zeichen eines gebildeten Menschen, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern erst einmal geduldig die verschiedenen her-

kömmlichen Gesprächsthemen abzuhandeln. Erst beim Braten frühestens kann man persönlich werden.

Mit diesen Beobachtungen allein sind wir aber schon über das bloße und bewußte Scheinwesen einer Geselligkeit hinausgegangen in das höchst wirkliche Gebiet der Bildung. Es ist der gebildete Mensch, der allein der Wiederholung von Formen fähig ist. Der Rohe kann eben nur nachahmen. Der Sinn und der Gehalt jener Formen dringt nicht in ihn ein. Aber so wahr der Mensch ein bildsames Wesen ist, „kultivierbar“, so wahr vermag die Bildkraft eines einmal geschehenen Vorgangs in ihn einzudringen und ihn zu formen und zu prägen. So wie die Freiwilligkeit das Echo des Trägers Mensch auf die Kraft des Gemeinwillens, wie sein zweckmäßiges Verhalten als ein Echo auf die Kraft des Schicksals sich darstellt, so ist die Bildung und Kultur eines Menschen sein Echo auf die Bildkraft der Wirklichkeit! Alles, was einmal angehoben hat und seinen Ursprung gehabt hat, bildet als Vorbild den Stoff „Mensch“ sich nach. Der Mensch „will“ das nicht! Nein, es wird ihm ja gerade nicht bewußt. Bewußtsein hindert die Bildung. Und es wird ihm nicht abgedrungen wie etwas Notwendiges vom Schicksal. Sondern die Autorität des Urbildes ist eine Kraft, die ebenso oft Unnützes, Unnötiges, ja schon Überflüssiggewordenes nachbildet. Und sie ist eine Kraft, die schwer auf uns liegt und unseren eigenen und eigentlichen Willen oft lahmlegt und schwer einschnürt. Trotzdem kann sich kein Mensch, der ein wirklicher Mensch ist, dieser Macht der Autorität entziehen. Gewiß, jeder junge Mensch lehnt ein paar überkommene Vorbilder ab. Vor allem erscheinen ihm die Eltern als altmodisch. Aber das heißt ja nur, daß er sich andere Vorbilder sucht. Rebelle Jugend suchte sich die alten Germanen als Autorität aus oder noch besser die Arier. Die Arier erscheinen aber aus keinem anderen Grunde als die besseren Autoritäten, als weil sie noch älter sind! Die Völkischen wollten von ihren liberalen Großvätern nichts wissen. Deshalb leiteten sie ihren Stammbaum auf eine Edelfrasse vor 36 000 Jahren zurück. Die Bildkraft will sich eben durch ihr Alter als Kraft der Wirklichkeit erweisen. Und in einer Zeit, wo alle Vorbilder verloschen sind, wo zwei ältere Generationen, erst Wilhelm II., dann Hindenburg, sich um alle Autorität gebracht hatten bei den Jungen, da wurde mit solchen Gewaltmitteln ein Notversuch gewagt, um nur um Gotteswillen nicht vorbildlos leben zu müssen. Die Wirklichkeit hat einen horror vacui, eine tödliche Angst vor irgendwelcher Bildlosigkeit. Jedes Vorbild ist besser als gar keins! Und kommt der regelmäßige Umsatz und die Neubildung echter Vorbilder ins Stocken, so wird eine Scheindarbietung vor den Abgrund des Nichts gespannt; als eine solche Vorbild-Ersatzvorrichtung war die völkische Ideologie in der formlosen Wüste der Jahre nach 1918 in Europa behilflich. Denn alle wirklichen Kräfte sind ja nur deshalb wirklich, weil sie unter allen Umständen und mit welchen Mitteln immer sich durchsetzen, mit guten oder schlechten, tauglichen oder untauglichen Mitteln. Die Bildkraft ist eben keine Sache unserer Willkür. Autoritäten errichtet man sich



nicht freiwillig oder weil man sie nötig hat. Wenn sie da sind, beugt man sich ihnen. Wenn sie aber fehlen, so schreit man nach ihnen. Vergebens aber denkt man sie zu erfinden. Bildkraft hat nur das Ursprüngliche, das heißt also das schlechthin Unabhängige. Die Form darf in ihrem Ursprung nicht als Form beabsichtigt worden sein! Die Wirklichkeit des christlichen Rituals hängt eben an dem Mut, mit der es den ursprünglichen Schandtod der entehrenden Hinrichtung als ewig wiederholte, autoritäre Zeremonie festhält. Die Form hat nur deshalb Bildkraft, weil sie unvorhergesehen, zwecklos und ungewollt entsprungen ist. Die Bildkraft aber wird daran ermessen, ob ein Vorgang, eine Handlung ihren ersten Träger und Täter überlebt. Nur die Tradition, der Fortgang eines Urbildes durch die Zeit hinüber über viele Nachbilder, spricht für die Bildkraft der Autorität. Das ist der Unterschied der Bildkraft von den bisher erörterten Kräften, daß sie rein zeitbezogene Wirkungen erkennen läßt. Es ist das Nacheinander einer bereits erfüllten Vergangenheit zu der noch zu füllenden Zukunft, in dem sich die Gegenwart für den Vergangenheitspol entscheidet. Wenn wir uns einem Vorbild unterstellen, entscheiden wir im Anprall der Zeiten zugunsten der Vergangenheit. Immer dann ist Bildkraft am Werk. Es kann sich um Jahrtausende handeln oder um die schüchterne Angleichung eines neuen Ministers an seinen Vorgänger – immer wird der Weg in die Vergangenheit gewählt. Aus Bescheidenheit, aus Scham, aus Faulheit, aus Ehrfurcht, aus Pietät, aus Eilfertigkeit, aus Gottesfurcht: die Motive für die Herrschaft der Bildkraft sind zahlreich und sehr verschieden. Immer enthalten sie wohl ein Element der Furcht.

Der Ritus beruhigt, indem er uns einkleidet, und zwar in eine schon bestehende Tracht. Diese Tracht kann ein wirkliches Kleid sein wie der Operationsmantel des Arztes, oder ein Betragen. In beiden Fällen wird das allzu Stürmische und Ungeheuerliche durch den Brauch gemildert. Das aber, was uns ohne „Tracht“ die Stimme verschlüge, ist nicht in allen Epochen das nämliche. Deshalb wird heute mit Unrecht unsere Zeit verleumdet, sie sei formlos. Dem ist nicht so. Wir tun nur unser Brauchtum woanders hin. Das feierliche Wort „Brauch“ ist jahrtausendlang auf die Einschnitte zwischen vollen Generationen bezogen worden: Eheschließung, Kindtaufe, Begräbnis, Krönung allein schienen die Etikette eines Ritus zu verdienen. Der Hofschulze legte neun Westen zur Hochzeit seines Kindes an; in USA aber ist die von der Geistlichkeit festgelegte Zeit für die Trauung elf Minuten. Doch lasse sich niemand irreführen. Der moderne Operateur, Skiläufer, Gesellschaftsmensch wechselt seine Tracht un- ausgesetzt. Ich selber muß zwischen Pferdestall, Vorlesung, Essen, Reiten, Schreiben, Holztragen, Besuche machen, oft sechs-, siebenmal am Tage die Kleider wechseln. Und nun gar auf den Landstraßen Amerikas findet sich ein Zeremoniell und eine Kultur des Herzens, die zu Herzen geht. Jeder unterbricht seine Reise, selbst dringende Vorhaben, um Hilfsstellung zu geben. Und beim scheußlichsten Unfall herrscht Disziplin. Ein anderer großartiger Ritus ist die

Bewillkommnung der Neuankömmlinge. In vier, fünf Tagen kennen sich die Fremden aus. Die Kurzriten unserer Zeit nehmen es mit den Riten aller Zeiten auf.

Man kommt auf die Vermutung, daß jede Gesellschaft nur ein bestimmtes Maß an Kraft für Betragen und Tracht zu vergeben hat. Je nach der Geschichtsstunde muß der Ton auf anderem liegen. Drei Tage währende Hochzeiten und 35 Millionen Automobile sind möglicherweise unvereinbar. Aber Kurzriten sind auch Riten. Und so hat sich der Mensch nicht grundlegend verändert. Immer mildert er seinen Schrecken, indem er bildkräftig eine Form zu wiederholen trachtet. Auf der Waage des Gefühls erzwingt der ungeheuerliche Vorfall eine Betonung des „alles schon dagewesenen“.

Wenn den Ertrinkenden, wie es heißt, mit rasender Schnelligkeit noch einmal der ganze Bilderschatz seines früheren Lebens heimsucht, so preßt sich der, der nicht sterben will, damit noch einmal an die schon gelebte Welt und sucht in ihr nach einer Vorstellung, einem Bild, das die unerhörte neue Lage erkläre, decke, treffe. Die Seele hüllt sich auch in ungeheuren Erregungen in ein Bild, um nicht wahnsinnig, vor Grausen entrückt zu werden. Am entsetzlichsten empfindet sich der Mangel der Form, die man wiederholen dürfte, im Angesicht des Todes. Rilke bricht im „Requiem“ auf einen jungen Freund in den stöhnenden Ruf aus: „Gebräuche her! Wir haben nicht genug Gebräuche!“ Entscheidend ist die Bedeutung des Todes für den jeweiligen Hervorbruch der Bildkraft. Die Furcht stellt in der ewig wiederholten Klage, in Mausoleen und Pyramiden Teppiche und Wandschirme um das Nichts, das dem Menschen immer unerträglich ist, am unerträglichsten aber da, wo vorher etwas gewesen ist. So ergibt jeweils der Tod den natürlichen Anschnitt für das Aufschießen der Bildkraft. Die Bildkraft springt aus den Vernichtungspunkten des Lebens formend hervor. Die Zersetzung von Etwas in Nichts bewirkt die förmliche, ausführliche Hervorholung und Wiederholung dessen, was bleiben soll. Für den Aufbau der Grundkräfte ist dies als Kern der Bildkraft in acht zu behalten: die Kraft zum Fortgang, zum Bestand und zur Dauer durch Wiederholung und Form, durch Bildung und Kultur. Die Abneigung gegen die Zerstörung, die Ruhe des Daseins verstärkt sich im Stillstand der Zeit. Bildkraft ist die Kraft des Rückwärts und nach Rückwärts. Sie ist zeitbestimmend, und zwar im Pol der schon erfüllten Zeit. Die Welt soll nicht ins Chaos und in die Macht der Barbarei zurückfallen; man ist dankbar dafür, daß sie schon da ist – das ist wohl die allgemeinste Form, in der die Bildkraft jedermann zu einem Teil mindestens zugänglich ist. Zeigte sich uns die innere Welt als eine Welt der Bejahung und ihre Spiele als die des Ja, die Sportkämpfe aber als die Spiele des Nein, so ist das Grundwort der Spiele des Herkommens, die wie in diesem Abschnitt behandelten, das „Danke“. Es bleibt uns noch die Welt des „Bitte“.

*Die neueste Sensation (Kunst und Liebe)*

Wenn eine Zeremonie in prächtigen und ehrwürdigen Bräuchen abrauscht wie eine Papstwahl, eine Königskrönung, eine Heldenbeerdigung, dann muß Musik den Hergang verschönen, Maler entwerfen vielleicht die Kostüme der Teilnehmer, und die Dekoration des Festraumes und eine Dichtung hält in erhöhter Sprache den letzten Sinn des Herganges allegorisch fest. So ist Shakespeares herrliches Spiel „Ein Sommernachtstraum“ ein Hochzeitsfestspiel. Und Gelegenheitsdichtungen, nämlich Festdichtungen großen Stils, sind die vornehmsten Werke der Weltliteratur, angefangen von den Tragödien des Äschylus. So scheint die Kunst in die Kreise der von uns schon erörterten Geselligkeit hineinzu reichen. Freilich bieten sich noch andere Zusammenhänge an, vor allem mit der Pflege des Gemeinwillens. Die Masse will doch mit Spielen, Künsten, Gaukeln, Artisten unterhalten sein. Der Sportsmann umgekehrt verwendet die Kunst zum eigenen Kostüm und zur Ausschmückung des Kampfgerätes vom alten Rittersaal bis zum Tennisschläger. Sollten nicht Sport und Demagogie auch Bezirke sein, in denen die Kunst entspringt?

Die Frage löst sich, wenn man unterscheidet zwischen dem Bezirk, in dem die Kunst sich findet, und dem, was sie selbst in diesen Bezirken bedeutet. Da ist sie im Verhältnis zu den drei anderen großen Kulturerscheinungen der Demagogie, der Spiele und der Geselligkeit allerdings in einer anderen Lage. Ihr Verhalten zu Raum und Zeit ist ein besonderes. Wir sind aber nun so weit, dies eigentümliche Verhalten der Kunst klar herausarbeiten zu können.

Stellen wir unsere Ergebnisse zusammen! Die Masse braucht Platz, viel Platz, um sich auszuwirken: die überwältigende Eindringlichkeit des Raumes bringt erst den Eindruck der Einmütigkeit hervor. Es gehört zum Stadion, zum Pariser Platz, zum Tempelhofer Feld, daß die Menge Kopf an Kopf gedrängt stehen kann wie ein wogendes Meer oder ein unübersehbares Getreidefeld. Das Masenerlebnis beruht auf diesem Überschwemmungsgefühl mit Raum. Eintauchen muß der einzelne können, um den Innenraum in sich hinein zu empfangen.

Jeder Kampf im Sportfeld, sei es ein Wettkampf, sei es ein Rekordspiel, verlangt seinen deutlichen Widerstand. Entweder muß ein Gegner, eine Gegenpartei oder ein Hindernis und Widerlager dem Spieler das Leben sauer machen. An dieser sichtbaren Schwierigkeit, an technischen Schranken muß das Wettspiel entbrennen. So werden sie der unentbehrliche Ausdruck der äußeren Gefahr und Notwendigkeit, an denen nicht zu rütteln sein darf. An der Schranke und Barriere gipfelt sich der Außenraum sinnfällig auf.

Jede Zeremonie hat Zeit, viel Zeit. Zu einer Prozession muß die Kunst des Langsam schreitens eigens geübt werden. Moderne Schauspieler müssen die Kunst, im Krönungsmarsch und Hofgefolge einherzuwandeln, mühsam lernen.

In guter Gesellschaft ist nichts unanständiger, als keine Zeit zu haben. Langsamkeit, Gelassenheit bis an die Fingerspitzen, gemächliches Sitzen und Umhergehen und müßiges Umherstehen – aus tausend Formen scheinbarer Erhabenheit über die Zeit, der Verschwendung von Zeit, der Unbekümmertheit um den Stand der Uhr setzt sich das Geheimnis guter Gesellschaft, ihrer vornehmen Vergangenheit, zusammen.

In diesen langsamen, künstlich verlangsamten Zeitablauf der Geselligkeit, in den Innenraum der Masse oder an das Hindernis des Kampfspiels wird nun Kunst aller Art zu Schmuck und Zierde hineingetan: Von der Kunst selber aber sagt man, daß sie in einem idealen Raum und in einer idealen Zeit lebe. Worauf beruht also ihre Illusion? Ihr Raum und ihre Zeit werden nicht als vorhanden vorgetäuscht. Ein Bild hängt ja ausdrücklich in seinem Goldrahmen an der Wand. Ein Liebeslied steht in einem Lederbändchen gedruckt. Ein Theaterstück wird gar auf einer kunstvollen Bühne aufgeführt. Nirgends also bleibt verborgen, daß hier ein idealer Raum und eine ideale Zeit obwalten. Auch wenn der Wallenstein 1634 spielt, so spielt er – und jede Dichtung spielt – im Niemals- und Nirgendsland: „Was sich nie und nirgends hat begeben.“ Kunst ist utopisch. Daß sie nicht einfach da-sei im Raum der Wirklichkeit, weder nur drinnen in der ungestümen Phantasie unseres freien Willens noch draußen in der harten Welt der Tatsachen noch gegeben als Datum im zeitlichen Ablauf der Stunden, macht sie utopisch. Sie tritt also weder in das doppelte Kraftfeld des lebendigen Raumes ein noch in die geformte Welt der Wiederholung. Das weiß natürlich ein jeder. Aber solange man nicht das Wesen des wirklichen Raums und der wirklichen Zeit zum Unterschied vom toten Raum und der toten Zeit der Natur zugrunde legte, war der Sinn dieser Idealität der Kunst nicht klar zu ermitteln.

Der tote Raum hat bekanntlich drei Ausdehnungen; er ist breit, lang, tief. Die tote Zeit hat eine Richtung von A bis Z. In diese tote Welt geht die Kunst offenbar nicht ein. Sie steht neben ihr oder über ihr oder ihr gegenüber. Und so hat man durch die letzten hundert Jahre die Kunst mit dem Denken zusammen der Welt von Raum und Zeit entrückt und ihnen beiden eine „ideale“ Überwelt als Wohnsitz angewiesen. Die Kunst und die Wissenschaft schienen über den Tod der Raum- und Zeitwelt zu triumphieren als die ewige Schönheit und die ewige Wahrheit. Das soziologische Unglück ist dabei nur, daß nach dieser Philosophie des deutschen Idealismus die geistige Überwelt der Ideale ebenso tot wäre wie die natürliche Welt des dreidimensionalen Raumes und der eindimensionalen Zeit. Sie wäre Überwelt, diese Welt der Kunst, aber tote Überwelt. Sie könnte nichts Besseres werden, weil sie ja bloß als Gegensatz zu einem toten Raum und einer toten Zeit erdacht und erphilosophiert worden ist. Denn nur weil die Kunst in den toten Raum des Zentimetermaßes und die tote Zeit des Chronometers nirgends hineinpaßt, deshalb verwies man sie in einen Überraum und eine Überzeit.

Diese ganze Schwierigkeit für die Unterbringung der Kunst besteht aber nicht, sobald wir vom wirklichen Raum und der wirklichen Zeit ausgehen. Der wirkliche Raum ist uns als Spannung von Innen und Außen bestimmt, die wirkliche Zeit als Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wie nun jedem Pol der ernsten Wirklichkeit eine Erscheinung, eine billigere, weil bloß scheinbare, Spielwirklichkeit zugeordnet ist, nämlich der Innenkraft des Gemeinwillens der Rausch der Masse, der Außenkraft des Schicksals die Lust am Wettkampfe, endlich der Vergangenheitskraft der Bildung die Feier des Zereemoniells in der Geselligkeit – so ist für einen ernsten Pol der Wirklichkeit noch eine gerade ihm zugehörige, nicht-ernste Erscheinung zu ermitteln, die ihn verkläre. Dieser Pol ist der nach vorwärts gewandte innerhalb der Spannung der wirklichen Zeit: die Zukunft. Gehört ihr die Kunst zu?

Dann ist eines gewiß: Die wirkliche Zukunft ist in allem das Gegenteil jener idealistischen Überwelt, in die von den Philosophen die Kunst verwiesen worden ist. Denn diese ideale Überwelt soll ja gerade unwirklich in ewigem, unwandelbarem Bestand über der natürlichen toten Welt stehen. Die Zukunft aber steht in keinem solchen „prinzipiellen“ Gegensatz zur lebendigen Welt, weit entfernt: sie bildet das unentbehrlichste Element der wirklichen Welt. Wenn morgen nicht auch noch Wirklichkeit, Leben oder Tod, Glück oder Unglück, Schicksal und Wille, Bildung und Chaos miteinander rängen, so sänke auch das Gestern und Heute zum genau so gleichgültigen Ungefähr herab. Die Wirklichkeit kann ganz geleugnet und verachtet werden – der ganzen Welt kann man überdrüssig sein –, oder aber sie muß ganz beachtet und ganz ernst genommen werden. Gerade das eine Viertel, Zukunft genannt, anders zu behandeln als die andern drei Viertel, ist sinnlos und vielleicht aus Angst vor der Zukunft zu verstehen, aber jedenfalls wirklichkeitsfern und wirkungslos. Wer die Zukunft von der Wirklichkeit durch den weiten Graben des Ideals so weit abschneidet, daß wir nun unten auf der Erde ohne sie auf die bloße „reale“ Natur des dreidimensionalen Raumes und der eindimensionalen Zeit angewiesen sind, der verstümmelt uns und nimmt uns die Kraft zum Leben in der Wirklichkeit! Die Wirklichkeit ist eine ungeteilte. Die Trennung in real und ideal nähme ihr den Ernst echter Gegenwart. Nein, die Kunst spielt mit unsrer Bestimmung!

Jene Weltanschauung, die der Kunst die Zugehörigkeit zur lebendigen Zeit abspricht, ist auch mit allen Tatsachen im Widerspruch. Wann hätte die Kunst im Leben der Welt größere Leidenschaften erregt als im 19. Jahrhundert, wo die Musik die Menschen zur Raserei brachte, ganz Europa und Amerika nach Italien in Millionenströmen pilgerte, die großen Dichter (Goethe, Tolstoi, Dostojewskij) die Zukunft vorwegnahmen und viele Philosophen und Politiker die Kunst zur Erlösung der ganzen Menschheit für berufen hielten. Die Kunst gehört also hinein in die lebendige Zeit: man sollte nicht sagen, sie lebe in einem idealen Raum. Man darf vielleicht sagen: sie lebt in der ideellen Zeit, wenn man das Wort Ideal „richtig“ übersetzt. Das Ideal ist nämlich noch-nicht-gewordenes

Bild, also das „Werdebild“. Die ideale Zeit ist mithin die Werdezeit. Und so ist die Kunst allerdings ideal in dem Sinne, daß sie die Zukunft vorwegnimmt als scheinbar schon gelöst und gelungen, ohne je wirkliche Zukunft zu sein. Sie schwebt zwischen Gegenwart und Zukunft als Schein der Zukunft. Damit wird der Kunst all die Freiheit gegeben, die sie braucht. Denn Zukunft stellt andere Forderungen an uns als Vergangenheit. Zukunft in der lebendigen Zeit ist nicht einfach Fortzählung der eindimensionalen Zeitrichtung nach vorwärts. Nur die tote Naturzeit hat diese eintönige Richtung. Läßt man sie in die lebendige Zeit hinein, so zerstört man diese und kann Zukunft und Kunst beide nicht mehr verstehen.

Die bloße Verlängerung des Kalenders wäre eine im toten Natursinn mißverstandene Zukunft, nämlich bloße Verewigung der schon gebildeten Vergangenheit bis ins fernste Später. Wenn ich den Kalender mit seinen 365 Tagen an die Wand hänge, so beuge ich mich damit allerdings unter die gleichmäßige Wiederholung des Naturgesetzes. Wir stellen damit jedes Ereignis an seine vorgeformte Stelle. Der astronomische Kalender ist ein außerordentlich künstliches Zeremoniell, in das wir alle Daten unseres Lebens einhüllen. Sie werden nämlich dadurch unauffällig. Der moderne Mensch wünscht ja, sich lautlos und unauffällig zu benehmen. Seine Tage gleichen einander eben deshalb so zum Verzweifeln, weil er sie sich alle von vornherein als Pensum stilisiert hat. Sie wirken alle als Wiederholungen. Wiederholung aber ist langweilig! Der von der Wirklichkeit nur noch gelangweilte Mensch, der mit Fahrplan und Tagesordnung lebt, sucht daher nach der Arbeit statt Erholung und Geselligkeit sogenannte Sensationen. Deshalb wird er formlos im geselligen Verkehr! Die Zerstörung der Geselligkeit in der Gegenwart ist etwas Unaufhaltsames, weil eben die Bildkraft heute in den Eisenbahnfahrplänen, Radioprogrammen und dem Postverkehr sich auswirken muß. Hier soll ja alles Vergangenheit, Arbeitspensum, „bevorstehendes“ Programm, Maschinenprozeß, naturgesetzlicher Ablauf werden! Wir armen Arbeitstiere brauchen daher jetzt nicht die Abwechslung durch Geselligkeit, also durch konventionelle Regeln, sondern die Abwechslung durch den Gegenpol zur Regel: so suchen wir die Überraschung durch Sensationen.

Die Sensation ist nur der grösste Ausdruck für den Schein der Zukunftskraft, der auch der Kunst innewohnt: Zukunft heißt Lösung. Die Zukunft löst das Bestehende auf, sie überwindet die Stockungen der Gegenwart und sie verwandelt alle Formen. Deshalb verspricht die Sensation, etwas „Noch-nie-Dagewesenes“ zu bieten. Sie hat recht, daß sie gerade das hervorhebt. Denn nur wegen ihrer Neuheit erlöst sie uns von dem Versinken in den Bleischlaf des Pensums und der Vergangenheit.

Und nun frage man neben der Sensation auch die ernste Kunst nach dem Merkmal, das sie von aller andern Schönheit und Vornehmheit unterscheidet. Auch eine Messe ist schön, ein frisches Bergtal, ein blühendes Mädchen. Trotzdem gehören sie alle nicht in die Kunst. Nicht die Schönheit macht's! Aber das

Kunstwerk fesselt uns durch irgendeine originelle Wendung, durch seine „Erfindung“. Es stellt eine überraschende Lösung irgendeiner Schwierigkeit dar. Ohne das langweilt uns die Kunst. Noch so wohlgemeinte Liebespoesien lassen uns kalt, wenn sie abgeschrieben sind! Wir müssen eine neuartige Verwicklung sich auflösen, einen undurchsichtigen Knoten entwirrt, eine unbekannte Aufgabe gelöst, ein Hindernis überwunden sehen. Der tote Block, verhaun wie er schien, macht Michelangelo berühmt, weil er die Schwierigkeit, die eben in seiner Form lag, überwindet. Allerdings muß die Lösung eine überraschende und eine bloß mögliche sein. Das lehrt der Vergleich mit der Technik. Ein technisches Wunderwerk erinnert uns wohl an die höchsten Leistungen der Kunst. Aber es ist nicht selbst Kunst. Denn es gehört ja der wirklichen Welt an. Hier erscheint also nicht die Zukunft im Spiegelbild der Phantasie; sie bleibt nicht als Zukunft in ihrem Element der Schweben, sondern sie tritt wirklich herein. Dazu kommt freilich noch etwas anderes, daß nämlich die Technik meistens auf klar erkannten Naturgesetzen gründet und eben deshalb selber nur selten den absoluten Überraschungscharakter echter Zukunft tragen will. Die Technik zerstört gleichsam geflissentlich ihren Zukunftsreiz durch die Betonung ihres wissenschaftlichen Untergrundes, ihres Charakters als Wiederholung, als methodischer Durchformung bereits erkannter, fest bestehender Gesetze. Die echte Zukunft aber ersehnt Erlösung, Verwandlung und Überwindung aller Gesetze.

Die Erfindungsgabe des Künstlers kann sich auf alles erstrecken, Stoff, Wiedergabemittel, Inhalt. Immer aber muß diese Erfindung, die Idee des Kunstwerks wie Pallas Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus springen. Da hilft keine sichere Methode, keine Schule, kein Fleiß, wenn die schöpferische Idee fehlt. Dann wirkt alles nur gequält. „Frei und leicht wie aus dem Nichts entsprungen“ – so allein bleibt ja das Kunstwerk Symbol einer noch nicht durchgeformten, noch nicht festgelegten, noch nicht geregelten Zeit – eben der Zukunft. Künstlich muß der Künstler die Spuren verwischen, die seine Lösung zu nah an den Alltag heranrücken. Dann würde die befreiende Wirkung von seinem Werk nicht ausstrahlen können, die es nur als Ideal, als Zukunfterscheinung haben kann. Ein Vergleich mag das erläutern: Eine Photographie eines künftigen Ereignisses ist unmöglich. Ein photographisches Ereignis ist eben damit bereits als geworden ausgewiesen; es kann trotzdem als Zeremonie und gesellschaftliches Ereignis alle illustrierten Blätter füllen und ungemein interessieren. Aber es ist dann ein Erlebnis der Geselligkeit, nicht der Kunst. Ein künstlerisches Ereignis lebt von der Idealität seines „Noch nicht“, seines immer vor den Toren der Wirklichkeit Stehenbleibens, seiner Verheißung. Es versetzt uns in die Schweben zwischen Wachen und Träumen. Sobald ein Kunstwerk nicht mehr die Kraft hat, uns zu solchem Schweben hinzureißen, ist es als Kunstwerk erschöpft. Wir müssen es noch bewundern können: dies nämlich ist der Ausdruck für unsern Anteil an der vom Künstler geleisteten Wendung der Dinge und an der Überwindung der eigentümlichen Schwierigkeit.

Der Künstler überwindet, wir bewundern: damit sind wir beide in einem und demselben Kraftfeld. Die Grundkraft ist im Künstler und Beschauer und Hörer die gleiche. Man wolle sich an die Lage bei der Übereinstimmung des Gehorchenden und Befehlenden erinnern: Eine Klanggrundlage für beide ergab sich als erforderlich, damit die Wirklichkeit des Willens sich in ihnen auf tun konnte.

Von hier begreift sich nun sofort, wovon wir ausgegangen sind, daß die Kunst überall andere Scheinkräfte ergänzen muß, wo diese etwas noch nicht können: Die Welten des Sports, der Geselligkeit und der Massenlenkung sind selten ohne Kunst. Eine Pause wird mit Musik ausgefüllt. Eine Gesellschaft, deren Bildungskraft die Probe fürchtet, verkürzt sich die Zeit durch Theaterspielen oder Gesänge. Dieser Ausdruck: „verkürzt sich die Zeit“ malt unübertrefflich, wie die an sich doch gewollte Verlangsamung, auf der die Geselligkeit beruht, in Längeweile überzugehen droht und wie nun die Kunst als erlösende Kraft die gefährliche Situation durch Verkürzung der künstlich verlängerten Zeit wieder überwindet.

Wieder anders ist die Hilfe der Kunst im Außenraum des Schicksals. Hier übertönt sie das, was noch nicht erträglich ist, was übermäßig, unerträglich wirken müßte. Hier ist sie die barmherzige Maske vor der grauen Wirklichkeit. Wenn die Soldaten singend in den Tod ziehen, so enthält dieser Gesang, abgesehen von der Fähigkeit des Singens, ein ganz bestimmtes Element der Kunst; nämlich die Scheinkraft der Verklärung eines an sich grausigen und nur äußerlich notwendigen Ereignisses.

Für alle Verwüstungen durch das Schicksal weiß Kunst mit ihrem milden Schein eine Lösung vorzutauschen. Und der Mensch selbst wird ja zuerst von ihr künstlich hergerichtet und zugerichtet. Deshalb nun übertönt auch Musik das Geschrei bei einem Sturz auf dem Rennplatz, täuscht eine Leinwand über die Höhe der Rekordleistung, schminkt Kunst der erbleichenden Seiltänzerin die Wangen siegreich rot und gibt viele solche Scheinlösungen mehr.

Wieder anders greift Kunst der Masse gegenüber ein. Die Masse nämlich wird von der Kunst dann ergriffen, wenn der Wille im übrigen noch unaussprechlich zu sein scheint. Während auf der Bühne hellerleuchtet ein Spiel anhebt, versinkt der Zuschauerraum in Dunkelheit. Was bedeutet das? Tausend Menschen sind doch hier versammelt, eine Masse, die zu beherrschen es reizen müßte, in der aufzugehen es lockt. Und doch wird dieser Masse nicht geradezu als Masse einfach das Erlebnis ihrer selbst bereitet. Das kann ausnahmsweise geschehen, wenn etwa das Publikum, wie es dann heißt, spontan aufsteht und etwa ein Lied der Oper mitsingt. In dem Augenblick schlägt allerdings das Kunsterlebnis in das Massenerlebnis um. Davon aber abgesehen, entledigt sich ein Hof, der sein Hoftheater unterhält, ein Staat, der seine Landesbühne bezahlt, seines Wunsches, auf die Massen zu wirken, in einer eigentümlich indirekten Weise, die genau dem Schwebezustand aller Kunsterscheinung entspricht.



Der Raum, den die Masse vor der Bühne Thalias füllt, ist dunkel. So weiß zwar jeder um die Anwesenheit der Masse, aber er sieht und hört für sich allein! Zu jedem dringt das aufregende Wort von der Bühne, aber zu jedem als einzelner, abgetrenntem Individuum. Gerade das zeichnet das Theater vor dem Zirkus aus, wo man durch den Anblick der Masse seine Teilhaberschaft in ihr nicht vergessen kann. So erfüllt auch der Geist des Stückes nicht die Masse, sondern alle einzelnen einzeln. Dadurch wird um jeden einzelnen Hörer ein Isoliering gelegt, den sein Nachbar nicht durchdringen kann. Isoliert wird nämlich der Sinn! Der Nachbar kann mich ansprechen auf die Hitze im Theater, auf das meisterhafte Spiel, auf Mängel der Kostüme, kurz auf den Schein. Er darf mich nicht ansprechen auf das Ethos einer bestimmten Rolle, auf die politischen Lehren, die der Dichter vortragen läßt. Dies alles bleibt – im Theater – in der Schwebelage und eignet sich zum Gespräch nur im innersten Kreise, niemals unter dem Theaterpublikum als solchem. Man kann das sich deutlich machen an den Fällen, wo die Sicherung jener Isolieringe um den Sinn durchbrennt, wenn also etwa im besetzten Gebiet Wilhelm Tell gespielt wird. Dann ist der Zweck des Theaters völlig beiseite geschoben; jedermann weiß, es handelt sich um eine politische Massenkundgebung. Wer da anderer Ansicht ist, tut besser, er bleibt zu Hause. Aber sonst ist die Regel des Kunstgenusses, daß das Unausprechliche in einer besonderen Sprache vor aller wirklichen Sprache vernommen wird. Man kann nicht sagen, es sei dies die eigene wirkliche Lösung der Lebensrätsel. Man kann sie auch nicht weitersagen. Man kann nur „über sie“ sprechen, nicht von ihr! Die Kunst macht sich uns vernehmlich, so wie sich uns Zukunft vernehmlich macht: unaussprechlich und lösend. Aber sie macht sich uns nicht so vernehmlich, wie sich unsere Zukunft uns vernehmlich macht: indem sie uns selber verwandelt.

Diese Kraft steht der Kunst nicht zu. Und deshalb wenden wir uns jetzt endlich, nachdem wir der Kunst gewiß all die Ehre gegeben haben, die ihrem Zauberstab gebührt, doch weg vom Schein der Zukunft zu der Kraft der Wirklichkeit, die allein die Zukunft bringt, denn „sie bewegt die Sonne und den Mond und alle Sterne“. Man scheut sich, es eigens auszusprechen, wie diese Verwandlungskraft auf gut deutsch heißt. Sie jedenfalls ist die vierte, erfüllende, alle drei anderen Viertel immer wieder zum Ganzen nötigende, forttreibende und verwirklichende Kraft. Wir haben anders als in den früheren Abschnitten mehr vom Schein der Kunst statt von der Wirklichkeit der Liebe sprechen müssen. Denn über die Kunst läuft ein Wust von Götzendienst um, so als sei sie eine ideale und beileibe keine Scheingröße, als sei sie eben doch was Besseres als die übrige Welt. Darüber konnte man denn in Vergessenheit bringen, daß sie nun doch ein für allemal nur der Schatten des Lebens ist, unter den Schatten des Lebens der vornehmste gewiß, aber eben doch gekettet an den Triumphwagen der Liebe. Die Kunstvergötzung des Idealismus ist schuld, daß wir schon anlässlich der Kunst von den Erlösungswundern der Liebe mehrfach sprechen mußten. So bleibt uns nur der kurze Hinweis übrig, daß die Kraft zur Überwindung, zur Überraschung

die rettende Kraft ist, unter deren Gewalt die Wirklichkeit tritt, wenn das Belieben des Willens, das ewige Lob der Wiederholung und die Not des Lebens sich ausgewirkt haben. Wenn es kein Zurück gibt, kein Innen und kein Außen mehr sich auszuwirken wissen, dann weiß nur noch die Liebe Rat. Sie ist die Antwort auf die Verzweiflung, in die sich die Wirklichkeit verliert, die nur Gesetz, Schicksal und Willen kennt.

Auf Hochzeiten muß über Gesetz, Schicksal und Wille triumphiert werden. Denn jede Hochzeit bricht das bisherige Recht: Ein Namenwechsel wird sanktioniert. Eine Willensfreiheit wird aufgegeben: der Wille bindet sich im Gelöbniß. Drittens: das was das Schicksal getrennt hat, vereinigt die Liebe. Jede Ehe erzeugt eine neue Rasse, die es schicksalsmäßig vorher nicht gab. Jedes Liebespaar spottet also dreier Tatbestände, die jeder Verlobung vorausliegen:

1. Daß alles kausal und gesetzmäßig feststeht, wird durch eine  
*Überraschung* durchbrochen.
2. Daß jeder Mensch seinen eigenen Willen zur Richtschnur seines Handelns nimmt, wird durch ein  
*Opfer* widerlegt.
3. Daß jede Natur in ihrer Eigenart bekannt ist und feststeht, wird durch  
etwas  
*Neues* entkräftet.

Diese drei Eigenschaften müssen also auf jeder Hochzeit gegen Gesetz, Wille und Schicksal abgehoben werden.

Infolgedessen wird auf jeder Hochzeit die bisherige Weltordnung ins Bewußtsein erhoben und die gegen sie neu, freiwillig und überraschend geschehende wird gefeiert, das heißt sie wird in ihr Recht eingesetzt, weil sie vorher keinen Sitz unter den Mächten der Gesellschaft hatte. Der tiefste Einschnitt im Leben des Einzelnen und der Gruppen liegt da, wo eine Hochzeit die einzelnen zwingt, sich selber umzubenennen. Bis dahin nämlich wollen wir die Welt benennen; die sogenannte Weltanschauung hat in dieser Jünglingshaltung ihren „Sitz im Leben“. Denn der Student versucht, die Welt dadurch zu erobern, daß er sie bedenkt. Seine Systeme versuchen es alle noch einmal mit bloßer Inzucht. Aber der Bräutigam gibt das auf, weil er sich selber aufgibt. Er wählt eine neue Verwandtschaft und verwirft die Inzucht der Idealismen und des eigenen Verstandes.

Die drei Wege der Inzucht und des bloßen Systems sind in deutschen Landen zu Hegel, Fichte und Schelling auskristallisiert. Hegel hat das Gesetz, Fichte den Willen, Schelling das Schicksal zum Abgott seiner Studenten erhoben. Aus diesen Abgöttern hat Heinrich Heine Hitler vorausgeschaut, diesen perversen Feind der unschuldigen, die Unschuld wiederherstellenden Liebe. Goethe aber hat den drei Studentenfarrern den Bräutigam entgegengesetzt. Dies sein kurzes Gedicht aus seinem achten Jahrzehnt „Der Bräutigam“ ist die innigste Zusammenfassung seines gesamten Wirkens, Dichtens, Lebens.

In einer Philosophie pflügt die Gestalt des Bräutigams zu fehlen. Wenn sie in einer Soziologie fehlt, dann heißt das, der Autor sei kein Soziologe.

## B. DIE SPIELRÄUME IM ZUSAMMENHANG

### 1. Abschnitt

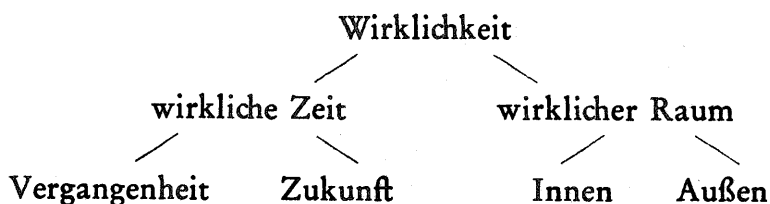
#### *Die menschliche Schwäche*

Ohne Gleichnis gesprochen: jede wirkliche Gegenwart zerfällt notwendig in ein Innen und ein Außen, die sich beide unter dem Druck der Bildkraft in den Formen der Vergangenheit endlos wiederholen wollen und immer schärfer auseinandersetzen. Nur die Kraft zur Verwandlung vermag diese Erstarrung zu überwinden, ohne diese Wirklichkeit einfach zu zerstören.

Es ist noch nützlich, sich einige der hierher gehörigen Schlagworte in das Vierfeld zu gruppieren:

Rückwärts:	Autorität, Alter Form	Innen:	Freiheit, Freiwilligkeit Gemeinwille
Bildkraft	Brauch Wiederholung, Kultur		Wahl Stimme Wille, Harmonie
Außen:	Natur, Schicksal Notwendigkeit	Vorwärts:	Neuheit Überwindung
Spannung	Zwang, Kampf Gesetz		Verwandlung Überraschung

Die Kräfte der Wirklichkeit sind natürlich urewig von jedermann gekannte Elemente des Lebens. Wir fanden sie, indem wir die Wirklichkeit zunächst in ihre wirkliche Zeit und ihren wirklichen Raum zerlegten. Dabei ergab sich dann ein Doppelpaar von Spannungsverhältnissen.



Die Gegenwart jeder Wirklichkeit befindet sich also inmitten beider Spannungen, sowohl der Zeit wie des Raumes.

Wenn der Zeitstrom im gegenwärtigen Augenblicke unsere Innenwelt von unserer Außenwelt scheidet, so steht diese Gegenwart auf der Schneide zwischen Innen- und Außenwelt und im Strom zwischen Gestern und Morgen.

Alle Wirklichkeit verlangt von dem, der mit ihr Ernst machen will, daß er sich zwischen diesen vier Kräften in die Gefahr der gegenwärtigen Entscheidung begeben muß. Um den Ernst dieser Entscheidung abzuschwächen, hat sich neben

der Wirklichkeit die Scheinwelt entfaltet, deren Studium uns die wichtigsten Aufschlüsse für die Wirklichkeit geliefert hat. Diese Erscheinungen dienen den Bedürfnissen des Trägers der Wirklichkeit, des Menschen. Sie gewähren ihm jene Befriedigung, die uns nur das wirklich ertragene, durchgekämpfte, gewollte und überwundene Leben gewährt, in der Form einer Vorwegnahme und eines Spiegelbildes. Diese Spiegelbilder nehmen zuzeiten einen Umfang an, als seien sie gleich der Wirklichkeit. Ein Rausch oder schöne Künste haben ganze Erdteile zuzeiten zugrunde gerichtet. Andere Völker wieder zu anderen Zeiten unterliegen mehr der Sportleidenschaft oder der Vergötterung leerer Formen.

Diese Erscheinung zwingt zu der Feststellung, daß die menschlichen Träger sich zu ihrer Aufgabe scheinbar nur bedingt eignen. Man läßt ihnen in Spiel und Scherz, in Tanz und Heiterkeit offenbar einen Spielraum neben dem Ernst der Wirklichkeit, weil dieser seine Träger sonst erschlüge. Die Griechen bildeten die Wirklichkeit als Gorgonenhaupt. Die Tatbestände des menschlichen Zusammenlebens weisen uns darauf hin, daß niemand ohne den Schleier der Erscheinungen dem Gorgonenblick gewachsen ist. Der Schleier auf dem Bilde zu Saïs, der Schleier der Maja, das sind keine verstiegenen toten Mythen. Jeder Tag zeigt uns dies tiefe Bedürfnis der Menschen, eine kostenlose, schmerzlose Wirklichkeit neben und vor die ernste zu setzen.

Es kostet den Menschen also zu viel, Träger der Wirklichkeit zu sein. Wenn wir uns vorgenommen haben, nach dem Kostengesetz der Wirklichkeit zu fragen, so lautet die erste Antwort: der Träger mindestens glaubt sich überfordert. Er fühlt ein Kräftedefizit. Er gleicht dies Defizit durch eine zweite Welt aus, die das nicht kostet, was er nicht hergeben will: Der Sport, die Kunst, die Massenaufbietungen, die Gebräuche – was kosten sie nicht? In verderbten Verhältnissen oft mehr als das Brot von Millionen. Aber sie kosten eines nicht: nicht sofort hier auf der Stelle gegenwärtig Leiden, Opfer, Schmerz und Tod. Und weil sie nur Geld, also nichts Ernstes kosten, so mögen sie so viel kosten, wie sie wollen – sie sind immer willkommen. Denn sie betäuben und täuschen hinweg über die „eigentliche“ Wirklichkeit.

So ist also der Mensch der Widerstand, mit dem die Wirklichkeit rechnen muß. Ihre inneren Kräfte haben wir klargelegt. Aber sie brechen sich an der Natur, mit der sie in steter Spannung lebt, am Menschen. Der Mensch ist der Gegner der Wirklichkeit. Ihm wird sie abgepreßt und aufgedrungen, eingeflößt und anerzogen. Der Mensch ist die Schranke und das Widerlager der Wirklichkeit.

Von ihm her drängen sich der Wirklichkeit daher Gesetz und Regeln auf; seine Eigenart macht eine gewisse Rücksicht notwendig. Und eben die vornehmste Form dieser Rücksicht kennen wir nun schon: Die Rücksicht auf seinen begrenzten Leidenswillen hat jene Scheinwelt neben der Wirklichkeit als eine Art Schutzhülle geboren. Insofern darf man sagen, daß diese Scheinwelt selbst ein Erzeugnis der wirklichen Welt ist, mit der sie sich ihren Trägern erträglich machen möchte und muß.

Wenige werden, wie Paul Yorck v. Wartenburg, die Teilnahme an einem Kaiserfeste gelassen ablehnen mit den Worten: „Die Schwere und Wahrheit des Lebens ist so interessant, daß ich für das Spiel keine Teilnahme erübrigen kann.“ Wo fand denn dieser York von Wartenburg seine Spielwelt, in der Ernst und Wahrheit des Lebens ihm aufgingen? In Kunst und Sport, Masse und Geselligkeit treten die Völker vor den Spiegel der Reflexion. York spricht über sie ab, weil es noch einen fünften Weg gibt, einen Weg, den alle kennen und den die meisten Menschen für den einzigen und ersten halten, durch den wir uns über uns selber aufklären. Da wir hier die Formen der Reflexion behandeln, so müssen wir hier diese fünfte Form erwähnen, und gleichzeitig als bloß fünfte Form in ihre Schranken weisen.

## 2. Abschnitt

### *Der Urverlust bei meinem Denken*

Derselbe York von Wartenburg, Enkel und Großvater heroischer Charaktere, der er war, schrieb seine Assessorenarbeit über die Heroen der griechischen Tragödie. Was für eine Beschäftigung für einen preußischen Richter! Ist denn die griechische Tragödie nicht selber Theater und Fest, Kunst und Zeremonie? Warum lehnt der Herr Graf denn die Feste seiner Zeit ab, und schreibt über die der Alten? Warum war es ihm mehr wert, von den Festen der Alten begeistert zu werden als von denen der Gegenwart?

Mit dieser Frage stellen wir alles Studieren in Frage. Und das wollen wir in der Tat. Wir müssen herausbringen, was denn das Studium in die Welt gebracht hat und was es darin erhält. Seit Jahrtausenden hat ein gewisser Sokrates alle Leute mit seiner sokratischen Methode befragt. Es ist Zeit, den Spieß umzudrehen und zu fragen, was denn alle Sokratiker tun. York von Wartenburg philosophiert. Und deshalb ist er ein Nachfahre des Sokrates. In dieser Soziologie wollen wir daher den ewigen Studenten Sokrates in seine gesellschaftliche Wirklichkeit zurückversetzen, um damit zu verstehen, wie es im Reich der Spiegelbilder zu dem Reich der Sokrates, Plato, Aristoteles immer wieder gekommen ist und kommt. Im zweiten Band soll und muß von den Griechen erzählt werden. In diesem Band aber muß dem Leser gesagt werden, daß er beim Lesen dieses meines Buches höchstwahrscheinlich auch wie ein Grieche liest, wie Sokrates und die Sokratiker, außer daß diese laut lasen.

Sokrates ist der Zuschauer bei den Spielen, der nicht Beifall klatscht, sondern der ins Ankleidezimmer der Athleten geht und dort die Zwischenpausen benutzt. Ja, wozu benutzt er die Pausen? Zur Erörterung alles Vorgefallenen. Das ist etwas noch Unerwähntes. Denn als wir vom Reflektieren der Völker anfangen, wie es alle treiben, da trafen wir auf Spieler und Zuschauer. Aber die Zuschauermasse rast Beifall; weil sie dem Spiel nur zusieht, ist sie formlos, während der Spieler ein prall ansitzendes Gewand trägt. Sie ist selbstvergessen,

während der Läufer selbstbeherrscht mit seinem Ziel ringt. Sokrates hat den lärmenden Zuschauer selbstbewußt gemacht, die Menge in Studenten verwandelt, den Beifall in Kritik. Sokrates ist der Zuschauer in der großen Pause, während es nichts zu sehen gibt. Spiele haben ein Publikum. Bei Sokrates wird aus dem Publikum der Denker.

Als sich die Instrumentalmusik erst spät von Tanz und Spiel absonderte, da geschah das in folgender Weise: die Instrumente, die in der Pause zwischen den Tänzen gestimmt wurden, begannen in dieser Pause zu klimpern. Dann begannen sie miteinander zu konzertieren; Konzerte waren Wetteifer-Pausen, in denen die Musiker unter sich waren und nun um die Wette musizierten. So hat Sokrates die Pause der athletischen Jünglinge und ihrer Freunde mit einem Konzert ausgefüllt, einem Konzert ihres natürlichen Verstandes. Der sogenannte natürliche Verstand des Menschen, der heut noch die Psychologen mißleitet, der aus Denken, Fühlen, Wollen komponierte „Mensch“ der griechischen Theorie, stammt aus dem Ankleideraum erschöpfter und der Muße pflegender, entspannter und nicht einmal mehr spielender, sondern nur noch kritisierender junger Leute. Sokrates hat einen Menschen dritten Grades gezüchtet, der weder in den Thermopylen noch in der Arena kämpft, sondern der im Ankleideraum und unter der kalten Dusche die Erfahrungen abschüttelt und den Verlauf resumiert. In dieser Welt dritten Grades, in der Pause, kann man sich umsehen und alles, ob es nun vorher oder nachher kommt, auf einmal übersehen. Die Pause gibt Übersicht. Und Übersicht macht vorher und nachher gleichzeitig. Sokrates hat den Zeitsinn abgeschafft. Denn das ist das Vergnügen in der Pause, daß wir das ganze Theaterstück, den Anfang und das Ende des Akts mindestens, auf einmal überblicken können. Dadurch wird Kritik möglich. Es gibt keine Kritik, bevor etwas fertig abgespielt ist. Sokrates gibt uns den Eindruck, daß wir Ende und Anfang kennen und daher imstande sind, die ganze Sache von hinten nach vorn oder von vorn nach hinten zu erörtern. Erörtern heißt geradezu eine Sache aus ihrer Zeit herausnehmen und wie eine Sache im Raum hin und her wenden können. Ein Locus, ein Topos, ein Thema, ein Gegenstand sind fix und fertig abgespielt, wenn wir uns über sie unterhalten.

Das ist es, was wir Studieren nennen, das Kritisieren und Vergleichen, während es gerade nichts zu sehen und zu beklatschen gibt. Die Welt der Studenten ist das Leben in der Pause. So ist sie das genaue Gegenteil der Welt der Masse. Die Masse bildet sich, weil etwas Aufregendes geschieht. Die studierende Muße besteht darin, daß man sich nicht aufregt. Die Gelassenheit ist ein umgekehrter Zustand, nach der Aufregung. Und die Gelassenheit ist das Herzstück aller Theorie.

Alle Völker haben Kunst, Rausch, Spiel und Feier. Aber nicht alle Völker haben die Kunstpause so gewaltig ausgebaut wie die Griechen. Weil die Griechen dies getan haben, ist sogar noch das vorliegende Buch zu einem Teil mindestens eine akademische und das heißt eine griechische Angelegenheit. Auch ich rechne

mit einem Leser, der Muße hat, der gelassen genug ist, ein Buch zu lesen. Freilich ist bei uns etwas Neues dazugekommen: Wir dürfen nie vergessen, wem wir die Kunstpause verdanken. Wir müssen verstehen, daß die Begeisterung der Kunstpause voraufgeht und daß sie ihr auch wieder folgen muß. Die Zeit bleibt über der Erörterung aufgerichtet, die Gelassenheit ist nur eine geringe Spannung der Zeitspanne. Die Zeit ist mitnichten durch die Ideale ersetzt. Dies Buch ist dankbar gegen das sokratische Element, das in ihm weiterwirkt. Wir haben die Formen des Reflexivums studieren und in gültigen Regeln ausdrücken können. Wir haben aber gerade dabei auch die bescheidene Rolle der Studierten erkennen können. Beides soll sich nun dahin vereinen, daß wir dem Studenten der Gesellschaft hier ein Handwerkszeug vorlegen wollen, mit dem er Kunst und Pause beide meistern kann. Die Philosophie hat uns zwei Termini hinterlassen, Objekt und Subjekt, an denen alle Studenten krank liegen. Es sind beides zeitlose Termini und als solche sind sie der Fluch der Kunstpause, die sich selbst für die eigentliche Wirklichkeit nimmt. Objektiv und subjektiv sind Adjektiva; sie bezeichnen Richtungen unserer Erfahrungen, und zwar jener Erfahrungen, in denen die Spannung der Zeit, und damit die volle Dimension der Wirklichkeit vernachlässigt ist. Wenn wir Gott oder Mensch Subjekt oder Objekt nennen, fallen beide als Leichen in den Raum. Die Adjektiva subjektiv und objektiv müssen deshalb ergänzt werden durch zwei weitere, die die Zeitspannung ausdrücken. Kunst und Feier, so sahen wir, haben keinen Sinn, wenn in ihnen nicht der Vorrang der Zeit gilt; sie haben ihre Wirklichkeit in der Überwindung und im Herkommen; so sind sie „trajektiv“ und „präjektiv“. Ähnlich könnte man die Adjektive „introvert“ und „extrovert“, die das überwiegende Gerichtetsein lebendiger Menschen ausdrücken und die ebenfalls aus der räumlichen Erfahrung stammen, durch zwei weitere ergänzen: „retrovert“ für den Typ des Traditionalisten, „ultrovert“ für die großen Liebenden.

All diese Termini aber bezeichnen bloße Eigenschaften der einen Wirklichkeit und dürfen deshalb nicht zu Hauptworten werden, ohne Tod oder Wahnsinn zu bezeichnen. Sie rufen und brauchen einander, und nur wer „crucivert“ in Räumen *und* Zeiten lebt, kann mit Sokrates kritisieren. Und nur, wenn selbst die Gelassenheit der Kritik als bloße Kunstpause durchschaut wird, kann man die ewige Fragerei der Sokratiker gelten lassen. Kreuzweis, crucivert, begegnen wir dem Leben, und adjektivisch, leicht umgeworfen, tragen wir den Mantel des Reflexivum, den Mantel des Spiels.

Das Ergebnis dieses ganzen Teiles ist also durch diesen Absatz über die Kunstpause des Studierens in dialektische Beziehungen zu allen anderen Teilen gesetzt. Die ganze Welt des Scheins stürzt zusammen, wenn sie nicht in der richtigen Reihenfolge und zum rechten Zeitpunkt geschieht. Der Mensch, selbst wo er sich einen Spielplatz aufbaut, bleibt noch verknüpft mit der Welt des Ernstes, weil er sich den Rücktritt, die Cruciversion, in jede andere Welt offenhalten muß. Wenn wir den Spielplatz auf Lebenszeit offenhalten, so passiert ein

schreckliches Unglück. Ein Nero spielt dann mit dem Reich der Römer und ruft noch im Sterben: Welch ein Künstler stirbt an mir! Und der Diskussionen, die kein Ende nehmen wollen, weil sie nach dem Warum und Weshalb fragen, wo es eben doch einmal so ist, daß alle Menschen sterben müssen, daß die Sterne am Himmel stehen, und daß der Topf ein Loch hat, der Diskussionen im Zuschauer-raum des Lebens wird dann das Leben überdrüssig.

Der Anschauer der Spiele des menschlichen Geschlechts, der Philosoph, ist in Gefahr, gleichgültig zu werden. Wenn er allem und jedem Treiben gelassen zusieht, weil er denkt, das sei er der „reinen Anschauung“ schuldig, wird er wertlos. Die Wertlosigkeit der reinen Anschauung ist dieselbe Gefahr, die allem Spiel droht, das endlos weitergeht. Spiele sind nämlich zahllos. Im Leben zählen nur die Akte, die an den fünf Fingern sich abzählen! Der Lebensakte sind wenige: Ein Eheverlöbniß gegen tausend Flirts, eine Forschungsreise gegen tausend Ansichtspostkarten. Die Spiele betrügen uns, weil sie so viel zahlreicher sind als der Ernst. Aber nur weil ein Feuerwehrmann Wache hält, können zehntausend Leute ins Theater gehen. Die Studenten können nur studieren, weil die panische Angst, in der niemand denken kann, ihnen durch die Teilung in zwei Räume und zwei Zeiten abgenommen ist. Der Anschauer ist in einem künstlichen Raum und einer künstlichen Zeit, während er anschaut. Sowie er die Welt, die er schaut, für die ganze wirkliche Welt uns anpreist, hat er seinen Wert für uns verloren. Der Platonismus, der die Anschauer zu Königen machen will, beruht auf diesem Fehlgriff, auf dieser Undankbarkeit des Mannes, dem seine Brüder und Schwestern die panische Angst der wirklichen Welt abnehmen und den sie in die Kunstpause versetzt haben.

Die Studierenden haben durch die Bücher eine besondere Macht, und ich habe wenige Laien getroffen, welche die schreckliche platonische Idee, daß Philosophen regieren sollten, für das erkannt haben was es ist: Eine Perversion. Deshalb muß wohl in einem Buch vor allem der Philosophierende und Studierende im Leser gewarnt werden, damit er sich doch als Kunstprodukt der Spielpause mit seinem kleinen Teil der Wirklichkeit begnüge. Die Spiegel der Spiele unsrer Rasse werden im Studieren noch einmal reflektiert. Dabei geht es wie bei jeder Reflexion: Die Reihenfolge dreht sich um. Der Philosoph denkt über die Ehe nach. Wer aber wirklich heiratet, sträubt sich, wenn er Verstand hat, gegen die Ehe mit Händen und Füßen und allen Argumenten des Kopfes. Ein rechtes Herz und Geschlecht müssen Widerstand bezwingen, bevor es eine gute Entscheidung geben kann. Deshalb liegen ja sogar die Geschlechtsorgane beim Ekel. Dann, nachdem der Junggeselle alle Argumente erschöpft hat, und nachdem alles Zoten, Lächerlichmachen nicht abschreckt, verlobt er sich; dann kommen die Zeremonien, mit denen die Kinder bei ihrem Spiel sofort anfangen; nach der Silberhochzeit kommt die abgeklärte Weisheit über das Heiraten im Allgemeinen. Und so weiß die Weltweisheit besser als die Philosophien, in welcher Reihenfolge wir die Leidenschaften meistern: indem wir ihnen erst widerstehen, ihnen nach



heftigem Widerstand erliegen, sie dann, mit Hilfe der im Wunderland mobilisierten Kräfte formend gestalten und verklären, und indem wir am Ende der ganzen Geschichte sie verallgemeinern.

Wenn der Studierende nun auch mit seinem Nachdenken nicht warten will, bis er selber die goldene Hochzeit feiert, so führt das Verhältnis zwischen Ernst, Spiel und Nachdenken doch darauf, daß, wer nicht zum mindesten gespielt hat, zum Denken ungeeignet ist. Denn dann leitet den Denker bei seiner Gegenpiegelung nicht einmal das Mindestmaß an Erfahrung, das wir uns spielend erwerben. Gehirnfatzken sind wertlos. Alle großen Philosophen haben sich in den Gebeten und Gesängen und Dramen und Gesetzen Aufschluß über das von ihnen selber Ungelebte geholt. Aber die Kleinen wollen das gerade nicht tun. So denken sie verkehrt herum.

Alle Spielenden mißverstehn, gerade dadurch, daß sie mit dem Ernst spielen. Die Tatsachen sind ihnen alle bekannt, aber die Spieler ernten, wo sie nicht gesät haben, begreifen, bevor sie im Dunkeln getappt sind, kennen die alten Spielregeln, während jeder ernste Akt seine Regel neu setzt und erst hernach ihre Befolgung Sinn hat. Die umgekehrte Reihenfolge der Lebensakte bei Ernst und Spiel ist das politische und soziale Grundhindernis für den Frieden. Jeder Krieg verlangt seinen Frieden; die Völker denken, der Friede käme nach bestimmten Spielregeln. Wir beginnen im Spiel, wo wir im Ernste nie anfangen dürften, nämlich mit der fertigen Form, dem Gehäuse. Alles Spieldenken unterfängt sich, Form und Inhalt zu trennen, weil man das eben im Spiel kann. Im Ernst kann König Salomon das Kind nicht zerschneiden lassen, das die Mütter vor ihn bringen; aber im Spiel schlägt er gerade das vor, weil da die bloße Form der Gerechtigkeit von dem sogenannten materiellen Inhalt getrennt gedacht werden kann.

Unsere erste wichtige Erkenntnis also besteht gerade darin, daß es in der ersten Wirklichkeit keine Trennung von Form und Inhalt gibt. Die gibt es nur im Reiche der Willkür. Weder Biologie noch Soziologie können Form und Inhalt trennen. Das wäre eine spielerische Vorstellung.

Diese Erkenntnis ist ebenso wichtig, wenn sie in der anderen Fassung gemacht wird, durch die sie sich statt gegen die Philosophen an die Theologen wendet. Die Theologen unterscheiden nicht Form und Inhalt, aber Gesetz und Gnade. Und sie sind ebenso entrüstet wie die Philosophen, wenn man ihr Denken nicht blutig ernst nimmt und für ebenso wichtig oder sogar wichtiger hält, wie den todesmutigen Glauben wirklicher Menschen. Aber das Verhältnis von Gnade und Gesetz wird am besten erklärt, wenn wir Hans Sachsens Antwort an Walter Stoltzing in den Meistersingern studieren. „Wie fang ich nach der Regel an?“ – „Ihr setzt sie selbst und folgt ihr dann.“

Die alten Meistersinger durften alles willkürlich besingen, Gott, Maria, die Heiligen, Minne und Jagd, nur mußten sie den Inhalt in die bestehenden Formen gießen. Die Gesetze ihrer Lieder waren bekannt. So war keine Bürgschaft

gegeben, daß der Geist einer neuen Erfahrung sich auch den Körper seines Liedes bauen werde. Sondern willkürlich kann Beckmesser hingehen und zu dichten beschließen. Die Formulierung ist mithin der erste Schritt dieses Mannes. Da tritt unter die Könner der Müßer, Walter. „Das war ein Müßen, war ein Zwang . . .“ Weder Wille noch Wahl darf ja die unwillkürlichen Lebensprozesse entstellen. Wie daher der Junker zum Singen auftritt, da „formuliert“ er nicht; der Sündenfall der Trennung in Form und Inhalt, in Gesetz und Gnade bleibt fern. Nein, das was in ihm angehoben hat, hebt sich hinauf in das Reich der Töne. Gestaltwerdung spottet der Trennung von Inhalt und Form. Der Geist setzt sich durch und daraus wird von den nach-spielenden eine Regel gemacht, weil sie damit dem Vorrang des Ernstes über das Spiel huldigen. Deshalb setzt der Spieler sich Schranken; in ihnen respektiert er den Ernstfall und seinen offenbarenden Charakter.

Spiele und Gesetze werden hier als willkürliche Wiederholungen zusammengerückt. Wo immer ein Mensch mit einem Rückfahrbillett in der Tasche in eine Erfahrung einreist, also wenn wir eine Ferienreise machen, eine Vorlesung besuchen, einen Ausflug unternehmen oder einen „Seitensprung“, da dreht sich die Reihenfolge des Ernstes: 1. flüssige Erfahrung, 2. geronnene, erstarrte Regel, um. Wir wissen ja: nach neune ist alles vorbei. Wir kommen ungeschunden wieder nach Hause. Es ist, wie wenn nichts geschehen wäre. Weil nun fast alle Menschen am bewußtesten sind, wenn sie reflektieren, d. h. wenn sie spielen, so stellen sich die meisten die Welt auch so vor.

Da aber die Spielregeln zweitrangig sind, so ist es umgekehrt: Walter Stoltzing ist der wirkliche Mensch, die Meistersinger die konventionellen. Der Prüfstein ist beider Verhalten zur Willkür. Der konventionelle Mensch spielt willkürlich mit seinen Leidenschaften. Walter Stoltzing spielt nicht mit dem Geschlechtstrieb. Sondern zu ihm kommt die Liebe als das was sie wirklich ist: als einzig, als die unwillkürliche und notwendige Macht des ernstesten und ungespielten Lebens. Für die Liebe gelten keine Spielregeln, keine gewillkürten Spielplätze – wie armselig ist ein Bordell, wo gerade das versucht wird – und keine Spielzeiten, trotz Luther. Die ernstesten Schritte des wirklichen Lebens sind keiner Wiederholung fähig. Denn sie sind ernst, d. h. gnadenvoll und gesetzesschaffend; gestaltannehmende Prozesse. Aus ihnen werden hinterher wiederholbare Regeln abgeleitet.

Darum ist dieser erste Teil über die Spiele keine private Schrulle, die der Leser vielleicht nachsichtig mit angesehen hat. Ich danke ihm für seine Nachsicht hier; aber ich habe versucht, sie ihm durch meine Vorsicht zu vergelten. Ich bin vorsichtiger zu Werke gegangen als die Denker. Diese halten ihr eigenes Denken und Nachdenken im Lehrbuch und System ohne weiteres für ernst. (Ich soll noch den Barthianer treffen, der sein Thema für ernster ansieht als seine Theologie.) Gott, Mensch und Welt werden so zu Gegenständen, die das Denken zu beherrschen unternimmt.

Aber wirkliche Menschen sind nicht Gegenstände. Sie sind unsere Gegenspieler, gerade während unsere Gedanken sie umspielen. Mein Buch umspielt spiegelnd die wirklichen Menschen. Das ist wichtig genug. Ohne Spiel kein Leben. Denn im Spiele weichen wir dem Ernste aus. Und dank der Ausweichen brauchen nicht alle Züge zusammenzustoßen.

Deshalb haben wir, wie geschehn, begonnen: mit einer Theorie des Spiels oder mit den Spielregeln, mit dem Allgemeinen und Wiederholbaren, dem Scheinbaren und Gefahrlosen.

Wir haben die Einsicht in die bei allen Spielen unweigerlich mit in Kauf zu nehmende Umkehr der zeitlichen Reihenfolge gewonnen. In dieser Gestalt muß das Dogma von dem eigentümlichen Fall des vergesellschafteten Menschen, das Dogma von dem Urverlust erneuert werden: Spiel, und das heißt willkürliches Handeln, zeigt niemals die selben Züge wie der Ernst, auch wenn es sie zu zeigen scheint. Der Schleier der Maja, die ewige Klage über den bloßen Schein haben hier ihren Ansatzpunkt. Dem Spielen ist zwar jeder Vorgang in der gesamten Wirklichkeit zugänglich, aber ohne den einen Zug, den kein Spiegel dem Original abringen kann: seinen Platz in der zeitlichen Reihenfolge. Denn weil ich mir aussuchen kann, wann ich spiele und wo ich spiele, deshalb entwurzele ich den Akt aus seinem schweren Erdreich in der Wirklichkeit. Aber diesen Schein kurieren nicht die Philosophien und sogar nicht die Erkenntnistheorien. Wir selber müssen erst dessen gewahr werden, was wir tun, wenn wir rasonieren: wir spielen. Sobald wir wissen, was den Unterschied von Spiel und Ernst ausmacht, können wir uns vor den Folgen des Sündenfalls, des „harmlosen Harms“, schützen.

Indem wir das Verhältnis von Spiel und Ernst beim Menschen begreifen, haben wir begriffen, was den Menschen vom Tier, das ja auch spielt, unterscheidet. Der Mensch ist nämlich das Tier, bei dem aus Spiel Ernst – nicht nur aus Ernst Spiel – wird. Die Menschen tragen die beim Spiele entdeckte andere Richtung in die ernsten Abläufe zurück. So trägt das Spielen Frucht, oder sagen wir genauer, es wird ihm unter gewissen Umständen gestattet, Frucht zu tragen. Jedes Spiel kann zum Unterpfeiler eines besseren und regenerierteren Ernstes werden, der „Urverlust“ zur „glückhaften Schuld“, dank der wir unausgesetzt uns wandeln. Daß die Menschen ihrem Spielen Bedeutung verleihen, zeigt sich darin, daß sie Spielbeamte bestellen. Dadurch wird das Spiel Pflicht. Der Platz von Spielbeamten, von professionellen Spielern in der ernsten Gruppe ist der Einbruch der Reflexion in die ernsten Prozesse der Gesellschaft. Der „Medizinmann“, der in der Maske den Toten spielt, verkörpert das Spiel im Ernst.

Unsere Medizinmänner, die Philosophen, leugneten bis zu Nietzsche ihre Abkunft aus dem Spiel. Dadurch ist Deutschland tierisch ernst. Aber die Reflexion ist nur so lange sinnvoll, als sie zurückweicht, um besser zu springen: Reculons pour mieux sauter!

### 3. Abschnitt

#### *Das erste Sozialgesetz: Volk und Amt*

Dem Spiel verdanken wir, daß wir gemeinsam zum Bewußtsein erwacht sind, und daß längst vor dem aus dem Schmerz hochsteigenden Selbstbewußtsein es in gemeinsamer Lust das Spielbewußtsein, die Reflexion gibt.

Deshalb ist in jedem Teil der menschlichen Gattung immer dafür zu sorgen, daß ein- für allemal jemand zu spielen versteht.

Es gibt berufsmäßige Spieler, weil es sonst keine Bürgschaft für die Spiele gäbe. Der Beruf ist die Bürgschaft dafür, daß wenigstens einer immer da sein wird, um das zu tun, was alle tun sollen. Professionelle Personen werden ausgesondert, wenn etwas ein für allemal stattfinden muß. Diese Einsetzung der Berufe als Garanten aller Amateure wird heut nicht verstanden. Die Krankenschwestern und die Dichter gebärden sich, als könnten nur sie die Kranken pflegen und das Gedicht machen. Aber es gibt keinen Beruf, den nicht jeder ausüben sollte. Ricarda Huch hat sogar vom Prophetenamt eben dies gewußt und gesagt: „Tief innen ist jeder Mensch prophetisch.“ Banal sagt das der Tell: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ Es gibt Dichter, und alle sollen dichten. Es gibt Musiker, und jeder soll Musik machen. Es gibt Zimmerleute, und jeder muß sein Handwerkszeug im Kasten haben.

Die ernstesten Soziologen sind sich zu gut gewesen, in die Spiele zuerst hineinzublicken; die kamen bestenfalls am Ende an die Reihe. Aber die Spiele sind die großen Auslesezeiträume für die berufsmäßigen Träger des gesellschaftlichen Knochenbaus, für jene Garanten des ein- für allemal.

Künstler, Athleten, Philosophen sind die Erwachsenen, die im Spiele verantwortlich hängen bleiben, ewiger Jugend voll. Sie werden geopfert, damit die Künste, die Riten, die Sports, die Gedanken jederzeit jedem Neugeborenen leibhaftig begegnen.

„Our literary men are sacrifices“, hat William James von den Schöpfern der Literatur gesagt. Das ist ein großartiges Wort, welches dem Schicksal der Künstler besser gerecht wird als alle Kunstverhimmelung. Der Künstler muß neuen Geschmack in jedes Geschlecht einpflanzen. „Un frisson nouveau“ haben Sie uns gegeben“, sagte Victor Hugo zu Baudelaire. „La sete nuove“, den neuen Heißhunger und Durst nennt Gabriele d’Annunzio seine Gabe. Das gelingt nicht ohne ungeheure Wagnisse. Der Künstler erliegt jedem Reiz leicht. Umgekehrt ist der Liturg der ewig Reine. Seine priesterlichen Handlungen gelingen nur durch ungeheuren Verzicht auf die Befleckungen ungeordneter Leidenschaften. Wieder anders der Denker; er zieht sich in ein inneres Abstrakt aus der Welt heraus. Der Athlet dagegen ist extrovertiert. Alle vier Spielarten sind maßlose Übertreibungen im Dienst der Gesellschaft. Sie sind die in Berufe auskristallisierten Vorgänge der Gesellschaftsbildung. So ist der Dilettant die Regel, der Berufsspieler die Ausnahme. Die von Marx analysierte Arbeitsteilung ruht auf dem

Untergrund der Vereinigung beim Spiel! Und hierin liegt die Verheißung für die Zukunft auch unserer Arbeit. Weil der Berufsmensch als die Regel gilt, hat der Kommunismus seinen Kollektivismus als alleinseligmachende Kirche aufgebaut. Laut der Spielweisheit aller Völker ist aber die Fachlichkeit die Ausnahme. Eine berichtigte Soziologie ist auch eine berichtigte Gesellschaftsordnung. Der Widerspruch zwischen Amateur und Lebenslänglichem ist das Mittel, dank dessen wir alle Zugang zur vollen Menschlichkeit behalten und dank dessen alles, das einmal geschaffen ist, ein für allemal an jedes Geschlecht in jedem Land und Volk herankommt. Jeder tue alles; alles muß wenigstens von einem getan werden; beides zusammen ist das gesellschaftliche Dogma. Dies also ist das aller Natur spottende Naturgesetz, daß es für jede Leistung in jeder Gruppe immer zwei Träger gibt: alle und einen, Laien und Priester, Amateure und Berufsspieler, Dilettanten und Künstler, Weise und Philosophen.

Es ist die Tragik Platos gewesen, daß er diese Doppelspur aller Funktionen nicht anerkennen wollte. Kasten, Sklaven, Kriege und die Ausrottung der Kunst durch den nackten Sexualdienst hat dieser edle Geist proklamiert, nur weil er für jedes Tun nur einen einzigen, den besten Träger suchte. Im Kreml und in allen Ökonomieplänen gilt dieser falsche Grundsatz auch.

Der Grundsatz der Völker durch alle Zeiten aber lautet: Jedermann muß alles zu tun aufgefordert werden; Einer muß für jede bestimmte Leistung bestimmt da sein. Wir alle sollen alles tun; aber es ist unbestimmt, ob wir es tun. Deshalb muß Einer es bestimmt tun, auch wenn er es vielleicht schlechter tut als die Freiwilligen und gelegentlichen Täter.

Die Liebe pflegt besser, der Weise denkt besser, der Glaube ficht besser als die Berufspfleger, die Berufsphilosophen, die Berufssoldaten. Aber das hilft uns nichts. Doppelt wird für jede gesellschaftliche Leistung vorgesorgt. Alle gesellschaftlichen Ordnungen werden an diesem Gesetz gemessen: Mindestens einer immer und alle manchmal. Die Ordnung, die dem nicht entspricht, muß fort.

So fällt Licht auf das Ganze, ein Ganzes, das eben im gemeinsamen Spiel stets weiter reicht als im Ernst.

Das erste Sozialgesetz besagt also, daß die Arbeitsteilung mit der Spielbeamtung begonnen hat und beginnt. Wenn wir im Ernst auch alle gleich sind, im Spielen bleiben wir es nicht. Da sichern wir uns durch Ämter vor dem Verlust auch der kleinsten Reflexion über irgendeinen Zug unseres Lebens.

Der Leser wird den Kopf schütteln, weil er nur in der Ökonomik der Arbeit von der Teilung der Menschen zu vernehmen gewohnt ist. Mir selber sind die Zusammenhänge erst ganz langsam aufgegangen. Ich habe mich nicht etwa absichtlich hier auf einen eigenen Einfall eingelassen; sondern in Jahrzehnten geduldiger Arbeit an den Industrie- und Heeresordnungen, nach dem Leben in der Stadt und auf dem Lande in zwei Kontinenten habe ich mir am Ende diese Zusammenhänge eingestehen müssen, um die Grenze zwischen Tier und Mensch nicht so unklar zu lassen, wie ich sie vorfand.

In der Anwendung auf ein Volk wie die Deutschen wird auch deutlich werden, daß die Unterdrückung dieser Erkenntnisse nicht statthaft ist. Zuviel Entschlüsse und Erziehungsaufgaben werden dadurch falsch gerichtet, daß niemand das Späterkommen des Amtes, das Vorhergehn des freiwilligen Amateurs zur Richtschnur der Reformpläne macht. Unser Gesetz besagt zum Beispiel, daß man Lehrpläne nicht ändern kann, ehe nicht Lehrer schon in freiwilliger Spielart anders gelehrt haben, daß man Staaten nicht vor den Staatsmännern, Lehrbücher der Politik nicht ohne gelebtes politisches Leben haben kann. In einem ausgesprochen zünftigen, fachlichen und beruflichen Volke genießt ein Fachmann oder Beamter leicht die Achtung, die jeder meisterlichen Leistung gebührt. In Amerika fehlt es an diesem Respekt, oft zur Pein der Meister. Dafür ist es in der Fachluft schwer, den Vorrang des Freiwilligen vor dem Beruflichen, des Politisch-Dilettantischen vor dem Ressortpartikularismus innerlich zu billigen. Dann löst sich aber das Volk auf. Die Reichswehr war ein blendendes Berufsorgan, aber gerade deshalb war es naiv, von ihr politisches Handeln zu erwarten. Alle menschlich verständnisvolle Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist 1931–1932 an den beruflichen Ministerialdirektoren und Staatssekretären gescheitert. Es ist allein das spielerische Element, welches uns befähigt, die Spielregeln dann zu ändern, wenn ein neues Spiel gespielt werden muß. Dieses spielerische Element aber ist die Politik. Lincoln sagte entsprechend 1862: „As our case is new, so we must think anew and act anew.“ Hingegen darf kein Berufsspieler sein Publikum enttäuschen. Der Amateur allein kann neue Wege gehen. „Berufspolitiker“ ist daher ein Widerspruch. Die politischen Maschinen in den Vereinigten Staaten wissen das, und von jeher wenden sie sich an außenstehende Amateure für ihre Kandidatenlisten zu den hohen Ämtern, an Dilettanten. Theodor Roosevelt, Woodrow Wilson, Abraham Lincoln und F. D. Roosevelt sind solche Amateure gewesen. Sie sind nicht vor den Fachleuten zurückgeschreckt. Clémenceau hat gesagt, daß der Krieg eine zu ernste Sache sei, um ihn den Generälen zu überlassen. Dieser Amateur hat daher die Spielregeln geändert. Genau so hat Bismarck prophezeit, es werde mit seinem Reich zu Ende sein, sobald ein „in der Ochsentur heraufgedienter Geheimrat“ Kanzler werde.

Fachleute wehren sich gegen diese Zumutung, den unerprobten Versuch über die fachliche Sachlichkeit zu stellen. Eine Waisenhausmutter ist diplomiert und hat tausendmal mehr Erfahrung als die wirklichen Mütter. Sie ist ohne Frage tüchtiger. Aber deshalb weiß sie doch, daß sie nur eine Ersatzmutter ist. Weshalb denn? Wegen ihrer Tüchtigkeit. Aus der Gnade freier Hingabe wird Tauglichkeit, Tüchtigkeit und Tugend. Und alle Tugenden sind in Gefahr der Wiederholbarkeit. Allem aber, was genau wiederholt wird, geht die Kraft zur Spielart ab; diese Kraft befähigt die Mutter eines kranken Kindes oder den Staatsmann eines kranken Volkes, etwas Einzigartiges und Unwiederholbares zu leisten. Dabei braucht ein origineller Staatsmann nicht so schlecht zu schlafen wie der

Beamte, den tausend Präzedenzfälle schrecken. Wer Unerhörtes vollbringen soll, darf kein Amt bekleiden, sondern muß bestenfalls *trotz* seines Amtes handeln. Wenn mir ein Mann sagt: „Als Arzt“, oder „als Anwalt gebe ich Ihnen diesen Rat“, dann weiß ich, daß er mir seinen zweitbesten Rat gibt, nämlich den unoriginellen.

Also erst der Beamte, der in dem Zusammenhang von Freiheit und Amt bleibt, ist tugendhaft; wenn er aus ihm ausbricht, wird er lasterhaft. Wenn die Krankenschwester die Mutter verachtet, wird ihr amtlicher Beruf zum Berufslaster. Denn nun wird ihr eigenes Tun eine Zwangshandlung; sie verliert den Zusammenhang mit dem freien Ursprung im Spiele. Eine Mutter und eine Diakonissin dürfen sich beide nicht verschanzen; jene nicht hinter ihr: „Ich bin doch aber die Mutter“, diese nicht hinter ihr: „So wirts gemacht“. Diese seltsame Haltung kann das abstrakte Denken nie aufdecken, denn es sucht ja Pflichten eines abstrakten einzelnen „Menschen“ zu ermitteln. Aber wirkliche Menschen müssen für ihren Gegenspieler unvoreingenommen bleiben und von ihm unausgesetzt lernen.

So gelingt es uns nun, drei Stufen wertvollen Handelns – vom Stümper sehe ich ab – zu unterscheiden:

Wer spielt, entdeckt eine neue Situation, aber unbekümmert um die Folgen.

Wer beruflich handelt, wird zum Meister über alle Konsequenzen in einer bekannten Lage.

Wer lasterhaft handelt, wird zum Knecht seines Handelns.

Die Spiegelreflexion reißt unser Geschlecht in einen Dreitakt von Herrlichkeit, Meisterschaft, Knechtschaft. Denn jedes Spiel, das einmal anhob, gewährt der Gesellschaft einen beruflichen Weiterträger, den Nachkommen dieses Spiels sozusagen, der auch dann wacht und die Regeln hütet, wenn die anderen vom Spiel ermüdet ablassen.

Wer so zum „Nachwächter“ seines Spieles bestellt wird, der bekommt ein Berufsgesicht und einen Berufskörper; er ist ein Opfer oder er bringt ein Opfer für die Gesellschaft. Dies Opfer gefährdet ihn. Leicht kann er zur Kaste erstarren.

In den Serenissimi, den Mandarinen, Brahminen, Intellektuellen, Fellachen haben wir jene schrecklichen Spielformen, denen der Rückweg in die Lebensmitte verloren gegangen ist. Diese Gefahr droht jeden Augenblick, und der heutige Leser halte die hier angeführten Beispiele nicht für Ausblicke in eine uns nicht selber einschließende Weltgeschichte. Im kleinen geht es jedem von uns so, daß die Lebensweise uns eine Teilprägung auferlegt, der wir uns immer neu entziehen müssen, indem wir von uns absehen und auf unseren Gegentyp hinsehen, indem wir uns erholen, statt uns zu wiederholen. Das wichtigste an dem Ersten Sozialgesetz scheint mir aber, daß der Gegentyp zum Bauern nicht der Arbeiter ist, der Gegentyp zum Berufsbeamten ist nicht der Künstler. Die heutigen Erholungsweisen stellen oft auf solche Ergänzungen ab. Nein, die Stufen-

reihe Herrschaft, Meisterschaft, Knechtschaft zeigt, daß die ewige Proportion Spiel, Amt, Charakter ist .

Wie aber wird die heilsame Relation Volk – Amt, Laien – Klerus, Spiel – Ernst, Amateur – Professional greifbar?

Vielleicht kann das am besten an folgendem aktuellen Beispiel deutlich werden. Wir leben nicht im klerikalen Zeitalter, wo Laien und Klerus rangen; auch nicht im staatlich-politischen, als Staatsamt und Volk um Demokratie stritten. Die freie Wachstumsstelle im Wissenschaftlichen Weltalter liegt in einem neuen Spannungspaar, nämlich zwischen Forschung und Wissen. Dieses Kampfpaar ist noch weitgehend undurchschaut. Wir Gelehrten tarnen uns alle als Forscher, so wie der alte Klerus sich als Heilige gebärdete, um auf diese Weise die Zerreißung in hie Klerus, hie Volk hintanzuhalten. Das ändert nichts daran, daß heute die Gefahr der Erstarrung der Wissenschaften riesengroß heraufzieht. Alexander von Humboldt hat von der wirklichen Geschichte der freien Entdeckungen gesagt: sie durchläuft drei Stufen. Einer neuen Forschung wird zuerst entgegengehalten: das ist nicht wahr. Dann heißt es: Jemand anders hat dies entdeckt. Am Ende heißt es: das haben wir längst gewußt. Gelehrte sind eben tüchtig und deshalb ganz unfähig, den Umsturz ihrer Tugend zu lieben. Sie sind Wissenschaftsbeamte, und die stehen immer gegen den Amateur. Da aber freilich zur Wissenschaft offiziell Forschung gehört, so wie der heilige Geist zur Kirche, so gibt es massenhaft Pseudoforschung, die mit dem Fortschritt der freien Forschung wettrennt; und die erstere allein wird von den amtlichen Stellen und Stiftungen gewissenhaft unterstützt, denn allein diese erscheint den Berufsbeamten der Wissenschaft unterstützungswürdig. Solche Scheinforschung handelt nach dem Grundsatz: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht na. Sie erforscht den Krebs nach den veralteten Ideen Pasteurs, als sei er die Tollwut. Sie untersucht die Religion nach den Vorstellungen Wellhausens, aber weil sie sich bei ihrer Forschung auf alte Autorität beruft, so wird sie ausgiebig finanziert. Solange Gelehrte und Forscher beide arm bleiben, hat die echte Forschung Ausichten. Das war bis 1900 der Fall. Heut verschlechtert sich die Prognose für die Forschung, weil die dankbaren Völker „Die Wissenschaft“ ausgiebig finanzieren. So verschiebt sich die Macht auf die Seite der Wissenden, gegen die Forschenden. Unsere Doktorfabriken und Rockefellerstipendiaten sind dafür beredte Zeugen.

Es ist also das erste Sozialgesetz, daß Volk und Amt einander bewundern müssen, sonst sterben beide. Wir wollen diese Beziehung nicht mit dem Wort Liebe belasten. „Bewunderung“ ist angemessen. Der spielende Mensch muß die Abwandelung bewundern, die seine Spielart ergänzt; der amtierende muß die Spielart bewundern, die, weil noch nicht festgelegt, mit seiner beruflichen Tätigkeit spielen darf. Klerus und Laie, Gelehrter und Forscher sind nur solange wertvoll, als sie ohne Selbstbewußtsein bleiben; und das sind sie, solange sie für ihren Gegenpol eingenommen bleiben und es auf ihn abgesehen haben. Der Berufsmensch trachte sich überflüssig zu machen wie jener berühmte Sparkommissar,



der als letztes sein eigenes Amt abschaffte. Wer es so auf sein Gegenstück absieht, wird seltsamerweise unentbehrlich. Das sieht man gut am Verhältnis von Berufssoldat und Freiwilligen, denn gerade das kann krank oder gesund sein.

Umgekehrt bleibt jeder beliebige Volksgenosse menschlich nur dadurch, daß er beachtet, wie seine gelegentliche unverantwortliche Spielerei unablässig durch dauernde Verantwortung, d. h. durch Ämter, ergänzt werden muß.

Es ist dies ein neuer Sinn des vielberufenen Wortes „Ergänzung“, und ich bitte daher, den Sinn dieses Wortes von den Schlacken zu reinigen, die ihm heut anhaften. Ein Ganzes unter Menschen in der Gesellschaft kommt nicht dadurch schon zustande, daß sich Bauer und Industrieller „ergänzen“. Der Gewerkschaftssekretär und der Bauernbündler können genau so gut die Gesellschaft auflösen wie ergänzen. Ich bin nach langem Sinnen fest überzeugt, daß sich die Gesellschaft nie zwischen den beruflichen Funktionären harmonisch herstellen läßt. Das Ganze der Gesellschaft lebt vielmehr in der fast nie erwähnten Beziehung zwischen dem Mann, der sein Haus selber anstreicht, und dem gewerkschaftlich organisierten Maler, zwischen dem Gelegenheitsdichter und dem „Dichter“, der im „Kürschner“ steht, usw., usw. Durch sie müssen nämlich die nie wiederkehrende Gelegenheit und die dauernde Verantwortung zusammengeschweißt werden. Darnach wandelt sich *das erste Sozialgesetz* nochmals um:

Zwar heischt jede Spielart ein für allemal sichergestellt zu werden; denn sonst würde das Leben vergeudet. Aber ein- für allemal kann Lebensweise nur durch Verteilung auf verschiedene Träger Gestalt gewinnen, auf einen dauernden und einen unvorhergesehenen. Jener ist der berufliche, die Abart, dieser der Dilettant, die Spielart. Das muß so bleiben, weil Leben immer beide Züge aufweisen muß: daß es neu wie zum erstenmal geschieht, und daß es immer und ewig weitergeht. Eine und dieselbe Menschenart aber kann beides nicht verkörpern. Deshalb muß es ja auch die beiden Geschlechter geben, unter denen der Mann alles zum erstenmal und die Frau alles auf ewig zu tun geneigt sind. Die Griechen haben den Göttern das Einmal, ihren Göttinnen das Immer zugeschrieben, wie Oskar Goldberg gezeigt hat. Nur Liebhaber und Meister zusammen dürfen neue Lebensweisen schaffen. Wer daraufhin Goethes „Wilhelm Meister“ prüft, der wird bemerken, wie Goethe die ihm in seiner Jugend wohlbekannteste Unterscheidung in den Meisterjahren und besonders in der pädagogischen Provinz erschreckend vergißt. Seine Erzieher werden Pedanten, weil sie sich in nichts mehr nach den wirklichen Vätern sehnen oder richten. Sie sind Meister ohne Herrn, berufene ohne spielende, Großinquisitoren ohne Christus. Daß es in unserer Literatur solch eine großartige Verirrung gibt, ist also ein Grund mehr, unser Sozialgesetz bis zum wirksamen Widerspruch gegen die bloße Meisterschaft zu treiben. Den selben Protest hat ja Richard Wagner in den „Meistersingern“ komponiert. Das Ganze der Gesellschaft besteht aus einer Reihe von Teil-Ehen zwischen freien Spielern und Gesetzesträgern. Ehe ist aber nur dadurch vollziehbar, daß sich Mann und Weib nicht auf den eigenen Standpunkt

stellen. Bleibt jeder auf seinem Standpunkt, so folgt Scheidung oder Ehe ist nie zustande gekommen. Ehe besteht darin, daß mein Wohl dein, dein Wohl mein Anliegen wird. Die Ergänzung tritt nicht ein, solange nicht in die Beteiligten ein Bewußtsein ihres Entgegengesetzten einzieht. Ich muß auf deine Leistung blicken und du auf meine. Historisch bin ich der Überzeugung, daß diese gegenseitigen Bewußtseine viel älter sind als das heute allein anerkannte Selbstbewußtsein. Nur das Kind, das den Standpunkt seiner Eltern ergriffen hat, kann je einen eigenen erwerben. Das sagen schließlich auch die Freudianer mit ihrem ‚Superego‘. Jedes Ganze verlangt von seinen Gliedern ein Absehen von der eigenen Art und eine Bewunderung der entgegengesetzten. In meinem auf den Gegenpart gerichteten Blick und in dem aus der Bewunderung des Gegenparts quellenden Sehnen ihm gleich zu bleiben oder zu werden, erkenne ich ein Ganzes wirksam an. Die Ergänzung operiert also mittelbar: Denn niemand heiratet dadurch, daß er an das Ganze der Ehe denkt. Ein gemeinsamer Menschenkörper, mit Volk und Ämtern, Laien und Klerus bildet sich also nicht dadurch, daß wir Reden über das Ganze halten. Nein, wir müssen uns gegenseitig mögen und billigen, lieben und bewundern. Das Gegenseitige ist die einzige Brücke zum Ganzen. Wer das Ganze direkt anstarrt, erreicht gar nichts. Durch Absehen von uns selber schaffen wir die Gemeinschaften, in denen wir Lebensart lernen. Die Spiele erlauben Arbeitsteilung.

#### 4. Abschnitt

##### *Die spielerischen Tugenden: Die Bewunderung*

Die erste Spiegelung unsres ernstesten Daseins haben wir im Spielen gefunden. Erst die zweite Spiegelung kann sich im einzelnen Denker abspielen. So haben wir eine *Philosophia Prima* der Gesellschaft im Ganzen über sich und eine *Philosophia Secunda* des einzelnen Philosophen in seinen Gedanken sorgsam zu trennen. Das wird nun hier sehr praktisch, weil wir die Rückwirkung der Ersten Spiegelung auf den Ernst entdecken müssen. Sind die Spiele nur Folgen des Ernstes? Kinder spielen ja zweifellos mit allem, was den Eltern ernst ist; sie spielen Begräbnis, Krieg, Räuber und Polizei. Den Erwachsenen werden heute „Hobbies“, also auch folgenlose Spiele empfohlen.

Gleichzeitig wird aber dem Einzelnen Philosophie, Selbstbewußtsein angeraten, also eine Zweite Philosophie. Nirgends wird auf die zeitliche Reihenfolge von Spielen und Philosophieren geachtet; nirgends wird gefragt, ob der Übergang von der *Philosophia Prima* der Gesellschaft im Ganzen zu der *Philosophia Secunda* des Einzelnen vielleicht an eine Bedingung geknüpft ist. Wir wollen diese Bedingung klarstellen. Wir wollen fragen, wann denn das Spielen

zur Ruhe kommt. Ist es denn so, daß wir erst arbeiten und dann Muße genießen, d. h. müßig gehen? Oder soll das Spiel auf den Ernst zurückwirken? Besteht ein bloßer Dualismus: Ernst → Spiel; Ernst → Spiel usw., usw.? Oder gibt es auch die Ordnung, in der aus Spiel Ernst wird? Mit Muße kann man wohl die Spiele bezeichnen, die dem Ernst nachfolgen. Da steht ernste Arbeit erst, die Muße hinterher.

Um die entgegengesetzte Reihenfolge klar abzuheben, wollen wir eine Reihe Feiertag-Werktag vorschlagen. Feier soll also das Spiel heißen, das dem Ernste voraufgeht.

Beim ersten Hören mag es höchst zweifelhaft, ja unmöglich scheinen, daß eine solche Reihenfolge existiere oder auch nur denkbar sei. Unsre Sozialpfleger berechnen erst das tägliche Brot, die Miete und Kleidung ihrer Schutzbefohlenen, also das Nötigste; erst wenn etwas übrig bleibt, geht es auf Vergnügungen. Diese Denkkordnung scheint also die einzig ernsthafte und vernünftige. Das Vaterunser erwähnt zwar das Tägliche Brot erst in der fünften Bitte, aber das würde ja nur die heillose Unpraktischkeit des Christentums bestätigen.

Die Frage ist also durchaus nicht auf den ersten Blick zu beantworten. Denn wir müßten doch nachweisen, daß beim Spielen irgendeine überschüssige Energie frei werde, und daß so ein im Spiel erzeugtes Kapital vorhanden sei, aus dem sich der Ernst unsrer Kriege, Kindsnöte, Hungerzeiten, Bürgerzwiste ernähren und umwandeln lasse. Diese Energie scheint es mir allerdings zu geben. Aber wir haben sie vergessen. Die Erste Philosophie erzeugt allerdings ein Kapital. Aber die letzten Jahrhunderte haben ja die Erste und die Zweite Philosophie zusammengeworfen; sie haben nur die Philosophie der Philosophen anerkannt; und daher haben sie das Kapital, das die Spiele übrig lassen, und das Kapital, das die zweite Philosophie erzeugt, miteinander verwechselt. Der Muße und dem Denken haben sie nämlich die Erzeugung von „Ideen“ oder auch „Idealen“ nachgesagt; von 1100 bis heut sind unsre Hohen Schulen bemüht, den Wert der Ideale und der Ideen zu erweisen. Nun aber stehen Ideen gerade heutzutage unter uns in schlechtem Kurs. Moskau ist so sehr platonisch, daß es einem vor der Grausamkeit der Ideale grausen kann. Und die Intellektuellen haben uns im Stich gelassen. Wenn also unsre Spiele nur Ideale in den Ernst des Weltlebens absenden, dann wird die Weltrevolution wohl unvermeidlich sein.

Zum Glück sind die Erzeugnisse der Spiegelung in einem friedlichen Spielfelde mit angesagter Spielzeit anderer Art als akademische Ideale.

Eins der Kapitalien, das für den Ernstfall zu freier Verwendung sich bildet, ist nicht das Ideal, sondern die Bewunderung. Über dies Wort handelt zwar keine einzige Philosophie ausdrücklich; aber seltsamerweise erwähnen alle wichtigen Denker, daß wir uns erst einmal wundern müßten. Thaumazein, sich wundern, sei die Vorbedingung des Philosophierens. Kant erklärte den Denker selber für ein Wunder. Die strenge Welt mit ihrem Verhängnis kann ja nur durch Wunder gerettet werden. Was also heißt es denn, sich zu wundern oder ein

Wunder zu erfahren? Mit den Wundern hat es die Religion zu tun, mit dem nur sich wundern die Philosophie. Wir Soziologen wollen uns in ihre Diskussionen nicht mischen. Wir gehen ja weder von den Sachen noch von den Selbsten aus. Wir blickten auf die Spiele des Ganzen. Und da entdeckten wir eine dritte Seite der wunderlichen Spielwelt: wir entdeckten die Bewunderung. Nur da wo Zeit und Raum im Schutze eines Friedens ruhn, also im Innern einer Gesellschaft, bilden sich Zeit und Anlaß zur Bewunderung. In der Schlacht, in den Geburtswehen ist für Bewunderung keine Zeit. Bewunderung ist ein Überschuß, der bei miteinander Spielenden dadurch möglich wird, daß sie Zeit und Spielraum haben.

Bewunderung ist unser erster Schritt in die Freiheit. Wer bewundert, ist nicht mehr besessen von nackter Notwendigkeit. Er besinnt sich. Aber er besinnt sich mitnichten auf sich selber: davon weiß er gar nichts. Er besinnt sich auf den Sieger.

Wie das Pendel der Uhr frei nach zwei Seiten schwingt, so ist nur der Mensch frei, der erst im Rückschwung vom Bewunderten auf sich selber reflektiert. Erst muß Dein Blick in Bewunderung still auf einem Sieger – oder einem Gott – gelegen haben, bevor Du Zeit gewinnst, Dich mit ihm zu vergleichen. Und alles Selbstbewußtsein ist Vergleich. Ohne Bewunderung wäre gar nichts da, um Dein Selbstbewußtsein zu füttern.

Kraft der Bewunderung bildet sich das Spiel im Teilnehmer ab. Er dreht sich nach dem Sieger um; er lernt verweilen und innehalten. In diesem Augenblick wird er Mensch. Wie jeder Widerstand, der in den Strom der Elektrizität eingeschaltet wird, den Strom verändert, so scheint jeder Einschub einer weiteren Wendung oder Einwendung die Gesellschaft zu verwandeln und eine neue Qualität in ihr hervorzurufen. Da vor uns niemand die Verwandlung durch Spiel oder Reflexion an die Spitze der Gesellschaftslehre gestellt hat, so mag der Leser von unserer Entdeckung der Bewunderung vielleicht nicht viel halten. Philosophen und Theologen gleiten über diese spielerische Abwandlung der Teilnehmer hinweg, weil sie ja von dem nicht mitspielenden Menschen her unsre Tugenden bestimmen. Die Philosophen haben die vier Tugenden des einzelnen Mannes – nicht etwa des Menschen! – als Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Mut und Klugheit bestimmt. Die kirchlichen Kardinaltugenden sind Liebe, Glaube, Hoffnung.

Wir sind der Zuversicht, daß die Umbildung der Mitspieler uns eine „cruciverte“ erste Liste menschlicher Tugenden liefert. Wo die Ruhe und der Frieden angesagter Spielzeit Umwendung gestattet, da bewundere ich den außen vor mir stehenden Sieger; aber darüber hinaus werde ich innerlich beschämt, wenn ich zu weit unter dem Durchschnitt spiele. Mein Ehrgeiz wird geweckt, alle zu übertreffen. Und Scheu befällt uns, den überlegenen und erprobten Mitspielern den Weg zu vertreten: wir machen ihnen Platz und lassen ihnen den Vortritt. Komparativ und Superlativ wurzeln in unseren Spielen.

Statt der Kardinaltugenden der Kirche und vor die vier Tugenden des Plato hat die amerikanische Psychologie längst die Tugend des ‚play by the rules‘, das Beobachten der Spielregeln, betont. Denn wohl kein Volk spielt so hingebend wie die Amerikaner. Wir weiten also ihr Vorgehn nur aus, wenn wir die spielerischen Tugenden in ihr Recht einsetzen und sie auf dem Vorplatz des Ernstes finden. Das ist geboten, weil diese Tugenden von den Philosophen und Priestern allzu oft für Laster ausgegeben werden, sogar bevor noch ihr Sitz im Leben erkannt ist. Man nehme den Ehrgeiz: „Immer der Erste zu sein und überbieten die andern“, ist die unentbehrliche Spielregel des Achilleus, und wie ist sie getadelt worden! Aber was wäre die Welt ohne sie?<sup>1</sup> Das Jahrhundert des Kindes und der Analyse und des Naturburschentums hat ferner die Scham als überflüssig wegätzen wollen. Der Niederbruch der Autorität hat ebenso die Scheu, d. h. den Respekt vor den schon Erfolgreichen verspottet. Die Bewunderung wird seltener getadelt, aber allzu oft bleibt sie als fundamentale Eigenschaft unerwähnt. Nun hängt „erwähnen“ mit Vox und vocare etymologisch zusammen. Wenn also die Tugenden nicht erwähnt werden, dann werden sie nicht stimmhaft. Und damit geht ihre Einwirkung auf unsre Bestimmung verloren. Aber dann wird das Kapital zur unaufhörlichen Umwandlung des Geschlechts verloren. Denn die dem Ernst vorangestellten Spiele, die Feiern, machen den im Spiel erfahrenen Frieden nutzbar. Sie bilden Triebe aus, weil sie ja die ganze Gruppe der Spieler in uns hineinspiegeln und sozusagen hineintreiben. Daher stelle ich hier einem nunmehr vielleicht geneigteren Leser die Tafel der spielerischen Tugenden auf.

Rückwärts: Scheu (= Respekt) gibt den Weg frei,  
lernt also Recht vom Unrecht unterscheiden.

Einwärts: Beschämung verbirgt sich, zieht sich ins Innere zurück und sucht,  
weil sie zum Spielverderber geworden ist, mehr Zeit zu gewinnen.

Vorwärts: Ehrgeiz übertrifft und reißt uns in die Zukunft fort.

Auswärts: Bewunderung hält still und prägt sich ein Vorbild ein.

Diese vier Spielwirkungen verursachen die Leiden und die Freuden des Kindes in uns. Sie sind die sogenannte „Psyche“ des Spielers. Wir wollen hier nur anmelden, daß diese Psyche uns mindestens von der gleichen Wichtigkeit zu sein scheint, wie die seit 1870 verhandelte Psyche aus Wille, Gefühl und Verstand, der ich noch niemals begegnet bin. Denn wir erfahren uns innerhalb eines gesellschaftlichen Krautfeldes, innerhalb dessen wir „induziert“ werden; so ist der Wille nie richtungslos, das Gefühl nie leer, der Verstand nie selbständig. Wahr ist es, daß dem scheuen, ehrgeizigen, beschämten und bewundernden

Kinde noch nicht seine innere Freiheit zugewachsen ist. Aber die kommt hinter unseren Spielen, und doch nicht ohne sie.

Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts halten uns diese Einsicht hin. Die Bibel Altindiens, die Bhagavad-Gita, beginnt, als Arjuna seinen Blick auf die Verwandten im Heere richtet. Sie verdienen Bewunderung (II, 4). An diesem Blick auf sie erwacht er zum Nachsinnen. Der Höhepunkt der Ilias mit ihren vierundzwanzig Büchern ist das „Thaumazein“, der Akt der gegenseitigen Bewunderung zwischen Achilleus und seines Feindes Hektors Vater. Achilleus vergißt seine Wut, Priamos seine Furcht, wie sie sich gegenseitig ins Blickfeld der Bewunderung bekommen: sie staunen einander an und die Zeit steht still (Ω 629 bis 634).

Götterbilder, Ikone, Heiligenverehrung haben die menschliche Gesellschaft befriedet, weil Menschen sich Zeit nahmen, staunend anzublicken und bewundernd zu umfassen.

Deshalb ruft Goethe in der Iphigenie aus: „Ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet.“ Und Alexander der Große beneidet Achilleus, weil ihn Homer bewundert hatte: Oft wird diese Haltung als Idealismus beschrieben. Indessen, sie ist das genaue Gegenteil jedes Idealismus. Bewunderung jagt keinem Ideal nach; sie erkennt ein geschehenes Wunder an. Goethe meint genau das Gegenteil von Plato. Plato abstrahiert von allem in der Welt angetroffenen. Goethe meint den vorausgehenden lebendigen Menschen, so wie er in seinem Epilog zu Schillers Glocke den wirklichen Friedrich Schiller meint. Er meint einen von uns in unserer freien Zeit Bewunderten. Die Idealisten bestehen auf dem Selbstbewußtsein als der eigentlichen Wirklichkeit „des“ einzelnen Menschen. Wer aber ein Glied der menschlichen Gesellschaft werden soll, dem muß sein eigenes Denken zunächst gerade nicht zum Bewußtsein kommen<sup>2</sup>.

Die Idealisten wollen uns einreden, wir alle seien befangene einzelne Tiere; die eigentlich menschliche Tätigkeit bestehe im Denken und Denken bestehe in Abstraktion. Abstraktion aber heißt in der Sprache der Philosophen: Begriffsbildung, also Absehen von der einzigartigen Lage. Dieser Abstraktion aber liegt eine viel ursprünglichere voraus: das Absehen vom eigenen Subjekt in der Bewunderung.

Die Soziologie entdeckt es wieder: wir werden nur dadurch Menschen, daß wir unsere Sinne gerade nicht zum Urteilen verwerten, sondern zum Aufblick auf Vorbilder. Das Tier beurteilt alles von sich aus. Der Mensch wird dadurch Mensch, daß er nur das Gleichgültige von sich aus beurteilt. Hingegen alles Gältige muß sich erst in uns so hineinspielen, daß wir es bewundern und bestaunen.

---

<sup>1</sup> Theorie ist griechisch die Spielschau, verwandt mit dem Wort Thaum für Wunder oder genauer „Staunen“, siehe Ehrlich, Kuhns Zeitschrift 40, 354 A.1. Die bis heute aus der Antike mitgeschleppte Deutung auf Zusammenhang mit „Theos“, „Gott“, entspricht seltsam der Vergötzung der Theorie unter uns. Sie entbehrt jeder Begründung. Siehe Walde-Pokorny I, 832.

<sup>2</sup> Im einzelnen erörtert wird das in „Heilkraft und Wahrheit“. Stuttgart 1952.

Jeder Mensch wird dadurch Mensch, daß er zwischen einer gleichgültigen und einer vorbildlich gültigen Welt unterscheidet. Während wir uns in die gültige Welt hineinspielen, bleibt die gleichgültige Welt draußen. Sie kommt sozusagen später an die Reihe, und zwar so, daß sie allen Mitspielern der gültigen Gruppe gemeinsam unterstellt wird und gehört. Diese gemeinsame Welt des Gleichgültigen ist zwar für den Physiker zuerst gegeben: Atome, Luft, Lichtwellen usw. Und hinterher erst wendet er sich auf seine eigene vorbildliche Gesellschaft zurück. Aber dies ist gerade sein Irrtum. Denn der Physiker muß erst in einer Gesellschaft die gültigen Spielregeln lernen, bevor er als Physiker an die Weltfront der gleichgültigen Materie für uns alle mit delegiert wird. Jede wissenschaftliche Entdeckung gehört allen.

Wer mit der „Natur“ anfängt, und die Gesellschaft auf die „Natur“ aufstockt, der kann niemals erklären, weshalb die Natur allen gemeinsam ein und dieselbe Natur ist, warum die Mitmenschen von ihm nie in die Natur mithineingerechnet werden; und warum in der Formel: Mensch und Natur „Mensch“ gar nicht etwa den einzelnen Mann oder das einzelne Weiblein je meint, sondern immer die naturausbeutende, arbeitsteilige Gesellschaft.

Die herrlich-schauerhafte Fiktion „Der Mensch“ vermischt also den Hineinweg der wirklich einzelnen Individuen in die Gesellschaft dank unserer Spiele, und die gemeinsame Hinauswendung all derer, die miteinander gespielt haben und aufeinander eingespielt sind, auf die gemeinsame Eroberung und Bearbeitung aller gleichgültigen Dinge in der Außenwelt. Der Mensch, der heut der Natur gegenübertritt, ist nicht „der“ Mensch, sondern die Gesellschaft. Wegen dieser Vorbedingung für alle gedeihliche Beherrschung der Außenwelt ist der Spielplatz also nicht etwa nur für die Kinder da. Auch der Greis muß noch den gültigen Vorbildern Ehre erweisen, um wirksam zu werden. Tiergreise, denen alle übrigen Menschen gleichgültig werden, wären genau so horrend wie die jugendliche blonde Bestie. Die umfassendsten Institutionen der Geschichte beruhen daher auf dieser Not der Gesellschaft, ihre Spiele auch noch den Ältesten aufzuerlegen, weil sonst die Tierheit, die Bestialität, der absolute Haß ausbrechen muß. Die Liturgie der Gottesdienste spielt eben diese Rolle. Romano Guardini hat die Liturgie das Spiel des Menschen vor Gott genannt. Das ist ein schöner Satz, und ich bewundere ihn. Aber nur mit einer Korrektur darf der Leser diesen Satz ernst nehmen. Guardini spricht unschuldig von dem Spiel „des“ Menschen vor „Gott“. Er setzt idealistisch voraus, daß der Mensch bereits fromm, tugendhaft und wahr als Fertigprodukt herumläuft. Ach, die rohe Tatsache ist, daß die Liturgie uns dadurch einspielt, daß sie uns viele Tiere erst in den Einen Menschen hereinruft und einigt. Nicht „der“ Mensch spielt vor Gott. Dann wäre ja unser Gottesdienst ein Luxus, ein Lebenszusatz. Und als ganzer Erker an der Hausfront wird die Religion ja von den Idealisten oft zugelassen. Aber das Einspielen der Menschheit ist kein Luxus. Denn sonst bildet sich die Menschheit nie. In meinem „Liturgischen Denken“ (Der Atem des Geistes,

1951, S. 239 f.) wird dargestellt, wie die Liturgie buchstäblich Anthropourgie, Menschenerzeugung sein soll. Nur dank der Feierlichkeit unserer Spiele werden wir aus bloßen jungen Kätzchen zu Menschen.

Bei den Tieren brauchen wir nur die zwei Termini: Spiel und Ernst. Und der spielenden Kätzchen Eigenart wird durch die spielende Einübung auf den Ernst der Mäusejagd nicht abgeändert.

Beim Menschen kommen wir mit der Antithese Spiel–Ernst nicht durch. Denn die Menschen lernen einander dank ihrer Spiele als Vorbild und Nacheiferer bewundernd kennen. Weil also nunmehr eine doppelte Beziehung wirkt:

1. Aus Ernst wird Spiel
2. Aus Spiel wird Ernst

deshalb hat die Menschheit immer vom ersten Tage die höhere Einheit zu bezeichnen gehabt, in der beide, Spiel und Ernst, sich durchdringen können.

Die berühmte Schrift Rudolf Ottos „Das Heilige“ hat in einem gefährlichen Augenblick diese Wortfamilie neu entdeckt. Aber die Kluft zwischen Theologie und Soziologie hat seine Pionierarbeit nicht überbrücken können. Vielleicht wird es uns besser gelingen.

Der Leser wird nämlich keine Mühe haben, jetzt den Unterschied zwischen glücklich, gesund und heilig oder heil anzuerkennen. Gesund ist ein Begriff für das ernste Leben; man könnte für die bloße Spielwelt etwa „vergnügt“ parallel gebrauchen, meinetwegen auch „glücklich“.

Heil ist mehr als gesund; es ist mehr als vergnügt. Es ist mehr als glücklich.

Denn es erhebt sich auf der Vereinbarung von gesund, vergnügt und glücklich. Heiligkeit steigert die Gesundheit zu bisher unerhörtem, ungekanntem Grade. Sie nimmt die Spiele ernst und so erneuert sie das Leben, dank der Vornahme der Neugeburt in der Liturgie.

Das erhabne Spiel aller Liturgien adelt den Ernst zu immer „Höherer Begegnung“, wie Goethe, der größte aller spielerischen Menschen, diese Rückwirkung der Spiele auf den Ernst benannt hat.

Die bloße Not des Daseins und der schöne Schein unserer Mühe sollen nicht auf ewig auseinanderklaffen. Die Spielregeln werden unausgesetzt zu ernstesten Sitten. Der gesamte Kriegssittenkodex ist zuerst Turniersitte gewesen. Deshalb brauchen wir auch nicht immer nur über die Verrohung zu jammern. Wo gespielt wird, da ist auch ewig Veredlung zu erhoffen. Alte Spielregeln fallen, weil wir ja heut keine Ritterturniere spielen. Aber wir haben die Olympischen Spiele. Wer wollte bezweifeln, daß sie auf den Ernst zurückwirken?

Deshalb wächst den Spielen eine Eigenschaft zu, die dem Tierspiel abgeht: sie gruppieren uns um, falls sie den Rang von Feiern erringen.

Die nackte Not ohne Spielen führt ins Unheil. Denn sie verewigt jede Gruppe; auch wenn ein Gruppenzweck begrenzt ist, hielt er uns fest, und verhinderte uns dadurch, ins Ganze des gesamten Geschlechts zurückzukehren.

Also muß das heile Leben aus Gruppierung und Umgruppierung, aus Ernst



und Spiel sich zusammensetzen. Und wenn im vorhergehenden Abschnitt gezeigt wurde, daß ein Dilettant und ein Fachmann sich ergänzen, so wird nun für diese „Ganzheit“, diesen von General Smuts „Holismus“ getauften Zwang, auch die besondere Wortgruppe neu verständlich, die von jeher für diese Rettung vom Unheil im Schwange gewesen ist.

Sie ist in den Worten Unheil, Heil, Heilung, Heilig bekannt. In meiner Schrift „Heilkraft und Wahrheit“ habe ich sie 1952 wieder in ihr Recht einzusetzen versucht. Aber wir sind nach zwölf Jahren „Heil Hitler“ und nachdem man in Instituten das Heilige „anschaulich zu machen“ sich bemüht, gar nicht ohne weiteres imstande, die Heiligkeit als wirkende Macht der heutigen Gesellschaft zu glauben.

Zielen wir also nicht zu weit. Bescheiden wir uns, das „Unheil“ genau zu definieren. Unheil droht, wenn den Mitgliedern des menschlichen Geschlechts der Rückweg aus den Gruppen ins Ganze verlegt wird. Heilsordnung darf jede Anordnung unseres Kräftehaushalts heißen, dank der das heillose Weiterstürmen der tierisch Ernsten durch Spiele umgewandelt wird. Vom Heillosen her fällt Licht auf die „Er-gänzung“, die heilt.

Die Vorschaltung des Spieles vor den nächsten Ernst ist also die besondere menschliche, den Tieren verschlossene Feierlichkeit unsres Daseins. Diese Vorschaltung zeitigt die Religionen, Götter, Verfassungen, Gesetze, Sitten, die Kalender und Feiertage der Geschichte. Der zweite Band muß diese Leistungen darstellen. Denn er handelt von den Zeiten. Aber in der Form eines Beispielen muß hier schon der Begriff einer Heilsordnung deutlicher gemacht werden, als die bloß logische Ableitung das je könnte. Und der Leser würde geradezu irregeleitet werden, wenn er nicht dank diesem Beispiel aus einem Fremdraum sich dem Umfang dieses Ergänzungsprozesses aufschlösse.

Die Feier des freien Spiels vor Gott hat die Vereinigten Staaten von Amerika gestiftet. Im Schutze der britischen Krone übten sich Dissenters und Non-conformists, „Emigranten“ und Verbannte in den Kolonien auf den Ernst des Lebens ein. 150 Jahre lang, von 1620 bis 1770 konnten die Puritaner den Gott ihrer Bestimmung in königsfreiem Gottesdienst verehren. In ihren Gotteshäusern übten sie sich auf eine Freiheit und Vollständigkeit ein, die sonst nur Kinder genießen. Als Kinder Gottes haben die Puritaner ihre Psalmen gesungen. Diese Gemeinde-Erfahrungen erklären die Unabhängigkeitserklärung mit ihrer Scheu vor der Vergangenheit („a decent respect for the opinion of mankind“), und ihrem Ehrgeiz, alle bisherige Regierung zu übertreffen. Berühmt ist ja die Proklamierung des Rechts jedes Menschen auf die Pursuit of Happiness, auf Glück. Aber dies Wort des politischen Ernstes übersetzt ein Wort aus den religiösen Feiern: Glückseligkeit (so daß also die Gleichung besteht: politisch „happiness“, kirchlich: „salvation“). Auch sonst ist die Verfassung eine Übersetzung aus dem erhabensten Spiel in den alltäglichen Ernst. Aus der christlichen Gemeinde wurde die „Democracy“, aus dem sechseckigen Davidstern wurden

die weltlichen fünfzackigen Sterne des Sternenbanners, aus den Revivals der Elect wurden die Elections, die Wahlschlachten, die ganz anders wie in Europa keine Narben hinterlassen, weil jeder Gottes Willen anerkennt.

Amerika ist also nicht aus Individuen zusammengeleimt. Schon Max Weber hat das erkannt, daß hier hundertfünfzig Jahre lang Gemeinden vor Gott feierlich spielten und daraufhin weitere hundertfünfzig Jahre lang ihre weltliche Verfassung entsprechend gefaßt haben. Amerikas Verheißung waren – und sind – seine Spiele; seine Gesetze sind die Erfüller dieser Verheißung.

Dreihundert Jahre sind kein Pappenstiel. Und durch dreihundert Jahre hat sich die Entsprechung bewährt: So viel die freien Gemeinden vor Gott gespielt haben, so viel haben sie in Gesetz und Recht auf die Erde hinunterbringen können.

Aus den Freiheiten unserer Spiele werden Gesetze, dank deren jedesmal die Bestimmung unsres Geschlechts besser erfüllt werden kann. Spielarten werden zuerst frei erspielt und dann wirken sie auf die bisherige Lebensart gesetzgebend zurück.

Jeder Leser kann selber beobachten, wie in jeder Generation die Anordnung

1. Ernst

2. Spiel, Muße, Feierabend, freie Zeit

mit der fortschrittlichen Anordnung

1. Feierliches Spiel

2. Fortschritt in den Ernst der Gesetze

im Kampfe liegt. Man nehme den fast unmerklichen Übergang von dem Ausdruck: „freie Zeit“ in das vielgebrauchte, heut bereits eingebürgerte Wort „Freizeit.“ Die Freizeiten sind keine vierzig Jahre alt. Wie kamen sie auf? Die Arbeiter wollten freie Zeit wie in dem berühmten Dehmelschen Gedicht: „Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein wie die Vögel sind, nur Zeit.“

Aber die Berater der Massen haben aus der eroberten freien Zeit Freizeitgestaltung entwickelt. Und Freizeit steht fordernd vor dem ernstesten Leben; nicht kommt sie hinter dem Arbeitsleben als freie Zeit her. Sonst wäre sie langweilig.

Nun wird der Leser wissen, warum mich der Einwand nicht schreckt, daß doch die meisten Soziologen dem Heiligen nur den Rang eines Museumsstückes anweisen. Viele Mediziner haben ja auch nie in ihrem Leben Heilung mit Heiligung zusammengedacht und verbrämen ihre Verlegenheit mit Psychosomatik. Als ob nicht die sensibelsten Mitglieder einer Gesellschaft zuerst erkranken, wenn die Heilsordnung versagt, weil sie eben noch ein deutliches Gefühl für Unheil bewahrt haben! Eine Soziologie oder Politik oder Ökonomie, die unsere Feiern als Ideologien oder „superstructures“ hinter unseren Arbeitsbedingungen hermarschieren ließe, verfielen dem unentrinnbaren tierischen Ernst des Verhängnisses. In der akademischen Luft Heidelbergs mag ein Buch ums andre die Heilsgeschichte als eine unsinnige Vorstellung widerlegen. Deshalb bleibt doch die einzige Tagesordnung der Geschichte durch alle Zeiten der Kampf gegen das

Unheil. Heidelberg bleibt bloß außerhalb der Geschichte und verfällt dem Historismus.

Glückliches Spiel und gesunder Ernst brauchen eine höhere Eingruppierung. Weder die vielen Spiele an sich noch die viele Arbeit an sich heiligen das Dasein oder heilen es. Um 1500 wurde mehr gespielt als sogar heute in Amerika. Es gab ungefähr einhundertachtzig Feiertage im Jahr. Aber die Heiligtage wirkten nicht mehr auf Papst oder Kaiser, und Matthias (genannt Grünewald), der größte deutsche Maler, ließ seine herrliche Heiligenmalerei und wurde Techniker. So tief empfand er das Unheil.

Ich vertraue, daß der Leser nun die Dimension anerkennt, um die ihn das landläufige Denken verkürzt: die Dimension des Heils und des Unheils. In dieser Dimension erst können Worte wie Friede, Feier, Fortschritt Sinn haben. Was hat man heut aus ihnen gemacht, nur weil monistisch die Fortschritte und die Feiern und der Friede nicht als Prozesse zwischen Spiel und Ernst gelten? Friede ist bloß Nicht-Krieg, Fortschritt ist eine Liste von technischen Erfindungen, Feiern sind Propaganda. Aber Spiel ist die Friedenserfahrung der Menschen. Feier ist die Vorschaltung des Friedens vor den Ernst. Fortschritt ist die Umwandlung des Ernstes aus unsern Feiern heraus. Das alles sind Stationen auf dem Heilsweg der Menschheit.

Bei jeder Stockung dieses Prozesses drohen alle bisherigen Fortschritte mit zu zerfallen; denn sie alle haben ja nur Sinn, solange der Übertritt friedlicher Formen aus Feier in Ernst statthat. Die Bestialität, die uns im Unheil anfällt, übersteigt also die der Tiere bei weitem; denn wir können alle bisherigen „Fortschritte“ dann dazu benutzen, unsre ernsthaften Gegner zu täuschen und zu überwältigen. Wir entwerten also alle Fortschritte, wenn wir den nächsten unterlassen und die bisherigen Fortschritte sogar dazu aufbieten, um ihn hintanzuhalten.

Dem, der diese etwas schwierige Einordnung des Unheils in unsere Grundvorstellungen annehmen kann, wird nun der Blick für die Art des soziologischen Denkens heller werden. Wie war es denn? Mit „Heiligkeit“ kann dies Denken zunächst gar nichts anfangen; noch weniger gilt ihm „Das Heilige“ als einsichtig. Aber von Unheil, Heilsordnung, Heilsgeschichte kann unsereiner nicht absehen, ohne daß sein Denken der Auszehrung verfällt. Auch von dem Dreieinigen Gott als Sohn und Vater und Geistesbrausen weiß der Gesellschaftsmensch als solcher nichts. Aber von Feiern und Frieden und Fortschritt weiß jeder Sozius und jeder Soziologe aus erster Hand und mir scheint, viel deutlicher als je ein Theologe als solcher. Wir fühlen es eben am eigenen Leibe, was es heißt, heillos zu leben. Und wir suchen die Wege, auf denen wir uns umgruppieren können, wenn Unheil uns dazu herausfordert. Und wir schreiten fort, wenn ein in unsern Feiern im Hinblick auf den Ernst hochgehobenes und hervorgehobenes Element aus dem Spielen in die Lebenswege des Ernstes eindringt.

Auch so wird der Leser nun begreifen, weshalb der Ernst des Lebens sich wütend gegen „bloßes Spielen“ etwa beim Kinderkriegen oder der Wissenschaft

oder Bayreuth auflehnt. Bloßes Spiel hat kein Recht, in den Ernst einzudringen. Erst muß aus Spiel feierlicher Ernst geworden sein, ehe der blutige Ernst von dem Spiel Kenntnis nehmen kann. Die bloßen Spiele gebieten durchaus noch nicht den notwendigen Respekt. Also dadurch, daß man aus dem Sexualleben ein Gesellschaftsspiel macht, kann man die Ehe nicht reformieren. So, daß man jeden Primaner eine Forschungsaufgabe lösen läßt, wird man nicht den strengen Gang des wissenschaftlichen Fortschritts auflösen. Ohne die feierliche Hervorhebung bleibt Spiel Spiel, und werden die Spieler je nachdem auf den Scheiterhaufen oder ins Irrenhaus geschickt, wenn sie sich gleich einen Platz im Ernst nehmen wollen. Der Lautsprecher des Fortschritts, der „Fortschrittler“ also, hat meistens den ungeheuerlichen Unterschied von Feier und Spiel gelehnet und will den Preis nicht bezahlen, der in der Umwandlung aus Spiel in Feier in Fortschritt zu zahlen ist.

Die bemühende Langsamkeit des „Fortschritts“ beruht also darauf, daß wir spielend zwar alle Lösungen vorweg nehmen können, daß aber jeder ernste Mensch gegen das Eindringen der Träume in den Alltag die allergrößten Vorbehalte anmelden muß. Denn wenn am 4. August 1914 oder am 1. September 1939 ein Weltkrieg ausbricht, dann muß jetzt und hier sofort genau in der Reihenfolge gehandelt werden, wie das feststeht. Die Umkehrung der Reihenfolge, auf der ja das Spiel beruht, wäre Selbstmord. Im Ernstfall kann man also gerade nicht spielen.

Mögen sich Montecchi und Capuletti in Romeo und Julia aussöhnen, im Ernste glaubt kein Mensch so leicht, daß sich Mao und Chiangkaischek aussöhnen lassen.

Der liberale Fortschrittler schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, weil es überall rückwärts geht. Das liegt aber an ihm selber, weil er den Preis des Fortschritts gelehnet hat. Aus dem Kunstwerk muß erst ein Ritual geworden sein, aus der Utopia ein Feiertag. Nicht an Marxens Kapital, wohl aber am Ersten Mai haben sich Arbeiter blutige Köpfe geholt. Das hat gewirkt. Die griechischen Weisheitsspieler haben die Heiden nicht bekehrt, aber der christliche Ostertag und Sonntag haben es.

So besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen Spiel und Feier. Die Feier ist der Schritt, durch den das Spiel zu Ernst wird, und dieser Schritt dreht die falsche Reihenfolge – erst Ernst, dann Spiel – um und setzt den Feiertag dem Wochentag vorauf. Wer aber die Zeitenfolge von Spiel und Ernst auf den Kopf stellt, der erzwingt von den ernstesten Lebensakten, daß sie sich der Feier unterwerfen. Es entstehen mithin drei Höhenlagen; die Scheinwelt und die Philosophen kennen nur ihrer zwei. Aber nun steigt über den Ernst die Feier empor, während die Spiele dem Ernste untergeordnet bleiben. Damit erst ändert sich die geschöpfliche Ordnung. Sie wird buchstäblich auf den Kopf gestellt; deshalb kostet diese Änderung dem, der sie vollbringt, den Kopf. Bevor sich der Ernst einer aus dem Spiel stammenden Feier unterordnet, gibt es blutige Köpfe. Ein

Feiertag, der kein Leben gekostet hat – wie der sogenannte Muttertag und andere behördlich erfundenen Festtage, sind lächerlich, schädlich und abgeschmackt. Es scheint, daß am Abschluß einer Epoche, kurz vor ihrer Katastrophe, es jedesmal zu viele Festtage gibt, wie in Deutschland 1518 oder in Spanisch-Amerika 1800. Da wurden 180 Feiertage gezählt. Das war grober Unfug. Da waren die Feiern als bloßes Spielzeug für Kinder und Betschwestern entlarvt.

Es besteht daher vielleicht ein strenges Maß für die Proportion: Feier: Ernst, Spiele. Gruppen, die diese Proportion mißkennen, gehen unter. Ich vermute, daß das auch vom einzelnen Menschen gilt. Der bloße Alltag und eine Reihe von guten Tagen sind gleich schwer zu ertragen.

Dritter Teil

DIE LEBENSÄÄUME UNSERES AKTIVUMS



## A. DIE LEBENSRAUME JEDER FÜR SICH

### 1. Abschnitt

#### *Die Geschlechter des Menschen: Natur*

Wir Menschen sind die berufenen Träger der ganzen Wirklichkeit. Wir allein und wir alle sind es. Wir allein sind es, denn nur von uns wissen wir, daß alle Kräfte der Wirklichkeit in uns eingehen können. Auch der Fels unterliegt dem Schicksal, der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, und so gehört er in den Naturteil der Wirklichkeit und wird durch deren Gesetze behandelt. Auch das Tier unterliegt dem Gemeinwillen, dem Innenraum der Übereinstimmung. Aber die volle Gegenwart des Kreuzes: ein Dasein, in dessen Schnitt sich Bild und Verwandlung, Gesetz und Wille treffen, erschwingen nur Menschen.

So sind wir denn allein Träger der Wirklichkeit. Aber wir sind es dafür alle ohne Ausnahme. Dies ist auffällig. Trotzdem zeigt es sich an verschiedenen Umständen. Zunächst ist mit größerer Richtigkeit von „dem“ Menschen als dem Träger der Wirklichkeit die Rede, als von „den“ Menschen. Die Sprache weigert sich viel eher, „die Menschen“ als „der Mensch“ für irgendeine Wahrheit und Regel aus der wirklichen Welt zu setzen. Selbst sehr aristokratische Menschen können sich nicht enthalten, „dem Menschen“ im Ganzen gewisse Eigenschaften beizumessen, wobei es ja dann nichts verschlägt, daß dies auch niedrige, häßliche, „menschlich allzumenschliche“ Eigenschaften sein sollen. Immer heißt es hier „Mitgefangen, mitgehungen“. „Der Mensch ist Träger der Wirklichkeit“ heißt, daß schicksalsmäßig jeder dazu berufen ist, der vom Mutterleibe geboren wird.

Jeder Mensch ist berufen; nur „der“ Mensch ist berufen. Dieser Doppelsatz eröffnet gleich einen Abgrund des Zweifels. Wenn jeder Mensch ein berufener Träger der Wirklichkeit sein soll, so muß jeder Wirklichkeitskraft eine Anlage in ihm entsprechen. Jeder Mensch muß jede Seite des Kreuzes der Wirklichkeit erschwingen können. Die Wirklichkeit mit ihrem Willen, ihrer Spannung, ihrer Bildung und Verwandlung muß einem jeden zugänglich sein.

Ob nun in jedem Menschen tatsächlich Innenwelt und Außenwelt, Vorwelt und Zukunft Platz greifen, dies muß jetzt untersucht werden.

Das Auffälligste an dem unendlichen Geschwätz über das Wesen des „Menschen“ ist wohl, daß es diesen Menschen in der Sichtbarkeit gar nicht gibt. Es gibt nur halbe und Viertelmenschen: Männer und Weiber, Knaben und Mädchen. Die zoologische Gattung homo sapiens ist zersprengt in ergänzungsbedürftige Partikeln. Äußerlich ist der Mensch nicht Einer. In einer immer erneuten Verflechtung der Geschlechter zur Gattung kommt der Mensch aus Männlein



und Weiblein zustande; „der“ Mensch wäre dem Untergang geweiht. Nur die Gattung Mensch ist erhaltbar. Hierin ist also der äußere Tatbestand der Gattung, der natürlichen und leiblichen Verbundenheit aller Menschen, ein sichtbares Gleichnis jener Berufung der ganzen Menschheit zum Träger der Wirklichkeit. Kein Mensch nämlich ist an sich selber schon wirklich, wenn er auf die Natur allein sich berufen will. Ein Baum, ein Stein sind ihm an Wirklichkeit der Außenweltlichkeit überlegen. Das Gattungswesen Mensch ist nicht nur Spezies der Gattung, sondern auch ihr bloßer Teil, zerrissen und gespalten durch die Zuspitzung als Geschlechtswesen. Der wirkliche Mensch wird durch das Geschlecht in vier Gestalten oder Arten zerspalten, wo die tote Naturbetrachtung nur zwei unterscheidet. Wie liegen denn die Dinge? Zunächst das Kind und der Greis sind nicht in erster Linie als Geschlechtswesen anzusprechen. Bei ihnen überragt das Problem des Lebensalters das des Geschlechts. Deshalb kommen sie erst im übernächsten Abschnitt zur Sprache.

Die Physiologie begnügt sich nun damit, unter den reifen Geschlechtswesen Mann und Weib zu unterscheiden. Setzte man diese Paarung in der üblichen Weise nach oben und unten fort, so ergäben sich scheinbar als Gegensätze Jüngling und Jungfrau – Mann und Weib – Vater und Mutter – Großvater und Großmutter usw. Aber damit ist man in Wirklichkeit aus dem Leiblichen bereits herausgetreten. Als Gattungswesen gibt es keinen „Vater“, sondern nur den Mann. Seine Vorstufe ist auch nicht der Jüngling, denn entweder keimen schon in diesem die Kräfte des Geschlechts, dann ist er ein Mann. Oder sie schlafen noch, ohne daß sie schon bewußt nach außen treten, dann ist er Knabe, also vorgeschlechtlich. Trotzdem besteht ein geschlechtlicher Gegensatz, wie wir zeigen werden, aber zwischen Mann und Mann!

Der Mutter aber steht – von der Gattung aus gesehen – als wirklicher Gegensatz die Braut gegenüber, sie, die schon Geschlechtswesen, aber noch nicht Mutter ist. Gewiß mag man seelisch zwischen Jungfrau und Geliebter unterscheiden. Aber die wesentliche körperliche, wohlgerneht *körperliche* Veränderung widerfährt dem Weibe nicht dann, wenn sie Geliebte wird. Denn sie bleibt schön. Und diese Schönheit der Erscheinung ist die entscheidende Auszeichnung des Mädchens vor der Mutter. Mann und Mann nun, so sagten wir schon, steht physiologisch nicht der Unterschied gegenüber, ob sie schon Liebeserfahrung besitzen oder nicht. Die Erfahrungs-Differenz, für die Spannung Braut-Mutter alles, ist für den Mann fast, wenn auch nicht ganz, belanglos. Dem Geschlechtswesen des Mannes ist ein anderer Gegensatz viel bedeutender, und dieser durchzieht sein ganzes Leben als Geschlechtswesen zu allen Zeiten. Die Frage ist jeweils, ob er erobert oder ob er besitzt. Der érobernde, werbende Mann steht auch physisch unter anderen Gesetzen als der besitzende. Der Bauch ist ja das betrüblichste Zeichen dieser verschiedenen Gesetzgebung. Aber auch ernsthaft ist es so, daß alle Kräfte sich anders einstellen in dem, bei dem die Eroberung noch den Besitz überwiegt. Hier ist der eigentliche Riß in der Männerwelt. Ein

verheirateter Mann kann auf die Seite der Liebenden, ein Verliebter auf die der Besitzenden gehören. Man findet unschwer in Haltung und Auftreten diesen und jenen heraus. Zwei altmodische Namen, die aber wohl durch den Zorn des Odysseus und die Werbung der Freier um Penelope noch lebendig sind, bezeichnen sie als Freier und Gemahl. Wir wollen sie auseinanderhalten als den Typ des Wanderers oder Freiers und des Ehemannes.

Die große Krise des Geschlechts ordnet also die beiden Geschlechter verschieden: Der Mann der Werbung, der Mann des Besitzes, Braut und Mutter, das sind die vier Gestalten, in denen sich die Übermacht des Geschlechts bezeugt. In der Jungfrau ist dies gerade noch nicht der Fall, deshalb muß hier, wo gerade dem einzelnen Menschen in seiner Abhängigkeit vom Geschlechtstrieb nachgefragt wird, einzig die Braut der Mutter gegenüber treten. Die Braut ist schon hineingerissen in das Gattungsleben, sie ist schon ergriffen von der Gewalt der Liebe. Aber sie ist noch schön, noch zukünftig: noch ist die Vermählung das bestimmende Ereignis. Die Hochzeitsstunde hat noch nicht ausgeschlagen. Das Volk nennt ja von alters her die Verlobte, die Hochzeiterin und die junge Frau in den Flitterwochen mit dem gleichen Worte Braut. Und mit tiefem Grund. Die Braut bringt sich eben erst zum Opfer, sie ist Trägerin der Überwindung und Verwandlung, durch die Zukunft wird, durch die das Leben immer neu werden kann. Sie gebiert aus ihrer Blüte die junge Menschenfrucht. Deshalb ist sie die schönste, anmutendste Gestalt unter der menschlichen Art. Ihr gleicht deshalb die Kunst, die Bildnerin des Schönen als des Scheins der Zukunft!

Die Geliebte, die noch nicht Mutter ist, erlangt deshalb im Volkstum die ungeheure Bedeutung auch als selbständige Form des Menschentums: als Liebhaberin, Dirne, Tempelprostituierte bringt sie immer das Opfer ihrer selbst. Nur von hier aus erklärt sich jener orientalische Ritus, der die Jungfrauen vor der Mutterschaft zu Liebespriesterinnen weiht, erklärt sich die – durch keine Polizei ausrottbare – Rolle des Dirnentums durch alle Zeiten. Auch das „Tanzen“, nämlich das Tanzen als eigentlich bestimmte „Ballsaison“ ist ein Hinweis auf die ewige Bedeutung der Brautschaft: die Wirklichkeit bedarf dieser Mitwirkung und Vergegenwärtigung der Zukunft. Die Ästhetik des ganzen Menschen (im Vollsinn des griechischen Wortes) hat in der Bräutlichkeit ihre ewige Erneuerung. Denn der Braut, der Geliebten gegenüber, wird jedermann – Mann oder Jüngling gleicherweise – zum Bräutigam. „Was wir als Schönheit hier empfangen, wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n.“ Der Mann, den die Schönheit empfängt, empfängt – so drückt es der Dichter unübertrefflich aus – „Geisterleben“. Er tritt also dadurch mit ein in das Land der Zukunft; die Vermählung gibt ihm Anteil an der Verwandlung, von der er ja im übrigen leiblich ausgeschlossen bleibt. Das Wunder der Empfängnis, der Verwandlung und Geburt, mit dem die Braut die Zukunft hereinreißt, die wirkliche Zeit also vollendet, alle die andern empfangen es in sich hinein als ihre Schönheit. Und so verwandelt der Abglanz der Zukunft noch die Wirklichkeit der andern.

Der Schönheit der Braut steht gegenüber die Würde der Mutter. Sie hat Gewalt über das Leben des Kindes. Zwischen ihr und dem Kinde ist immer der volle Abstand des Geschlechts. Die Mutter, auch die jüngste, gehört sozusagen immer zur vorigen Generation. Sie hat einmal das Leben überlebt. Niemand ist so im Innersten einsam wie eine Mutter ihren Kindern gegenüber. Diesen ist die Mutter der selbstverständliche Rückhalt, eben deshalb tritt sie mit ihrem Selbst bereits hinter die brennendste Gegenwart um eine Linie mindestens zurück. Hochzeiten empfindet das Volk als die eigentliche, zukunftsreichste Mitte des Lebens, und feiert sie so. Kindtaufen und Beerdigungen – Anfang und Ende – werden ja nicht von denen gefeiert, deren Geburt oder Tod sich ereignen, sondern von den Angehörigen; die Kinder begraben die Eltern, die Eltern lassen das Kind taufen. Aber eben daran, daß schon bei der Geburt die Mutter zurücktritt, zeigt sich, daß sie nicht mehr die Hauptperson ist. Gerade all die Volks-sitten, in denen nun doch versucht wird, die Kindbetterin zu ehren, sind dafür bezeichnend. Dem Manne wird auferlegt, „die Mutter seines Kindes“ zu beschenken. Aber es ist eine andere Kraft, die in der Mutter sich durchsetzt als in der Braut. Wir sagten es schon: die Würde und Ehre ist die Eigenschaft, mit der sie sich Respekt verschafft. Die Mutter, die in unermüdlich eintöniger Wiederholung das tägliche Bedürfnis des Säuglings stillt, tritt nicht unter das Joch des Brauches und des Herkommens. Sie verkörpert vielmehr den Brauch und die Wiederholung selbst! Die Würde der Mutter, der Respekt vor ihr, entspringen aus dieser ihrer Bildkraft. Der Ursprung des Hauses wird von ihr festgehalten. Die Sitte des Hauses, in der die gleiche Frau waltet, ist noch nach dreißig Jahren die gleiche.

Wir nennen gern gerade diese Kraft zur Haushaltung, zur Tradition und Pflege der Form weiblich, fraulich, mädchenhaft, wie in der bürgerlichen Gesellschaft von der Geliebten und all den Kräften des Bräutlichen nicht gern klar die Rede ist. All jene Fähigkeiten schlummern natürlich auch in der weiblichen Art. Aber die Hetäre, die grande cocotte, die Egeria, eine Jeanne d'Arc zeigen deutlich, daß Veränderung, kühne Sehnsucht, Verwandlung mindestens ebenso tief in der wirklichen Art des Weibes angelegt sind. Man verhüllt eben viel zu schnell die geschlechtlichen Probleme durch die sozialen und geistigen, um sich die Zuspitzung nicht einzugestehen, in die die geschlechtliche Wirklichkeit das Weib zerreißt. Die Trägerin der Zukunft ist im tiefsten anders gestaltet als die Trägerin der Vergangenheit. Mutter und Braut, Würde und Schönheit sind Gegensätze, wie wir sie im Zwillingsspaar Zeremoniell und Kunst schon kennen. Natürlich schwingt von einem Pol zum andern im Austausch das wirklich lebende Menschenkind. Wehe der Mutter, die nur Mutter, der Geliebten, die nur Geliebte sein will. Beide zerbrechen eben die Spannung, in die sie das Geschlecht wirft. Die Dirne verabsolviert die Zukünftigkeit und betrügt sich eben deshalb um alle Wirklichkeit. Sie droht zum Scheinwesen zu werden, und doch ist sie es so lange noch nicht, als ihr Opfer in einem Manne mehr als die Kraft, als es doch auch

seinen Schönheitssinn zu entzünden vermag. Nur solange beim Manne diese Gewalten mitwirken außer seinem bloßen Kraftverlangen, ist die Dirne nicht ganz zum Werkzeug erniedrigt. Denn nur so lange tritt der Mann aus seiner Eigenart heraus und hinüber auch in ihr Reich, in ihr Krafffeld. Überwindet sie ihn nicht mehr dazu, daß er in ihrem Anblick von dem Stirb und Werde der mystischen Hochzeit etwas empfindet, so ist die Vereinigung der Geschlechter, jene Ergänzung der Fragmente, in Wirklichkeit nicht geglückt. Die Zuspitzung der geschlechtlichen Kräfte, ihre Verteilung auf die Geschlechter setzt voraus, daß nun auch jedes dem anderen sich mitzuteilen vermöge. Sonst bliebe ja diese Teilung eine sinnlose Zersprengung.

Daß Witwen so außerordentlich häufig wieder heiraten oder doch heiraten wollen, daß in anderen Kulturen die Witwe den Mann ausdrücklich nicht überlebt – zeigt den Abscheu der Natur vor einer bloßen Frauenwürde ohne Spannung zum bräutlichen Stand. Anders, wenn eine Frau unvermählt bleibt; da werden – dies wird meist übersehen! – beide Wesensarten, nach Vorwärts als Braut wie nach Rückwärts als Mutter, nicht bis zur letzten Spannung entfaltet. Das Leben bleibt im ganzen leiblichen Bereich unwirklich. Ist hingegen die eine Wesensart einmal verwirklicht, so droht Entartung und einseitige Verkümmern. Und vor dieser scheut das Leben weit stärker als vor einer Dämpfung des gesamten Wirkungsgrades. Es kann sich eher damit abfinden, in kleinem statt in großem Format zu verlaufen, als nicht alle seine Kräfte ins Gleichgewicht zu setzen. Denn wo es auf dies verzichten muß, verzichtet es auf seine Regeneration, seine Heilung, beugt es sich einer Katastrophe. Die junge, schöne Mutter also, die nicht wieder heiratet, ist dem Leben ein Ärgernis. Denn sie bejaht etwas, was mindestens innerhalb der Wirklichkeit der bloßen Gattung nie verstanden werden kann: eine Katastrophe, nämlich eine unnatürliche Preisgabe der Spannung zwischen den beiden Grundkräften ihres Geschlechts. Es sind dann meist andere, ungeschlechtliche Kräfte, die in ihr den Sieg davontragen.

Wir wissen nun, daß die wirkliche Zeit im Leben der Geschlechter dem Taktgefühl und dem Rhythmus des weiblichen Geschlechts nach Rückwärts wie nach Vorwärts anvertraut ist. Was bleibt nun den Männern als Herrschaftsbereich?

Der eigentliche Unterschied für das männliche Geschlecht läuft zwischen Eroberung und Besitz. Der erobernde Mann, er sei standesamtlich, wer er sei, gehört auf die eine, der besitzende auf die andere Seite.

Der Erobernde nämlich macht seinen Eroberungswillen zum Mittelpunkt seines gesamten Wesens. Seine Werbung durchströmt sein bis dahin tot liegendes Inneres und schmilzt es auf. Sein Begehren aber staut sich auf zum Schwersten, Entferntesten. Der Weg der ersten Liebe ist unendlich weit. Es können gar nicht genug Irrwege und Umwege eingeschlagen werden. Hindernisse reizen, weil sie Gelegenheit geben, den eigenen Willen ins rechte Licht zu setzen, diesen Willen mit jeder Faser des eigenen Seins und Wesens in Verbindung zu bringen. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt!“ ist die Charakteristik der Liebenden. Spit-

teler hatte recht, als er dichtete: „Die stärksten Seelen gehn am längsten fehl.“ Nur durch dieses Hineinreißen von immer neuen Stoffmassen in den Krater der Liebesglut erträgt der Jüngling diese Zeit der Werbung und der Eroberung. Und jeder Mann, der erobert, wird, indem er wirbt, wieder zum Freier. Aus der Erfahrung des ewig Werbenden ist das Wort gesprochen: Die Bewegung ist alles, das Ziel nichts.

Wenn der Jüngling Sonne, Mond und Sterne als Feuerwerk dem Liebchen in die Luft sprengt, wenn er in Liebesgedichten die entlegensten Gedanken und Bilder heraufbeschwört, wenn er die unsinnigsten Entfernungen durchmißt oder leicht Gefahren besteht für einen guten Gedanken der Geliebten, so ist es der Wille, der sein Inneres zusammenlüht. Der Wille des Liebenden setzt den Jüngling zum ersten Male mit seinem ganzen Selbst in Einklang. Er holt ja aus allen Teilen seines Wesens Bestätigung und Zustimmung für seine Liebe. Und in einem mächtigen Zusammenklang erschließt sich ihm nun auch die Welt. Er eignet sie sich nun erst recht von innen an. Die Welt wird seine Welt. Die wirkliche Welt des Wanderers ist die freiwillig von ihm bejahte Welt. Die unglückliche Liebe hat ebenso notwendig die Weltverneinung zur Folge. Hier versagt sich seinem Innern die Harmonie der Welt. Aber beginnen wird der feurig Liebende immer:

Seid umschlungen Millionen,  
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Übereinstimmung ist sein großes Wort. Deshalb ist jede begeisternde politische große Welle Wandererwelle und Freierwille. Und die Männerbünde, von denen seit Heinrich Schurz und der Jugendbewegung viel in der Völkerkunde die Rede ist, sind in Wahrheit Freierbünde. Daher auch die Vorliebe für das Geheimnis bei so vielen solchen Orden und Gemeinschaften. Alle Freieung ist verhohlen und verstohlen, denn sie ist ja ihrer Sache ungewiß.

Es wäre ein interessantes soziologisches Thema, zu erwägen, wie sehr die „Vereinsmeierei“ in Deutschland Freiergenossenschaften umfaßt, weil hier anders als in den romanischen Ländern die Ehe selten von der Brautmutter gemacht wird. Infolgedessen ist die Schwester des Freundes, des Verbindungsbruders, des Bundesgenossen die gegebene „Erwählte“. Der Hochzeiter bringt den Schwarm seiner Gesellen mit in das Haus des Schwiegervaters. Der Freierbund gipfelt in der Teilnahme an den Hochzeiten, auf denen man sich verlobt! Der Freiertypus verkümmert heute, genau wie der bräutliche. Das Erobern wird eingeschränkt. Man macht es sich schrecklich bequem. Die Frühehe tötet ihn besonders brutal ab. Hesiod ließ seine Bauern erst mit 30 Jahren heiraten! In der deutschen Jugendbewegung ist immer nur die geschlechtlich sekundäre Seite der Wirklichkeit: die Jünglingskraft unter dem Namen Jugend neu zur genossenschaftlichen Verbindung und zum Bündewesen angeregt worden. Die deutsche Jugendbewegung war öfters ohne geschlechtlichen Sinn, sie war unnatürlich. Sie erstrebte geistig-abstrakte Lösungen und machte die Mittel des Freierbundes zu Selbstzwecken.

Aber der Freierbund ist unausrottbar. Denn der Freier im Jüngling ist es, der in irgendeiner Richtung – solange er noch auf dem Wege ist, solange er liebt und nicht besitzt – Genossen suchen muß. Soll die Welt ihm doch von innen verständlich werden, von innen sich ihm erschließen. Freiwillig soll dieses Band die Menschen, die Freunde umschließen. Sein missionarischer Eifer gewinnt oft den Fernstehendsten. Jugend aus der entgegengesetztesten Weltecke spricht sich an, verbindet, verbrüdert sich. Soldaten feindlicher Heere fraternisieren leicht. Verbrüderung, Brüderlichkeit wäre daher der zutreffende Ausdruck für die eigentümliche Kraft des Freiers, die Welt von innen her zusammenzustimmen. Um jeden irreführenden Anklang fernzuhalten, sagen wir kurzweg Mut für diese Gemütsart des Erobernden, für die Art, wie ihm das Blut zu Herzen und von Herzen strömt, für die gesamte Ordnung Leibes und der Seele, unter der er steht. Natürlich ist diese Verschwisterungskraft des Mutes eine echte Menschheitskraft. Sie ist kein Vorbehalt gerade des Freiers, genau so, wie die Schönheit nicht nur der Braut, die Würde nicht nur der Mutter eignet. Trotzdem gehört Brüderlichkeit vorzugsweise zum Freier, Würde zur Mutter, Schönheit zur Braut!

In dem hohen Mut ist die innere Freiwilligkeit als Grundhaltung des Freiers enthalten. Freiheit und Freier entspringen beide auch sprachlich dem einheitlichen Vorstellungskreis einer Wurzel für „Liebe, Huld, Wille“. Daß nun der Freie, der Wollende die Brüderschaft trage, widerspricht heute der soziologischen Lehre, die nur der „ungewollten“, traditionellen Gemeinschaft Wert beimißt. Umgekehrt versäumen die Psychologen, die großen Verbrüderungsleistungen des Geschlechts zu sehen. Sie haben sich in „Sexualität“ ein unerhört schimpfliches Wort geschaffen, um dem ungebunden schweifenden Mann eine geistlose „Libido“ beizulegen. Auf diese Weise wird die Gier des geiligen Gecken zum Ausgang genommen und damit statt des brüderlichen Freiers der argwöhnisch-einsame Don Juan zum einzigen Typ des Begehrens.

Zwischen der soziologischen und psychoanalytischen Übertreibung schreiten wir mitten hindurch, wenn wir die eigentümliche Verbrüderungskraft des liebenden Mannes, des Freiers, seinen Mut, der opferbereiten Schönheit der Braut, der Würde der Mutter und endlich der Stärke des Mannes gegenüberstellen.

Denn dies ist nun der letzte, der aus der Vierung des geschlechtlichen Gegensatzes heraus seine Bezeichnung fordert: Der besitzende Mann. Ihn treibt nicht Sehnsucht nach der Geliebten über Berg und Tal. Er lebt nicht von Eroberungen. Aber er behauptet das, was ihm seine Liebe erworben hat. Er übt Gewalt über Weib und Kind. Er wehrt jeder Gefahr, er begegnet allen Unbilden draußen, die seinen Gewaltbereich angreifen. Sei's der Rivale, sei's der Mörder: Jeder Eindringling ist ein Verächter seiner Stärke. Wo der Jüngling arglos um Vertrauen von Brüdern wirbt, da argwöhnt der Ehemann den Nebenbuhler und den Empörer, den Räuber und den Gegner. Nicht Verschwisterung kann einen Ehemann in Rausch versetzen, denn nicht nach Brüdern sehnt er sich. Den Ehemann packt Zorn über Widerstände (Odysseus ist der „Zürnende“), Grimm über

Feindschaft, Wut über Verrat, Kampfeslust dort, wo er sich gewachsen fühlt. Energie ist sein Wesen, durch das allein er im Kampf ums Dasein Weib und Kind durchbringen kann. Das besondere deutsche Wort dafür ist Stärke. Es ist Kraft, verstärkt durch Geduld, Ausdauer, Zähigkeit, List, Werkzeuge und „Mittel“. Die Außenwelt ergibt sich nicht dem frohen Mut des Willens. Aufbieten muß alle seine Kräfte und Gehilfen, wer gebieten will. Ein Ehemann wird seinem Willen Achtung erzwingen, sonst läßt er lieber auch die Zumutung unterwegen. Ein Jüngling, eine Bewegung der Jugend, die mögen Wünsche, Programme, Hoffnungen aussprechen und Lieder singen – ein Mann will durchführen, verwirklichen, nicht nur recht haben, sondern auch recht behalten.

Der Besitz eines Weibes, daß sie ein Leib sind, gibt ihm die gesammelte Ruhe zum äußeren Wirken. Da hinaus wendet sich alles, was im Liebhaber glüht und ihn zum mutigen Feuerbrande schmilzt. Dadurch ist Stärke mehr als Kraft. In der Stärke dessen, der sich selbst gebunden hat, des Ehemannes, sind die in der Werbung erworbenen, vom Mut eroberten Kräfte mit gegenwärtig!

Er steht allein auf seiner Stärke, er ist ganz nach außen gekehrtes Gattungswesen; seine Spannkraft spannt sich am Widerstand der Elemente. So ist der Mann innerhalb der geschlechtlich geordneten Gattung der äußerste, der Wirklichkeit den stärksten Widerstand entgegengesetzte Träger. Nur das ist deshalb vollwirklich, was der Mann überwindet und ergreift. Hat ein Mann eine Sache sich zu eigen gemacht, so ist der geborene Träger des Widerstandes gewonnen, lohnt es, die Sache ernst zu nehmen. Alle anderen Gattungswesen sind leichter zu gewinnen für etwas Neues. Aber die kühnen Hoffnungen des Jünglings, die Wünsche der Mutter, die Träume der Braut sind eben auch weniger wirklich als die Pläne des Mannes. Das ist der Grund, aus dem die Herrschaft des Mannes immer neu emporsteigt. Er ist „der Herr der Schöpfung“ geworden, weil er der Natur, der Außenwelt am dichtesten verhaftet ist, weil er mit ihr am schwersten ringt. In ihm als dem Anrainer der Umwelt ist weniger Mitwelt – wie Dunkmann den Gegensatz prägt –, wir sagen dafür weniger Innenwelt, weniger Vorwelt und Nachwelt, aber der Sieg über den Widerstand der Außenwelt ist auch entscheidend dafür, daß alle diese Teilwelten der Wirklichkeit nicht ins Chaos der bloßen Schicksalsmacht versinken. Die Gattung Mensch mit all ihren Kräften, ihrem Mut, ihrer Schönheit erläge dem Geschick, wenn sie nicht die Stärke aufbrächte, sich gegen alle äußeren Hindernisse zu behaupten. So ist aber dieser Grenznachbar gegen die Vernichtungskräfte, die gegen die Gattung von außen aufstehen, gegen die Erde, innen seinerseits selbst mit seiner Stärke eine Gefahr für den Zusammenhalt der Gattung. Der Starke ist am mächtigsten allein. Es ist eine große Versuchung für den Mann, sich allein zu denken, aus allen Abhängigkeiten des Geschlechtes heraus. Er ist ja am wenigsten Geschlechtswesen. Aber wie wir eben sahen, nur deshalb, weil ihn die Gattung ans Tor der Außenwelt entsendet. Ohne diese Entsendung, ohne daß der Mann den Spannungen des Kampfes mit der Natur sich eröffnet, wird er nach innen zum rasenden Wolf, ein

Schädling in einer unbrüderlichen, gewalttätigen, von Schönheit ungerührten Rauheit.

Daß der Mann zweckmäßig und kämpfend, mißtrauisch und rational verfähre, ist also eine List der Gattung. Seine Zweckhaftigkeit ist ihr Zweck. In ihr also hat der Mann sein Maß! Auch des Freiers Kraft darf nicht zerstört werden! Diese aber ist irrational, erfinderisch, genial, träumend, trunken, begeistert, stürmisch und recht unzuweckmäßig selbstvergessen. Aber diese Genialität ist ebensolche geschlechtliche Teilwirklichkeit wie die des Ehemannes.

Dies äußert sich vor allem in dem, das die Gattung am stärksten an die Erde bindet, in Wirtschaft und Nahrungsbedürfnis. Der Hunger wird ja meist dem Menschen beigelegt. Der „Mensch“ gehe auf die Nahrungssuche, er wirtschaftet, er sei der homo oeconomicus und dergleichen mehr. Diese unklare Romantik durchzieht die ganze Ökonomik von heute. Die Wirklichkeit zeigt, daß ganz verschiedenes Verhalten zum Wirtschaften unser Geschlecht regiert, je nach den Geboten der Gattung. Der Wanderer drängt den Wirtschaftstrieb auf ein Minimum zurück: er lebt von der Hand in den Mund. Schulden waren für einen Studenten früher deshalb mit Recht keine Schande. Der Freier spart nicht. Es langweilt ihn, Schätze aufzuhäufen. Der Ehemann aber geht nicht für seine Person, sondern für die ihm Anvertrauten auf die Nahrungssuche. Er baut, rafft zusammen, erwirbt, eignet sich an, sucht Schätze, legt auf Zinsen, weil er einen Damm gegen das Chaos zu bauen hat vor Weib und Kind. Alle Wirtschaft ist Wirtschaft in dem Vollsinn dieses Wortes Wirt = Eheherr, Hausherr, Gemahl. Denn ihr Sinn wächst einzig aus dieser Wurzel, aus der Stellung des Mannes innerhalb der Gattung heraus. Sie ist sein Außendienst, der Kampf ums Dasein wird nicht von Individuen, sondern von der Gattung geführt, die nur dabei in erster Linie vom Manne vertreten wird. Wirtschaften ist Organschaft und Amt. Sie ist ein Vorteil der Wirkungskreise „des“ Menschen, der eben nie als „der“ Mensch existiert, sondern nur als Menschenmann, Menschenkind, Menschensohn, Menschenbraut, Menschenmutter. Das, was wir mit Goethe als „Wanderer“ bezeichnen, was bei Homer der Freiertypus ist, eben dies ist ja in den Evangelien der „Menschensohn“ im Gegensatz zum Menschenvater der festen Häuserordnung des Gesetzes. Es ist das eben auch ein anderes Verhältnis zur Erde, zum Boden, zum Eigentum, zur Nahrung, zur Sorge ums tägliche Brot; und da der Mann immer am ehesten sein Amt als Selbstzweck anzusehen neigt, da er das Männliche mit Jedermann gleichsetzt (homo heißt Mensch und Mann zugleich), so ist es sehr schwer, selbst einer so wichtigen und dringenden Angelegenheit wie dem Fressen und Erwerben ihren Teilcharakter zu lassen. Die Magenfrage ist unter Männern die einzige, die verstanden wird; heut nennt man sie „Interessen“. Das ist recht so. Aber nur der Menschenmann in uns interessiert sich gerade für die „Interessen“. Der Menschensohn, die Braut und die Mutter haben andere Interessen. Jede Alleinherrschaft der „Interessenpolitik“ ist daher eine Brutalisierung der Wirklichkeit.



Die „Interessen“ sind gewiß die Elemente der männlichen Stärke. Aber Stärke, Mut, Schönheit und Würde sind alle vier gleich wirkliche Ausstrahlungen des Geschlechts in uns Glieder der Gattung hinein. Erst sie alle zusammen zeichnen unsern geschlechtlichen Charakter. Der Erfolgreiche, der Mutige, die Schöne und die Würdige sind die Sieger im Leben der Gattung.

Man kann sich das wie in einem Merkurs klarmachen, wenn man fragt, welches der besondere Ausdruck der vier Familienämter ist. Vier kleine Sätze genügen zur Kennzeichnung: die Mütter sagen danke; die Töchter sagen bitte. Die Söhne sagen ja; die Väter müssen gelernt haben, nein zu sagen.

Daß die Mutter für alles gestaltete Leben und seine überlieferte Form dankbar ist, erst das macht sie zur Mutter. Daß der Sohn tausend neue Ideen bejaht, ist seine Freiheit. Die Ehe dessen, der jedem Weibe nachlaufen muß, weil er nicht Nein sagen kann, ist nie zustande gekommen. Und die Tochter läßt ein. Denn jede Braut wartet auf den Freiersmann.

Bitte, danke, nein, ja sind Gegensätze. Aber im Hause sind sie alle durch „und“ verbunden. Die Familie sagt ja und nein, bitte und danke.

Wer diese vier Worte sprechen kann, dem dehnen sich die fernsten Zeiten und äußersten Räume des Menschengeschlechtes. Er ist des ganzen Menschen innegeworden. Aber damit ist er schon nicht mehr äußere Natur. Wo die Mutter dankt und die Braut harrt, da ist die Natur des Geschlechts bereits vom Geist ins Leben gerufen.

Mag also dies Kapitel notgedrungen von der Geschlechtsnatur handeln, so ist doch auch schon der Held des nächsten Kapitels, der Geist, am Werke. Der Geist spricht nämlich von Geschlechts wegen und von Geschlecht zu Geschlecht.

## 2. Abschnitt

### *Die Sprache des Menschengeschlechts (Geist)*

#### a) Der Hörweg

J. Vendryes hat für die Weltgeschichte Berr's ein viel bewundertes Buch geschrieben: „Die Sprache. Linguistische Einleitung in die Geschichte.“ Dies Buch hat, trotzdem es ein französisches Buch ist, ein Register. In diesem Register findet sich kein Stichwort, das die Akte des Hörens, Zuhörens, Lauschens, Gehorchens, Verstehens, Sich-taub-stellens bezeichnete. Sogar das Wort „Ohr“, „oreille“, kommt nicht vor. Und sie fehlen auch im Text des Buches. – 1941 bestand ein geachteter Schriftsteller, Brice Parain, sein Examen bei Herrn Vendryes mit einer Dokorthese, die noch „vertäubter“ gegen das Gehör ist als Vendryes

selber. „La Nature du Language“, Paris 1942, – mit der deutschen Armee in Paris – kennt weder Imperativ noch Vocativ!

Das ist kein Zufall. Die Philologie ist um den Vorgang der Phonetik gebaut und von da weiter um Sagen, Sprechen, Schreiben. Nicht einmal „rufen“, „anrufen“, „berufen“, „hervorrufen“, „ins Leben rufen“ kommen in unsern Lehrbüchern vor. Denn in diesen Ausdrücken wäre die innigste Einheit zwischen Ruf und Vernehmen durch den Hörer schwer zu übersehen.

So bleiben die Akte des Hörens andern Fächern überlassen oder aber dem Zufall. Man behandelt in der militärischen Ausbildung die Fragen des Gehorsams, das Verstehen in der Psychologie, das Hören in der Akustik, das Lernen in der Pädagogik. Aber diese Fächer schweigen sich über die Linguistik aus.

Nun ist es wohl bekannt, daß eine Stimme von der rechten Art eine kostbare Mitgift für einen Frontoffizier ist. Diese Tatsache wird aber nicht als ein universales Anliegen unseres Menschentums behandelt, sondern bestenfalls bei der militärischen Ausbildung. Monsieur Vendryes spricht nicht davon.

Wir wollen einmal die Ordnung alles Hörens und die Ordnung alles Sprechens in eins ziehen. Es wäre nicht unmöglich, daß uns dann der Reichtum der Hörvorgänge verblüffe. Vielleicht ergibt sich, daß der Kanal, mit dem Menschen hören, nicht auf die Ohren beschränkt ist. Wenn dem so wäre, dann müßte das für die Erschließung des Wesens der Sprache von Wert sein. Denn wir unterscheiden auf der Seite der Sprecher: schreien, rufen, sagen, schwätzen, plaudern, befehlen, singen, sich unterhalten, entsagen, ansagen, aufsagen, erklären, scherzen, witzeln, vortragen, lesen, vorlesen, rezitieren, raten, predigen, fluchen, beten, mitteilen, vorschlagen, schreiben, korrespondieren, drucken, ausrufen, lehren, dozieren, einhämmern, bejahen, verneinen, anbrüllen, niederschreien, flüstern, antworten, plädieren, erwidern, entgegenen, andeuten, gestikulieren, debattieren, diskutieren, verbreiten, erörtern, lügen, verleumden, danken, ernennen, segnen, flehen und beredt schweigen. Cum tacent, clamant; Ihr Schweigen schreit gen Himmel, heißt es mit Recht. ▽

Wie nun, wenn dieser wuchernde Reichtum der Äußerungen nur fünfzig Prozent eines und desselben Vorganges der Zwiesprache wäre? Wenn die anderen fünfzig Prozent sich in den Zuhörern abspielten? Hätte es dann Sinn, ein System aufzubauen, Sprachwissenschaft genannt, dem nur die eine Hälfte zugrunde gelegt wird?

Kann man einen Stoffwechsel im Körper studieren, wenn man sich nur auf sein erstes Stadium beschränkt? Ohne das endgültige zweite Stadium läßt sich nicht einmal der Sinn des ersten Stadiums feststellen. Bei der Verdauung gilt es für selbstverständlich, daß der innere Kanal grobe Stoffe braucht und daß nur ein kleiner Teil der Nahrung im Körper selber zurückbleiben kann. Wir behandeln da den Magen als Mittelpunkt und Umschlagstelle zwischen Essen und Verdauen. Das heißt: Weder der After, noch der Mund, sondern der Magen steht im Mittelpunkt des Systems. Aber davon will die Philologie nichts wissen.

Wo hätte sie einen mittleren Ort, in dem sich Sprecher und Hörer erst einmal mögen und so intim verbinden, daß von diesem Magen aus Anrede und Erwiderung erklärt werden? Wo ist in der Sprachlehre der Ort für die Erörterung der groben Kost, der nicht nahrhaften, aber trotzdem unerläßlichen Schlacke?

Ich halte die Frage für gerechtfertigt: Wie muß Sprache gebildet sein, um den ganzen Hörer zu ergreifen, so daß er in Bewegung gerate und wenigstens einen Bruchteil des Inhalts und der Kenntnis sich aneigne, die der Sprecher ausgesprochen und verbreitet hat. Denn so wenig die Nahrung im Magen endet, so wenig stirbt das Wort auf den Lippen des Sprechers.

Also, die Einheit zwischen Sprecher und Hörer sei unser System.

Denn hier finden wir vielleicht das Geheimnis enträtselt, weshalb wir etwas tausendmal sagen müssen, damit wenigstens ein Bruchteil der Schüler es einmal kapiert; weshalb aber jedes Wort in einem verbotenen Buch einen unauslöschlichen Eindruck macht. Vielleicht sollten also die Missionare sich wünschen, die Bibel werde in Zukunft für Personen unter dreißig Jahren verboten?

Vielleicht erklärt sich auch so das Haupträtsel der Moderne, das gerade den modernsten Geistern entgeht, weshalb keine Erziehung für Wissenschaft wissenschaftlich, keine Ausbildung als Techniker technisch, weshalb das Lehren von Mathematik selber kein Teil der Mathematik ist? Physiker, Ingenieure, Mathematiker müssen erzeugt werden durch eine Disziplin, die nicht einfach angewandte Physik, angewandte Technik, angewandte Mathematik ist. Diese Disziplin aber betrifft einen Sieg über die Tatsache, daß wir Ohren haben und doch oft nicht hören. Man könnte sie zunächst auf ein Hören auf lange Sicht beziehen. Da aber in diesem Ausdruck „auf lange Sicht“ unsere einseitige Bevorzugung der „Sicht“ uns einen bösen Streich spielt, so müssen wir sagen: Wir haben noch nicht das richtige Wort für eine Hörwegwissenschaft. „Hören auf langen Gehorsam“ ist eine noch nicht deutlich erfaßbare Disziplin. Wir nennen Teile davon wohl Pädagogik. Aber da ein Mensch nur dann erzogen ist, wenn er durch sein ganzes Leben die Erziehung anhaltend vernimmt, so wird uns eine Lehre von den Hörwegen das Inventar unserer Erziehungsmittel überhaupt erst erschließen müssen.

Wer aber ein solches Inventar nie aufstellt wie die heutige Sprachlehre, der verführt die Lehrer, den Gehorsam der Kinder für eine Größe zu halten, die der Lehrer erzeugen könne. Wir aber sagen: Nur weil gehorcht werden muß, wird gesprochen. Der Sprecher muß daher selber auf das hören, was durch ihn hindurchspricht.

Aber ich vermute, daß der Pädagoge selber zu oft aus seiner Erziehung draußen bleibt, fast wie ein Goebbel, der ja auch bei seiner Propaganda selber kalt blieb. Wir aber wollen uns nicht deshalb dem Hören widmen, um das Sprechen zu vergessen. Sondern als ein System gelte uns Mund und Ohr; Sprechen auf langen Gehorsam und Hören auf lange Berufung sollen wir genau so in eins ziehen wie Sprechen für den Augenblick und Hören für den Augen-

blick. Den kalten Propagandisten und den selbst ungewandelt bleibenden Pädagogen lassen wir von vornherein als Afterredner und Mißgebilde aus unserem normalen System draußen. Der Sprecher, der nicht in eine Verbindung mit dem Hörer eingeht, und der Hörer, der nicht mit dem Sprecher vereinigt bleibt, sollen uns beide als falsche Sprecher, falsche Hörer gelten.

Es gibt also von vornherein einen wirksamen neben einem unwirksamen Weg des Worts durch Sprecher und Hörer. Und von vornherein steht fest, daß wir uns häufig vergehen und den wirksamen und heilenden Weg verfehlen.

Zum Schluß dieser Einleitung sei die seltsame Einseitigkeit des modernen Sprachgelehrten Vendryes, der eine unangehörte Sprache zum Thema nimmt, mit Sätzen des Herakleitos von Ephesos kontrastiert. Denn aus uralten Sätzen steigt die Forderung, die wir heut erheben, bereits majestätisch empor. Herakleitos erhebt den Logos als die Einheit von Hören und Sprechen über den Hörer und den Sprecher. Sprache ist für ihn ein sozialer Vorgang, der den einen zum Aussprechen, den anderen zum Miteintreten auf den Ausspruch zwingt. Es ist also ganz der gleiche Mißbrauch für Herakleitos, etwas mitdenkend auszusprechen, was nicht gesagt zu werden hat, wie etwas nicht mit in Kraft zu setzen, was man mit dem Ohr hört. (Fragmente 1, 2, 50, 19.) Logos ist Gespräch.

Der Sprachzwang umfaßt Mund und Ohr; die Rollenverteilung zwischen Mund und Ohr ist zweiten Ranges. Ersten Ranges ist nur die Anerkennung, daß Sprecher und Hörer wie ein Mensch dem Anruf des Logos entsprechen müssen. Die Vendryes hingegen sagen, daß hinter dem Wort der Gedanken steht. Denn man sage, was man denkt.

Wir stellen fest, daß hier ein Kurzschluß vorliegt. Der moderne Sprachforscher springt hier vorschnell vom Sprechen direkt auf das Denken über, ehe er den dazwischen liegenden Vorgang beobachtet, der sich im Hören uns aufdrängt. Das geht nicht. Denn die meisten Menschen sagen, was sie gehört haben, sprechen, weil sie vernommen haben. Mag sein, daß einige Menschen denken. Aber sind sie sehr zahlreich? Sicherlich denken längst nicht alle die Menschen, die sprechen oder schreiben. Und zwar sprechen sie auch dann schon ganz verständlich und schreiben ganz passabel. „Weil Dir ein Vers wohl gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du ein Dichter zu sein?“

Je gehorsamer und zugehöriger ein Mensch lauscht, desto beredter wird er. „Treu angehörig“ unterschrieb sich der größte deutsche Dichter in seinen Briefen. Und doch gehen die Sprachforscher an diesem Ausdruck nichtachtend vorbei. Das erscheint mir als ungehörig.

Die Methode der herrschenden Sprachwissenschaft scheint ungehörig. Denn sie verabsäumt die Möglichkeit, Sprecher und Respondent im Sprechen als Pole eines beide umfassenden und beide polarisierenden Sprachstromes zu verstehen. Sie besteht darauf, daß sprachliche Strukturen von ihr begriffen werden können, obgleich sie dogmatisch drei Reiche auseinanderreißt:

1. Denken
2. Sprechen (Schreiben)
3. Hören (Lesen).

Eine Soziologie muß diese seltsam voreingenommene, vom Individuum her konstruierte Dogmatik herausfordern. Wir stellen dieser liberalen Philosophie der Philologen entgegen die Anordnung:

- I. a) Sprechen (Schreiben)  
b) Hören (Lesen)
- II. Denken.

#### b) Begeisterung der Mitglieder

Die Körper von Männern und Weibern sind durch die Haut voneinander getrennt. Der Geist sieht die Menschen ohne Haut. Er läßt sie einander durchdringen. Dazu müssen sie aus der Haut fahren. Und der Akt, kraft dessen wir aus der Haut fahren, ist die Begeisterung.

Alle Begeisterung eint körperlich Getrenntes. Sie macht Mitglieder. Ohne Begeisterung gibt es keine Mitgliedschaft. Zwischen körperlicher Abgetrenntheit und geistiger Mitgliedschaft muß also etwas vor sich gehen. Was vor sich geht, ist eine Vermählung. Der Geist hat die Leiber der Menschen zu Stämmen vermählt. Er hat die Weltkörper zu Ländern vereinigt. Er hat die Stämme und die Länder zu Nationen verbunden. Er hat aus Völkern die Kirche gestiftet, aus Staatskörpern die Staatenwelt erstehen machen, und aus den Arbeitskräften die menschliche Gesellschaft. Vermählung ist der Vorgang, in dem Begeisterung wirkt.

Die Wege und Straßen, auf denen die Begeisterung einherzieht, gerinnen zu den Sprachen der Völker. Sprechen wir eine dieser Sprachen, so sind wir Erben der Begeisterung. Sprachen sind Erbschaften, in denen die Hochzeiten des Menschengeschlechts ausgesprochen bleiben. Jede sprechende Gruppe ist Nachkommenschaft einer oder mehrerer begeisterter Vermählungen.

Es hat eine Zeit auf Erden gegeben – von ihr ist im zweiten Band ausführlich zu erzählen –, in der es so viele Sprachen gab wie heute Fabriken, mehr als hunderttausend. Über zehntausend gibt es noch heut. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn wir feststellen: Die Sprachen machen die Begeisterung unsterblich; sie verewigen den Geist.

Wir sollten uns nicht zieren, von den Tieren zu lernen. Die Brunstzeit führt sie zusammen. Die Tiere öffnen sich einander. Und sie fahren aus ihrer Haut, die Liebe entwaffnet sie. Hierzu aber muß der schwere Harnisch der individuellen Natur aufgeschmolzen werden. Die Brunstlaute entwaffnen. Die Liebesrufe der Tiere verändern sie also physiologisch. Der Auerhahn balzt, damit er sich begatten kann. Die Töne sind Überschwang in dem ganz gemeinen leiblichen

Sinne, daß ohne sie der Same nicht aus dem Körper austreten könnte. Denn das singende, zwitschernde, wiehernde, miauende Tier kann aus dem Individuum nur dadurch zum Gattungswesen werden, daß es zum Schwingen und Tönen gebracht wird. Man tut der Natur Gewalt an, wo immer man den Geschlechtsakt vom Singen trennt. Der Mensch, der ja allem Gewalt antut, kann auch dies, den eigenen Körper ohne Girren und Singen zum Geschlechtsakt zwingen. Aber das Weib, das nicht angesprochen wird, bleibt kalt. Daher warne ich meine Studenten: „Sex without song is sin.“

Die Töne der Brunst dienen also nicht der Mitteilung von Botschaften. Die Tiere haben sich nichts zu sagen. Wohl aber haben sie sich einander mitzuteilen. In den Tönen teilen sich die Tiere einander dadurch mit, daß sie aus sich heraustreten. Die Forscher, die von der Sprache der Tiere handeln, haben immer nach bestimmten Inhalten gesucht, die mitgeteilt würden. Sie haben ganz übersehen, daß der balzende Auerhahn nichts mitzuteilen hat außer dem, was ihm in dem Augenblick des Balzens selber widerfährt. Die Forscher konnten das nicht begreifen, weil seit Aristoteles und Thomas von Aquino, der es von den Griechen übernahm, die Sprache ein Werkzeug hieß, mit dem ein Individuum etwas, was es in sich trug, übermittelte. Aber die Sprache ist ein Mittel, dem Sprecher selber erst etwas anzutun. Das, was wir uns antun, wenn immer wir etwas mit Überzeugung sagen, ist dasselbe, was sich der Auerhahn antut: er überschwingt sich über sein unter seiner Haut gefangenes Selbst, er sprengt seinen Zustand als Selbst, als Individuum, er entselbstet sich. Der Sänger selber, nicht die angesungene Geliebte, wird zeugungskräftig kraft seines Singens. Dann allerdings wird das angesungene Weibchen mit hineingerissen in diesen Wellenwirbel. Die Laute reißen über das Selbst hinaus in die Gattung, und sie reißen das Gattungswesen in dem singenden und aufhorchenden Vogel oder Tier aus ihrem Selbst heraus. Fortreißend nennt noch heute die Sprache die Wirkung der Beredsamkeit. Herausreißen aus dem Stand als Individuum in den Stand als Geschlechtswesen sollen die Töne. Denn jedes Lebewesen ist beides: Individuum und Gattung. Und die Umschaltung vom Individuum zur Gattung und zurück in das Individuum ist dem Lebewesen oberstes Schaltungsgesetz. Wir alle sind „specimen“, das heißt ein Wesen, das zwischen Species und Individuum hin- und herwechseln muß. Auch in der Tierwelt ist der Ton das entselbstende, das übergeschlechtliche Einheit schaffende Band. Sprache spricht unserer Art Lebensgesetze in unsere Selbste hinein. Sie nimmt uns für das Ganze, für die Gattung in Anspruch.

Die Sprachen der Völker beweisen, daß der Mensch dem Geist erliegt, wenn er zu klingen und tönen anhebt. Sprechen ist also nichts Technisches, durch das ich etwas tue. Die Sprache ist kein Werkzeug. Freilich, wir erniedrigen alle Sprache oft genug zum Werkzeug für Reklame, Propaganda, Lüge, Verrat, Klatsch. Aber erniedrigen denn die Huren ihren Körper nicht ebenfalls unaufhörlich? Ist das ein Grund, das Leben der Geschlechter auf einer Dirnenpsychologie aufzubauen? Genau das tut die gesamte Sprachtheorie, welche Sprechen

für ein Werkzeug erklärt. Für das Lebewesen ist es dirnenhaft, die Sprache zum Werkzeug zu erniedrigen. Man soll sich nur verlautbaren, wenn man unbedingt muß. Der Geist will den, der spricht, und die, zu denen er spricht, begeistern. Der Verkauf des Sprachstroms als eines Werkzeugs ist Prostitution.

Jakob Grimm hat von der Sprache gesagt: sie ist allen bekannt und ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das sich allmählich offenbart, ist sie den Begeisterten. Bekannt ist sie allen, die auf ihren eigenen Willen pochen, weil sie ihr Deutsch aus der Schule und dem Wörterbuch mißverstehen.

Wann begeistert der Geist? Wenn er wahr ist. Wann ist er wahr? Wenn der Sprecher selber dran glaubt. Wann glaubt der Sprecher an die Wahrheit? Wenn er bereit ist, sie in seinem eigenen Leben zu bewähren, komme, was da will. Man muß ohne Rücksicht auf die Folgen für sich selbst sprechen, um überhaupt zu sprechen. Der nicht so über sich selbst Fortgerissene, mag er sagen, was er will, schwätzt daher, aber er spricht mitnichten.

Was wir Glauben nennen, ist des Menschengeschlechts gesundes Verhältnis zu dem, was in ihm gesprochen wird, nämlich die Bereitschaft, es bei unseren Worten bewenden zu lassen. Was wir Verstand nennen, ist unsere Fähigkeit, uns von diesen Worten nicht gebunden zu fühlen, sondern unverbindlich zu reden. Und so ist das gläubige Sprechen und das verständige Reden die regelmäßige Aus- und Einatmung des Geistes. „Du danke Gott, wenn er dich preßt, und danke ihm, wenn er dich wieder entläßt“ (Goethe). Und was wir Lüge nennen, ist ein Versuch, weder ein- noch auszuatmen und so den Atem des Menschengeschlechts zu hindern.

Im Altertum hat jeder Begeisterungsvorgang seine eigene Sprache gestiftet und hinterlassen. Das Christentum hat die ausgegossene Fülle der Begeisterung zu einem Syndikate kartelliert. Es kam, als alles einmal gesagt worden und deshalb die Zeiten erfüllt waren. Von diesen Geschichten handelt der zweite Band. Hier haben wir es noch nicht mit den Sprachen der Geschichte zu tun, sondern mit den sprachschaffenden Kräften. Die Menschen von heute haben vergessen, was ihnen selber geschieht, wenn immer sie den Mund auf tun, daß sie nämlich entweder dadurch begeistert werden oder aber den Geist aufgeben, zum mindesten einen Geist aufgeben.

Dieses Thema wird nicht einmal als Thema anerkannt. Die Philologen wollen die Texte verstehen, die Phonetiker die leiblichen Atmungsorgane. Der gelehrte Jesuit Ginneken hat eine stupende Universalgeschichte der Sprachlaute in den Verhandlungen der Amsterdamer Akademie veröffentlicht, wo es von den Schmatzlauten der Säuglinge bis zur Radiowelle durch die Zeiten geht. Das Fahrzeug, vom Floß und der Fähre bis zum Flugzeug, hat eine Geschichte. Aber wohin sind die Menschen gefahren? Was das Menschengeschlecht sich zu sagen hatte, das steht bei Ginneken nicht. Und ihm, der nur das Wie beschreibt, stehen gegenüber die Semantiker und Erkenntnistheoretiker und beklagen das traurige Los der Denker, die, wie sie so unsagbar frech erklären, mit „der Unvollkom-

menheit des Werkzeugs der Sprache“ zu ringen haben. Wobei denn dem Leser zu verstehen gegeben wird, daß er, der Denker, sonst unvergleichlich vollkommene Bücher schreiben würde. Ich habe aber über ein langes Leben hin es immer wieder bestätigt gefunden, daß, je mehr ein Mann über die Sprache klagte, er um so weniger zu sagen hatte. Drittens gibt es Sprachphilosophen und Literaturhistoriker; und die fragen in der Tat nach vielen interessanten Umständen beim Sprechen. Aber die Frage aller Fragen ärgert sie maßlos: nämlich die, weshalb sie denn selber so kritisch und unbegeistert einherreden und was sie damit anzurichten beabsichtigen. Denn auch sie widmen sich nicht der einfachen Frage: was geschieht dem, der spricht (oder schreibt), dadurch, daß er spricht? Nur dann könnte man doch beurteilen, ob die genannten Wissenschaften das tun, was der Mensch tun soll, wenn er sich äußert.

Kein Wunder daher, daß die Sprechweisen, in denen diese Wirkungen der Rede auf den Redner selber sich verkörpern, heut allgemeine Verlegenheit bereiten. Es geht ihnen wie dem Wörtlein „Jüngling“. Sie sind leicht komisch oder veraltet. Sie ragen in unsere Zeit wie Versteinerungen aus überzeugungskräftiger Sprachzeit. Ich nenne drei solcher Sprechweisen: Den Fahneid, das Traugelöbnis, die Verwandtschaftsnamen. Sie alle sind Unterfälle des Gelübdes. Und dies Wort Gelübde ist erst recht ein kanonisiertes Fossil in der Sprache der Moderne.

Die Sprachen kommen aber als Gelübde in die Welt. Und wer heute studieren will, wie Sprache entspringt, der muß dahin gehen, wo Gelübde gelobt werden. Dort allein ist der sprachschöpferische Bereich. Sprechen ist mehr als Rede! Sprechen heißt verkörpern, heißt den Anfang einer Verkörperung herbeiführen. Und wer etwas verspricht, beginnt zu verkörpern. Hier steht die Wirkung der Sprache auf den Sprecher obenan. Ich spreche es aus, daß ich ein Freiwilliger bin; ich spreche es aus, daß ich ein Mönch, ein Ehemann sein werde, und eben dadurch beginne ich es zu werden. Der Gelobende schlägt eine Bahn ein. Daraus erst wird die Wirkung des Worts auf alle Zuhörer oder Leser abgeleitet: Die, die ihn das Gelübde ablegen hören, geben ihm die Bahn frei. Solches Gelübde halten die Modernen für eine ungeheuerliche Zumutung; es verschlägt ihnen die Rede.

Mit vollem Recht. Denn die Gelübde setzen alle ihre Theorien ins Unrecht. Die Gelübde sind eine Anklage gegen den modernen Sprachverschleiß. Denn die Sprachen sind als Gelübde in die Welt gekommen und müssen zugrunde gehen, wenn sie nicht mehr aus Gelübden entspringen dürfen. Ich weiß wohl: Ein berühmter Sprachgelehrter hat neuerdings ein Buch über den Ursprung der Sprache mit der Untersuchung des Satzes: „Es regnet“ begonnen. O Alan Gardiner! Zunge, Hand, Regen, Sonne, Sterne, Tag sind alle nur als Fluch- und Segensworte Laut geworden, weil Menschen geloben mußten, so wahr Zeus die Demeter befruchtet, so wahr die Sonne am Himmel steht, so wahr ich diese Hand ausstrecke, so wahr ich nicht meine falsche, sondern die wahre Geistes-



zunge eben sprechen lasse; so entspringt Sprache. Das, was die Philologen und Etymologen studieren, ist alles bloße Entwicklung, und das heißt Abkühlungsvorgänge und nicht der Ursprung der Sprache. Vom Ursprung der Sprache weiß niemand aus Lexiken, Stilistiken oder Grammatiken; die verwerten die entwickelte Sprache. Aber jeder, der gelobt, weiß wieder, daß der Sprecher gelobt, daß die Sprache vermählt und daß das gesprochene Wort die Bahn frei macht.

Deshalb ist von Urzeiten ein Wissen notwendig gewesen, wie Gelübde ihre Kraft verlieren. Der Ludwig dem Frommen geleistete Fahneneid wurde 833 außer Kraft gesetzt, „exauctorisiert“. Unsere Zeit hatte die Gelübde belächelt, statt zu studieren, wie sie in Kraft treten und wie sie außer Kraft gesetzt werden. Sicher kann ein Anspruch, den der Fahneneid auf so viele brave Leute ausgeübt hat, und kann ein Bann, den die Wissenschaft auf so viele gescheite Leute noch ausübt, nur durch einen Gegenanspruch getilgt werden. Es muß also beide Male gesprochen werden. Daran hat es sowohl bei den Offizieren wie bei den Akademikern der letzten Jahrzehnte gefehlt. Sie unterschätzten den Anspruch der Sprache auf sich selber. So verfielen sie ihm hilflos. Sie hatten Gelübde und Entlobung nicht studiert. Das sollte einst der Konfirmationsunterricht besorgen!

In jedem Gelübde wird einem Sprecher eine ausgerufene Vermählung einverleibt. Das Gelübde macht es ihm unmöglich, hinter die geschehene Vermählung zurückzufallen. Der Unterschied zwischen einem verstohlenen Stelldichein und der Ehe liegt in dieser dauernden Einverleibung der Vermählung durch öffentlichen Ausruf. Die Gelobenden werden andere Menschen und treten in einen neuen Stand. Der Sprecher ist aus der Haut seines alten Adams herausgefahren, und damit er nicht in den alten Adam zurückkrieche, gelobt er etwas Neues, bleibt er nicht unverbindlich, sondern stellt das Gelübde zwischen den alten und den neuen Stand. In diesem Gelübde schlägt der neue Mensch Wurzel, um auf der neuen Bahn aufzuwachsen. Das Gelübde bahnt ihm den Weg. Und die Hörer treten achtungsvoll beiseite. Für das achtungsvolle „Platz da, ein Offizier, ein preußischer Offizier! Platz da, ein Professor!“ hat manch einer sich dem Teufel angelobt. Wieder ist das allzu begreiflich in einer Zeit, die alles an der Sprache nur als Wirkung auf die Hörer erklären wollte. Daß ich nur deshalb schwöre, schien im abgelaufenen Jahrhundert ganz plausibel, in dem die offizielle Wissenschaft einmütig, katholische, protestantische, freigeistige, das Sprechen für ein Werkzeug erklärte, mit dem der Mensch sagen könne, was er wolle. Ich bin beinahe gestorben, als ich es 1918 aussprechen mußte, daß ich kein deutscher Professor noch ein deutscher Offizier auch nur der Reserve sein dürfe. Es verschlug mir die Rede. Ich war halb ohnmächtig. Meine Eltern waren überzeugt, ich sei wahnsinnig, die großen Chancen meines Lebens auszuschlagen. Ich erfuhr, daß die Sprache kein Werkzeug des Menschen selber ist, sondern der Weg, auf dem er sich wandelt. Sich loszusagen, ist etwas wie Chirurgie. Jesu Losgesprochenwerden ist seine lebensgeschichtliche Operation. Wir sprechen,

damit wir Lebensbahnen einschlagen können, wo sonst ein ruheloses Kreisen im Labyrinth uns umhertriebe.

Sprache verwandelt dich aus einem namenlosen Geschöpf in einen Träger. Dazu genügt es schon, einen, irgendeinen Namen zu tragen. Denn schon dadurch trägst du ein Joch deiner Eigenart und hast aufgehört, bloß ein Mensch zu sein. Jeder, der heißt, und wenn es Lehmann wäre, ist damit auch schon zum Träger einer besonderen Art ernannt. Denn nur das ganze Menschengeschlecht hat den einen Namen; hingegen du und ich haben einen besonderen Namen. Steigert sich nun gar der bei der Geburt empfangene Name durch einen Eid, einen Schwur, ein Gelübde, dann muß sich sein Träger fortan so betragen, als sei ihm etwas auferlegt; nämlich die Treue zu seinem Wort. Die ist ihm auferlegt. Und er hat nur die Wahl: entweder er spricht: „Mein Name ist Hase; ich weiß von nichts.“ Oder er gesteht: „Ich will Hans heißen, wenn ich zu dem, was ich gesagt, nicht stehe.“ Mithin steht der Eid fortan in sein Wesen eingekerbt als ein Wort, das sich zwischen seinen früheren und den kommenden Menschen eingezwängt hat wie ein Keil. Und mit Hilfe dieses Keils tritt ein verändertes Wachstum ein, wie in der Pflanze durch Pfropfen eines Reisleins von einer anderen Pflanze eine wirkliche Abart entsteht. Ein banales Beispiel für die moderne Hilflosigkeit diesem Einkerbigen gegenüber: wenn eine Witwe wieder heiratet, so kann man Anzeigen lesen von ihrer Verlobung, gezeichnet von den „Braut“-Eltern. Eine Freundin von uns, beinahe vierzig, Doktor auf dem Lande, gedachte einen Landwirt zu ehelichen. Da sie aus einer besonders strikten Familie kam, so ließ sie sich verleiten, ihre Verlobung wie ein junges Mädchen bekanntzugeben. Die Geschichte ging aber vor der Hochzeit auseinander. Die Verlobung einer Haustochter ist notwendig, weil es der erste verbindliche Schritt ins Leben ist. Wer noch nie gelobt hat, dessen Gelübde muß verbürgt werden. In jeden Klub gelangt man durch den Vorschlag von zwei Leuten, die doch eigentlich nur sagen, daß des Mannes Name von seinem Träger dauernd honoriert sein wird. Eine Ärztin hat aber schon längst ernsthafte Verbindlichkeiten eingegangen. Die sollte also ihre Verheiratung nachträglich bekanntgeben. Und so ist es auch im Falle der wiederheiratenden Witwe. Der vorangegangene Doktorschwur der Ärztin und das erste Treuegelöbnis der Witwe haben jeden Rücktritt in die Obhut der Eltern seelisch unmöglich gemacht. Also ist der Gebrauch dieser Formen ein Mißbrauch. Der Mißbrauch der Verlobungsformen aus Unverstand ist übrigens eine jahrhundertealte Erscheinung, weil hier der Mißverständnisse Legion waren.

Beim Fahneneid der Reichswehremigranten von 1933 liegt es ähnlich. Sie glaubten, nur formell zu schwören. Ursprünglich sollte nach 1933 die „Emigrierung in die Reichswehr“ das Überlegenheitsgefühl über die Nazis und über die ehrlich Ausgewanderten erlauben. Man bildete sich ein, etwas getan zu haben, das nichts kostete und doch gut aussah. Dann aber bekam die Formalität des Fahneneides genau die Formkraft aller Gelübde. Jedes Jahr zwischen 1933 und 1945 bekam dieser verdammte Eid ein mehr verteufeltes Gewicht, bis er aus

einer nebensächlichen Formalität zu der einen und einzigen Hauptsache geworden war, an der sich die Geister schieden und an der Deutschland aufhörte, ein Staat überhaupt zu sein. Das Wort „überhaupt“ hat hier einen wahrhaft beschwörenden Sinn. Die Hauptsache, nämlich das Gelübde, entscheidet eben darüber, ob etwas existiert. Da man nun einen unbedingten Eid geschworen und gehalten hatte, so fuhr man auch unbedingt in den Abgrund einer erblosen Konkursmasse hinein.

Wie mit dem Fahneneid und dem Ehegelöbniß steht es mit den Verwandtschaftsnamen. Wer Mutter und Schwester sagt, wer sie anredet, macht sie damit aus Weibern, die er begehren könnte, zu Mutter und Schwestern. So sind sie vor ihm als Geschlechtswesen sicher. Deshalb ist die Anrede Mutter, Vater, Sohn, Tochter, Bruder und Schwester, Tante, Onkel eine tägliche Ernennung zu einem Amt. Und alle Ernennungen sind Gegenseits-Vorstellungen. Die Buchchristen haben lange genug von Jenseitsvorstellungen gefabelt, aber nach drüben ist die Aussicht uns verstellt. Was wirklich unsern Glauben bestimmt und die Auferstehung des Fleisches heraufführt, das sind unsere Gegenseits-Vorstellungen. Wie ich meinen Mitmenschen nenne, so nennt er mich. Da ist nur ein Herr Vater, weil da auch eine Frau Mutter, da ist nur ein Hauptmann, weil da auch Glieder sind. Wo nun diese Gegenseitigkeitsvorstellung schon wirkt, kann keine neue Liebe oder Vermählung ausgerufen werden. Neue Liebe schafft neue Namen. Heute kreist die Literatur um die Blutschande, die Geschwisterliebe, weil das Inzestverbot für ein zoologisches Postulat gehalten wurde, und nun entdeckt die Zoologie, daß Inzucht gar nicht so schlecht ist. Der Irrtum des Sokrates im Hippias, daß das Inzuchtverbot leibliche Gesundheit im Sinne hätte, ist schon von Augustin widerlegt worden. Er sagt, daß jeder Liebende seiner Geliebten einen neuen Namen beilegen muß, als Beweis seiner Zeugungskraft. Was wäre das für ein Schwächling, der mit der alten Gegenseitsvorstellung „Schwester“ über sein Mädchen herfiele. Er muß es doch freien, herauslocken, ansingen und in alle Rinden einschneiden, daß die Liebe ihm neu widerfahren sei; wer aber schon Mutter oder Tochter hieß, wurde ja schon mit einem Liebesnamen gerufen. So müßten diese Frauen frigide bleiben, eingeschlossen in ihrem Selbst, da das Wesen des Sprechens, nämlich das Ansprechen, bei ihnen gar nicht erfolgt ist. Daß der Vierzehnjährige gern zu seiner Mutter ins Bett kröche, ist also nur ein Zeichen seiner unreifen Schwäche. Daraus eine Psychoanalyse zu machen, ist phantastisch. Die Sprache des Menschengeschlechts kann nicht von der kleinen Atomgruppe Mutter – Sohn her analysiert werden, sondern von der Gesamtheit aller Leute, aller Sprachen, die von jedem Mitglied das Weitersagen und Neugeloben fordert. Der Psychoanalyse habe ich daher die Sprachanalyse unserer gesamten Sprachwelt seit eintausend Jahren in den Europäischen Revolutionen gegenübergestellt. Kein Mensch liebt recht, dem nicht ein Name neu hervorbricht mit solcher Liebeskraft, daß dieser Name fortan dem Sprachenstrom einverleibt bleibt.

Das römische Recht sagte über die Blutschande ganz einfach, sie sei verboten, weil sonst die voraufgehende Anrede „Mutter“ geschändet würde (Zachariä von Lingenthal, Jus Graeco-Romanum II [1856, 422]). Es geht eben im Leben geschichtlich zu, weil ein Name auf den anderen folgen muß. Es liegen aber die Samen dem Körper tief eingesenkt, und dazu liegen sie an der abstoßenden Stelle, der physischen Ausscheidungsstelle. So müssen die Lebewesen in der Liebe über das Schwerste hinwegkommen: den gegenseitigen Ekel. Das besagt: die Liebe ist nicht eine Naturkraft, sondern eine Kraft, die den Widerstand des Einzelkörpers gegen den anderen durch eine neue Gegenseitsvorstellung sprengt. Eine neue Gegenseitsvorstellung muß den Begattungsakt ermöglichen, gegen den sich der Knochenbau der Geschlechtsorgane recht eigentlich zur Wehr setzt. Und eine neue Gegenseitsvorstellung ist immer eine neue gegenseitige Anrede. Kindern mag man die wissenschaftlichste sexuelle Aufklärung geben. Sie hat gar keinen Sinn. Da das Kind nicht verliebt ist, kannst du ihm nichts erklären. Den Unverliebten kann das Schmatzen nur ekeln. Und, Geheimnis der Zuchtwahl, es soll ihn ekeln! So schützt sich das Menschengeschlecht. Die Herren Hygieniker, Genetiker etc. übersehen völlig, wo die Souveränität der Liebe wirklich aufbricht; nicht in den Chromosomen, sondern in dem Grad der Werbung erweist sich die Zuchtwahl. Es ist ungeheuerlich, diese Spitzenleistung der originalen Zuchtwahl durch die am Ufer unverliebt dabeistehenden Onkels überwachen zu lassen. Die Liebenden selber sind ja gerade für die Gattung die Überwinder der Bequemlichkeit. Sexualität ohne Gegenseitsvorstellung, ohne Ernennung, ist Prostitution, das heißt eine bloße Einübung auf den Geschlechtsakt. Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob diese Spielerei sich innerhalb oder außerhalb einer sogenannten Ehe abspielt. Denn da, wo ernannt wird, ist wirklich Ehe und nur da. Es sind immer die Ehegatten selber, die sich das Sakrament oder die Unzucht spenden. Wer zu dem Mädchen, mit dem er ins Bett geht, von Herzen spricht, ist der bessere Mann, als der zu legitimer Zärtlichkeit zweimal die Woche hygienisch prozediert. Und das zeigt sich darin, daß ein wirklich von der Liebe herausgerufenes Mädchen in dem ihr vom Geliebten gegebenen Namen mehr Sicherheit findet als in allen Wertpapieren, Grundstücken und Versicherungspolicen der Welt. Im Vertrauen aufeinander bestehen diese Liebenden alle Gefahren. Nun liegt es am Tage, weshalb unsere Zeit die Inzuchtverbote nicht begreift. Sie sind der Preis, den wir Menschen für die namentliche zuchtwählende Liebe zahlen müssen. Die Herren Hase, die von nichts wissen, wollen diesen Preis nicht zahlen. Und die Welt der alten Mutternamen fällt über sie her, als Nation, als Rasse, als Stammbaum, und vernichtet ihre Zeugungskraft. Jede Ehe begründe ein eigenes und ein noch nie dagewesenes Volkstum. Sonst ist sie keine Fortpflanzung des Menschengeschlechtes in der Namensreihe der Generationen.

Vom ersten Tage an, an dem es Eide gab, gab es Meineide. Der Geist der liebenden Ernennungen ist in jedem Augenblick dem Lügengeist des Bloß-so-

Sagens preisgegeben. Wer spricht, kann lügen. Und der Zoologe, der Leute für einen Geschlechtsakt verkuppelt, obwohl sie und er selber als Individuen ohne Begeisterung selbständig dastehen, lügt.

Wer ohne Liebe so spricht wie nur die Liebenden, lügt nur dann nicht, wenn er echte Liebesworte ehrlich zitiert. Der nicht Liebende darf sich die Namen aus dem sprachschöpferischen Reich der Namen borgen, solange er anerkennt, daß er auf Borg lebt. Wer Vater und Mutter soziologisch analysiert, muß also davon ausgehen, daß Eltern sich ihren Kindern gegenseitig als Vater und Mutter vorstellen, damit sie Eltern, also eines Geistes, seien! Sobald er, wie das heute fast immer geschieht, eine Gegenseitsvorstellung verschweigt und Vater und Mutter als Begriffe analysiert, wird's kompletter Unsinn. Kraft Anrede werden Mann und Weib zusammengeschweißt zu Eltern. Begriffe sind Worte, Worte sind Namen gewesen; und nur als Namen hatten sie Sinn, und alle Worte und Begriffe zehren von diesem Sinn. Die Tiere lügen nicht, weil sie nur in der Begeisterung sprechen. Und noch heute reden die Liebenden im geheimen, damit sie den Soziologen entgehen. Aber wie der zweite Band erzählt, die Gatten und die Staatsmänner und die Priester rufen ihre Namen öffentlich aus, und deshalb können unseligerweise Kinder und solche, die nicht selber begeistert sind, neugierig zuhören. In den Händen der Unbegeisterten wird die Liebe zum Sexualdelikt mit Schuldgefühl. Sie sind auf die andere Bahn des Spezimens in sich selber abgelenkt, auf die individuelle statt auf die der Gattung.

Aber alles, was ich bisher geschrieben habe, beruht auf der gemeinsamen Erfahrung von uns allen, daß niemand in den Augenblicken der Neugier versteht, wie er je begeistert sein konnte, und umgekehrt. Wir alle wechseln zwischen Namenspotenz und Begriffsimpotenz, je nachdem wir erleben oder bloß leben. Wir schlafen ja auch und wissen da weniger als im Wachen; weshalb sollen wir also im Zeugen nicht mehr wissen als im bloßen Wachen? Ich verstehe die Hochsprache nur, wenn mir die Augen für die Gegenseitsvorstellung aufgetan sind; für gewöhnlich verstehe ich die Bibel nicht. Aber ich selber bin ja auch nur in der Begeisterung beredt. Sonst bin ich langweilig. Weshalb soll ich also in den Augenblicken, in denen ich selber nicht begeistert bin, die Begeisterung der Liebe verstehen wollen? Genau das aber wollen die Liberalen. Wer alles immer wissen will, weiß nie etwas. Weil die Kritiker die Bibel, den Homer usw. zu allen Zeiten verstehen zu können behaupten, deshalb haben sich ihnen alle Hochsprachen in Schall und Rauch aufgelöst. Denn sie denken alle „selber“! Und sie können nicht einmal lesen, was 2000 Jahre ausgerufen haben. Sie können eben nur Naturbegriffe verstehen. Daß es immer nur einer unserer vier Zugriffe auf die Wirklichkeit ist, wenn wir uns an ihr als Natur vergreifen, das ist unlesbar.

Deshalb ist die Wandlung der letzten dreißig Jahre außerhalb der deutschen Universitäten ans Licht getreten. Die Sowjets haben die Dialektik auf den Schild erhoben. Schon damit ist der Naturbegriff relativiert. Die marxistische

Dialektik ist die eine Partei der Zukunft. Die andere ist der existentielle Dialogismus, der eine umfassendere Gliederung der Gesellschaft durch das Wort anerkennt als die Marxisten durch ihre Arbeitsteilung. Zwei Parteien sind hinter dem Kommunistischen Manifest und Kierkegaard her zum geistigen Leben erwacht; die eine sucht der Arbeitsteilung der Menschheit dialektisch beizukommen, die andere ist von der Verwandlung durch das Wort ergriffen. Nur diese beiden Parteien sind seit den Weltkriegen noch „vernehmungsfähig“.

### c) Konjugation der Zeiten und Räume

Die Menschen hören auf zu verstehen und zu sprechen, sobald sie die Reihenfolge Namens-Ausruf, Singen und Sagen, Sprachgebrauch, Gesetzestext, Begriffszerlegung nicht respektieren. Nur die, denen ein Ruf je erscholl, denen es je sang oder klang, denen es je Sprachgewohnheit wurde, können mit den Worten genug anfangen, um sie zu begreifen. Wer mit dem Begriff anfangen will, versteht nichts. Der, dem die Sprache nicht auf allen diesen Stufen eingeflößt wird, siecht. Und dies Siechtum steht ja hinter allen Tumulten unserer Tage.

Es gibt nämlich eine gesunde Reihenfolge von Schritten der Begeisterung und eine ungesunde. Wird den Menschen eine falsche Reihenfolge aufgezwungen, dann siechen Millionen in Irrenhäusern, Konzentrationslagern, Kriegsheeren; sie verkommen, weil die Welt sie zwingt, fortgesetzt die Sprachkraft zu schänden. Denn „die Welt“ bringt die Sprache nur im abgekühlten Zustand an die einzelnen heran. So bleiben sie frigide, werden nie aus dem Selbst herausgerissen; und während sie sich sexuell „auszuleben“ scheinen, ersticken sie doch in ihrem Selbst. Denn der Geschlechtsakt kommt abrupt, bevor das Gehäuse der Körper durch den Geist zum Klingen und Schwingen gebracht worden ist. Der Mensch soll sich aber nicht ausleben, sondern er soll zum Erleben kommen, damit das Menschengeschlecht sich aus allen liebenden Gliedern bilden könne. Dazu bedarf es der Zeit, der Pausen, damit die ganze zwischen den Liebenden trennend ragende Welt der Widerstände eingeschmolzen werde. Es dauert dreißig Jahre, bis zwei Liebende mit allen ihren Antezedenzen ineinander aufgegangen sind. Soviel ist da zu singen und zu sagen, wenn zwei reiche Lebenslinien sich vereinigen. Der Geschlechtsakt ist abrupt. Die Begeisterung schafft einen Zeitraum um ihn herum. Und – dies ist die Entdeckung Richard Kochs – das Gehirn ist eigens uns gegeben, damit wir diese Zeit gewinnen können! Indem das Gehirn Zeit gewinnt, hört der Liebesakt auf, nur dem Individuum zugute zu kommen. Je mehr Zeit sich die Liebenden nehmen, desto tiefer dringt ihr Erlebnis in das Menschengeschlecht selber ein. Am Zeitgewinn der Begeisterung ermißt sich die Überzeugungskraft einer Liebe, ihr Grad von geschichtlicher Bedeutung. Diese Aufgliederung der Zeit schafft eine eigene Zeitrechnung für jedes Liebespaar, welcher Art immer. Als Dante Beatrice sah, änderte sich zweierlei: er selber änderte sich, und die Welt. Am Alltag ändert

sich nur die Welt; am Feiertag ändern wir uns. Nur wenn beides gleichzeitig geschieht, ist das Leben ungewöhnlich. Hier sprechen wir vom Erlebnis. In dieser Offenbarung ändert sich der, der sie erlebt, ebenso sehr wie die Außenwelt. Der Doppelcharakter der Offenbarung besteht darin, daß sie dem Sprecher selber ebenso wie den Menschen, die er vor sich sieht, einen neuen und zugleich einen bestimmten Platz anweist. Sonst bleibt das Erlebnis eine Katastrophe. Nach diesem Erlebnis gibt es ein Vorwärts und ein Rückwärts, eine Richtung. Offenbarung ist Orientierung. Offenbarung ist eine Korrelation mindestens zweier neuer Pole; man mag sie eine „Korrespondenz“ nennen, denn dies Verhältnis zwischen zwei Briefschreibern ist ja heut meist eher verständlich als zwischen zwei Sprechern. In einer Korrespondenz respondieren zwei Sprecher derart, daß je länger je mehr jeder der Korrespondenten in seiner Eigenart polarisiert wird.

Immer wenn sich zwei Menschen einander wirklich vorstellen, stellt sich das als eine mehr und mehr grundstürzende Erfahrung heraus. Deshalb kann man fast nie selber etwas dazu tun, einem anderen sich selber vorzustellen. Es gehören drei dazu. Wir müssen einander vorgestellt werden, durch einen Freund, durch die Vorsehung. Es ist eine komische Verfallserscheinung, wenn der arme Teufel schnarren muß: Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Dieser Satz ist todkrank. Und entsprechend erkranken die, denen solche Unsitte zugemutet wird, zu Fatzkes.

Der Mensch muß vorgestellt werden. Früher wurde auf der Dorfhochzeit das neue Ehepaar der ganzen Gemeinde vorgestellt. Denn man kann sich ja nicht selber der Gemeinde an den Hals werfen. Sogar der Fatzke sagt noch: „Erlauben Sie . . .“, bevor er sich vorstellt, damit doch des anderen Erlaubnis auch da sei. In jede gesunde Gesellschaft wird man eingeführt und vorgestellt, weil ja das Leben weitergeht als eine Kette von Vorgestellten. So tritt man in die Geschichte ein, indem jemand mich um meinen Namen bittet und diesen dann den anderen zuruft: „(Ihren Namen, bitte, wie war er doch gleich?) Ich bitte um die Ehre, meinen Freund Theobald vorzustellen.“ Die Welt der Menschen besteht nicht aus „Wille und Vorstellung“, sondern aus Liebe und Vorstellungen<sup>1</sup>.

Dadurch wird einem eine Stelle eingeräumt, die man sich nicht selber geben kann, nämlich ein ausdrücklich angebotener, öffentlicher und namentlicher Platz.

Man sieht: Im Sprechen kommt es nicht darauf an, was ich mir denke, oder auch nur, was ich sage, sondern darauf kommt es an, wie wir uns gegenseitig anreden. Wir sprechen gar nicht, wie die Semantiker behaupten, um etwas zu verstehen. Wir sprechen, damit der andere sich versteht durch die Art, wie wir ihn ansprechen, und wir uns selber durch die Art, wie er uns anredet. Jeder Mensch

---

<sup>1</sup> Der arme Arthur Schopenhauer, der im Bordell die Liebe suchen ging, wurde zum tragischen Philosophen der „Welt als Wille und Vorstellung“, denn nirgends in seinem Leben gelang ihm die Erfahrung gegenseitiger Vorstellung. Rührend ist der Anruf an seinen toten Vater als Ersatz.

verfährt noch so: Eine falsche Anrede kann ihm den ganzen Tag vergällen. Denn dazu ist das Sprechen in die Welt gekommen, daß deine Vorstellung von mir und meine von dir uns an unsere rechten Plätze im Weltall stellen.

Das gegenseitige Ansprechen bei Namen wie Vater, Mutter, Bruder und Schwester ist die Schaffung eines gemeinsamen Lebens. Und dazu sprechen wir.

Heutzutage denkt kaum jemand an die Namen, wenn er das Sprechen definiert. Aber eine Million Worte sind sinnlos, wenn der, zu dem sie gesprochen werden, nicht weiß, in welchem Namen er angedet wird. Vor Jahren erzählte mir ein Psychoanalytiker von einer Erfahrung. Hundert Kollegen wurde ein Film gezeigt. Er enthielt zwei kitzlige Stellen: den Ablauf des Geschlechtsakts und eine Geschäftsanzeige der Klinik, wo die Behandlung stattfand. Die Annonce wurde ausgepiffen, der sexuelle Prozeß mit heiliger Nüchternheit studiert. Jetzt geh einmal mit derselben Kombination zu 100 Soldaten. Die Annonce im Film nehmen sie achtungsvoll entgegen, den Geschlechtsakt heulen sie zur Zote um. Weshalb denn? Der Appell an die Besucher des Kinos geht an verschiedene Namen. Die Ehre und das Gehör des Mediziners sind anders geartet als die des Soldaten. Im Kino selber sitzen nur „Menschen“, aber diese Menschen sind längst vorher unterschieden worden. Das steckt in den beiden Einladungen, hier an Mediziner, dort an Soldaten. In diesen Einladungen steckt die bestimmende Konjugation; der Anruf „als“ Arzt oder als Soldat entscheidet alles weitere. Der Arzt sitzt da „vor“ seinem Beruf; der Soldat sitzt da „nach“ der Schlacht. So lauscht der Arzt, und der Krieger lacht. Lade dieselben Soldaten als Samariter, und sie werden nicht lachen!

Die Sprache ist am machtvollsten in diesen gegenseitigen Vorstellungen des Einladenden und seiner Gäste; sie reden sich noch an bei ihrem wirksamen Namen.

In vielen Sprachen gibt es einen Vokativ, das ist die Form der Anrede. „Jupiter“ ist Vokativ von *Diovis Pater*; so wie ihn die Römer also im Gebet anriefen, versteinerte sein Name.

In unseren Schulgrammatiken gilt der Vokativ als fünfter Fall. Er ist gar kein Fall. Er gehört nicht in die Deklination des Namens als eines Wortes, sondern er ist das ursprüngliche Geheiß. Vergißmeinnicht ist kein „Fall“, sondern Anrede der lebenden Blume. „Das Vergißmeinnicht“, das ist ein Fall, der sogenannte Nominativ, und dann kommt „des Vergißmeinnichts“, „dem Vergißmeinnicht“ usw.

Es ist ein ganz anderer Akt im Drama des Lebens, der sich abspielt, wenn ich Philipp rufe, damit er herkommt, und wenn ich von Philippus oder den Philippern rede. Alle Namen, die im Laufe einer Konversation erwähnt werden, stehen in einem Falle. Ihr Gebrauch setzt voraus, daß wir uns zueinander umgedreht haben und konversieren. Aber den Vokativ gebrauche ich einen Sprachakt vorher. Den Anruf brauche ich, damit sich Philipp erst einmal entschließt, sich zu einer Konversation zu bequemen. Vokative schaffen die Voraussetzung



für gegenseitige Mitteilung; hingegen Nominative und andere Fälle sind innerhalb der Mitteilung am Platz. Der Vokativ provoziert das Gespräch. Ursprünglich aber dauert es eine lange Zeit, bis wir uns anrufen können. Beatrice wurde nur im Gedicht von Dante angesprochen. Dante stellt uns die Urzone des Sprechens vor Augen, Beatrices Name stand durch ein langes Leben im Vokativ, der uns zu sprechen heißt: da blieb er und bannte. Die Menschen verbrachten ein Leben, um einander ansprechen zu dürfen. Und ist es denn so anders heute? Als Hjalmar Schacht durchgesetzt hatte, eine Einladung zum Direktorenessen seiner Bank zu erhalten, da sagte er: „Ich bin ein gemachter Mann“, und er hatte recht. Es kam gar nicht mehr auf das an, was hinterher beim Essen geschwatzt wurde. Der Vokativ besagt: Dreh dich zu mir um; wir wollen mal miteinander reden. So eine Vorladung, Einladung, Aufforderung, Vorstellung setzt Menschen in Bewegung. Die anderen Fälle der Deklination lassen alle die Genannten an ihrem Platz. Der Vokativ dreht sie aber um! So drückt sich schon ein unbekannter Grieche in einer Randglosse aus (Uhlig *Grammatici Graeci* I, 1883, S. 384. Sub 8). Die modernste Grammatik hat diesen Griechen noch nicht wieder erreicht, sie gibt es freilich auf, den Vokativ einen Fall zu nennen; Sommer nennt ihn eine „Äußerung“. Das bleibt selber noch eine rein negative, ja nichtssagende „Äußerung“.

Der Nominativ deutet nur auf die verschiedenen Dinge, so wie sie stehn oder liegen (die Nominativendung stammt aus einem hinweisenden Fürwort). Aber der Vokativ gehört in die Konjugation. Der Rufer und der Angerufene werden konjugiert. Nichts dergleichen vollzieht sich zwischen dem, der spricht, und den Fällen, die er in seiner Rede verwendet.

So entdecken wir den ersten Grundakt des Erlebens als die Erschütterung eines Menschen dadurch, daß er angesprochen, endlich angesprochen und aufgefordert wird, sich am Gang der Geschichte im eigenen Namen zu beteiligen.

Die Sprache wurde nie erfunden, um solche Banalitäten wie „La rose est une fleur“ zu sagen. Die Sprache muß vor allen Dingen erst einmal einen Menschen anrufen. Philipp! ist die erste Sprachschicht. Philippus hingegen – wie Luther von Melancthon zu berichten liebte – ist offenbar eine zweite, spätere Situation.

Nun gibt es im Sprechen ein jedes Mal vier aufeinanderfolgende Situationen, von denen die erste immer ein Vokativ sein muß, wenn es zu wirksamem Sprechen überhaupt kommen soll. In der ersten Situation hört jemand einen Namen über sich anrufen. In einer zweiten teilt er jemand anderem mit, unter welchem Namen er sich befindet. In der dritten berichten wir, was uns unter diesem Namen alles angetan und geschehen ist: wir berichten, wir erzählen und stellen fest, was geschehen. Schließlich überblicken wir alles und vergleichen und ziehen die Summe in einem logischen System. Wir analysieren.

Aufhören, Mitteilen, Erzählen, Systematisieren sind die vier grammatischen Formen.

Wenn das zunächst rätselhaft klingt, so ist das weniger meine Schuld als die

der trivialen Schulgrammatik. Als ein Teil des „Trivium“ nämlich ist die Grammatik in unserer Kinderzeit dem Denken eingepflanzt worden. Diese Grammatik ist zweitausend Jahre alt und lebenszerstörend. Was wir heute brauchen, ist eine höhere Grammatik. Wie die höhere Mathematik das kleine Einmaleins nach 1500 schnell hinter sich ließ, so brauchen wir jetzt eine höhere Grammatik. Die wird nicht in die Klippschule gehören. Wie die höhere Mathematik Gesetze des Weltalls errechnet, so dient die höhere Grammatik der jeweiligen Bestimmung des Menschengeschlechts. Sie muß dem gesellschaftlichen Drama gewachsen sein, in dem es immer um die vier Stufen des Erlebnisses geht: beseelen im Aufhorchen, begeistern im Mitteilen, bekleiden im Feststellen, begreifen im System.

Das Wunder, daß Menschen miteinander sprechen können, kann heute als der grammatikalische Herztrieb in seinen Abwandlungen durch die Zeiten erkannt werden.

Der Mensch erlebt nach grammatischem Gesetz: als „Dich“, erst dann horcht er auf, als Ich, später sprechen dann zwei miteinander. Als Wir hernach, dann stellen wir fest, was wir haben geschehen sehen. Als Es, am Ende, denn dann ist es klar, was es zu bedeuten hatte.

Wenn der Vater in einem berühmten indischen Beispiel die Kinder in den Wald schickt, so sagt er: „Brecht mir Zweige!“ Nun hat es dich also getroffen. Dich hat er gehen heißen, du kleiner Holzsucher. Unter dieses namentlichen Auftrages Druck gehen die Kinder. Und nun sprechen sie zueinander: „Ich gehe rechts“, sagt wohl das eine. „Laß mich links halten“, sagt das andere. Hier zwingt sich der Druck des Auftrages, von dir als „ich“ zu reden. Das präjektive Du, der in die Zukunft hinausgeworfene Hörer des Gebotes, wird während der Ausführung zum Subjekt abgewandelt. Aber es bleibt nicht dabei. Dem Präjekt und dem Subjekt folgt das Trajekt. Denn stolz kehren die Kinder zurück und melden: „Wir haben die Zweige gebrochen.“ Der Befehl ist ausgeführt. Sie haben eine Spannung und einen Abgrund in der Zeiten Abstand hinter sich gebracht, und weil Zeit überbrückt ist, nennen sich die Erzählenden gemeinsam wir. „Wir“ ist das Perfekt von du, „ich“ ist sein Präsens, und „du“ ist Zukunft. Welch ein Abstand „Brecht Zweige“ und „Wir haben gebrochen“. Etwas ist Geschichte geworden, weil es aus Befehl Tatsache geworden und daher einmal von vorn und einmal von hinten ausgesprochen wurde. Nun kann der Vater zählen: hundert Reiser. Die sind nun objektiv da. Sie bilden ein Ding, Reisiert, in der natürlichen, meß- und wägbaren Erscheinungswelt. „Dies sind Buchenreiser, 100“, neutralisiert die ganze Geschichte in die äußere Welt hinein. Das, was Natur geworden ist, setzt den Vater und die Kinder zur nächsten Erschütterung frei. Die Vierhügelplatte hält also die Erschütterung jedesmal so lange fest, bis ein Glaubensakt objektiviert worden ist, und diese Einheit in dem Wandel vom Präjekt zum Subjekt, zum Trajekt, zum Objekt bringt die Sprache fertig durch Abwandlung. Es ist dasselbe Wort Geh', das durch geh', „jetzt gang i

ans Brünnele“, wir sind gegangen, „es geht“, hindurchwandelt. Die Komik der Menschen liegt darin, daß wir selten allen vier Stadien auf dem Lebensweg des Wortes gerecht werden. Da gibt es Idealisten, die alles subjektiv nehmen, Positivisten, die nur an die Reiser als ihren Naturfetisch glauben, Revolutionäre, die die Revolution in Permanenz erklären, und Historisten, die nur wissen wollen, wie es zugegangen ist. Alle vier Parteien sind leblos. Das Wort tritt in die Welt ein, indem es eine Seele als Präjekt sich unterwirft, es zu subjektiver Mitteilung nötigt, trajektiven Bericht von allen Teilnehmern in ihren Feststellungen erzwingt und schließlich jedermann objektiv vorgerechnet werden kann. So sind immer mehr Menschen in die Geschichte verwickelt worden. Dann geht dies bestimmte Wort in Frieden ein in das Schatzhaus der Sprache. War es „Höre Israel“, so gibt es nun die Tochter Zion, den treuen Gottesknecht, die biblische Geschichte und die Juden, alle vier nebeneinander. Nun sind Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt, alle da, und was nacheinander entstand, ist nun gleichzeitig wirklich.

Die Sprache wandelt also jedes Ereignis ab, und zu diesem Zweck sprechen wir. Nicht deshalb gibt es Sprache, damit ich sagen kann: Brich den Zweig! Das könnte ich auch grunzen oder wiehern. Die Sprache ist dazu da, damit der, der erst sagte: „Brich“, auch noch sagen kann „100 Reiser“, und damit der, der sang: „Wie drückt mich der Zweig“, auch noch berichten kann: „Er ist gebrochen“.

Die Sprache erschafft ein „Nach wie Vor“, ein Zeitenfloß auf dem Strom der Zeit. Nach wie vor spricht der Geist.

Das Erschütternde an der Sprache ist ihre Tragkraft. Sie überlebt jede einzige Situation und stellt das, was geschieht, in Zusammenhang. Daß sie zeitlich um das Erlebnis herumgeht und die Doppelzeit des Vorher und Nachher schafft, sahen wir schon. Sie geht aber auch räumlich um das Ereignis herum. „So laßt uns denn in den Wald gehen“, sangen die Kinder unter dem Druck des väterlichen Geheißes. Damit wurden sie geistig ihres Auftrages erst inne. Das Subjekt erinnert sich des Gebotes und räumt ihm damit einen inneren Platz im Bewußtsein ein. Das nennen wir ja Bewußtsein, wenn wir an einem Akt während seiner Ausführung mit Gesang oder Gedanken festhalten. Der Akt muß sich in das Innere des Ausführenden ausdrücklich hineinheben. Dort räume ich ihm einen Platz ein. Sonst verschütte ich das Wasser oder schneide mich in den Finger. Wenn am Ende der Vater kommt und die Reiser zählt, da liegen die Reiser im Außenraum der Welt, als ein Stück Natur. Die Berechnung des Vaters ist so abstrakt wie alle Naturerkenntnisse. Sie abstrahiert von den drei Schritten der Aktion, die voraufgehen mußten: im Geschehen war sie agenda, im Gang war sie Agitation, als Geschichte war sie Akt; in Abstracto gilt sie als Faktum. Im Sprechen erschaffen wir Zeiten und Räume. Die Sprache beschreibt nicht. Sie schafft ein „Nach wie Vor“ so gut wie ein Hier und Da.

Der abstrakte Wahnsinn der Schulgrammatik erklärt die letzte grammatische

Schöpfung: den Aussagesatz „dies sind ...“ für den Anfang der Sprache. Er ist aber nur das Ende, hinter dem sie wieder von vorn anfangen muß. Aus dem Aussagesatz ergibt sich gar nichts für die Zukunft. Deshalb hilft keine Naturerkenntnis wenn wir fragen, wie wir leben sollen. Die Bibel mit ihrem „es werde Licht“ und „es ward Licht“ hat die erfahrungsmäßig beweisbare Grammatik. Imperativ (Präjektiv), Konjunktiv oder Optativ (Subjektiv), Präteritum oder Perfektum (Trajektiv), neutraler Indikativ (Objektiv) sind empirische, aus den Zeiten und Räumen entspringende grammatische Notwendigkeiten. Es kann eine höhere wissenschaftliche Grammatik geben, weil wir nunmehr die Modi, die Tempora, die Personen ganz anders sehen können als die Alexandriner. Notwendig ist jeder Situation nur je eine Personenform und jeder Zeit nur ein Modus. Verwurzelt ist das Du nur im Imperativ, das Ich im Konjunktiv. In lateinischer und griechischer Sprache ist es noch heute dem Amo, Paideuo anzusehen, daß diese Form mit „ich“ aus dem emphatischen Optativ oder Konjunktiv stammt und von da in den Indikativ geborgt wurde. Nun gar die Form der vierten Situation, des Naturzustandes, dargestellt in lateinisch „itur“, es wird gegangen, für die abstrakte, objektive Form, bringt die Logiker in Verlegenheit. Sie sagen, das ist eine passive Form, und man kann doch nicht „gegangen werden“. Aber „itur“ ist eben eine Originalsituation, Akt vier im Drama der Erschütterung: Die tote Sachlichkeit des von außen angeschauten Prozesses.

Daraus ist das Passiv später geworden, weil eben meistens die Naturdinge tot daliegen. Die Neutra sind „Patienten“ des Lebens, hat Uhlenbeck schön ausgeführt. Deshalb gibt es von ihnen keinen Nominativ; sie stehen immer im Akkusativ, denn sie sind das passive Resultat von anderer Leute Taten.

Vergleichen wir übrigens „I“ und Ivimus, so sehen wir, daß die Vergangenheit mehr Zeit hat als die Zukunft. Die Verbformen werden oft im Perfekt verdoppelt (da, dedimus), die Vergangenheit ist immer lang in ihren endlosen Erzählungen. Mithin ist die viel spätere literarische Form Epos auch schon in der einfachsten Sprachform klar ausgesprochen.

Eine Verbform wie das Perfekt ist eine literarische Gattung. Umgekehrt sind die literarischen Gattungen nur Erweiterungen der grammatischen Formen des einzelnen Satzes.

Vieles einzelne muß auf unser Sprachbuch verschoben werden. Nur auf einen Punkt sei noch eingegangen: Uns begegnet in der Abwandlung der Grammatik ein sogenannter Plural: „Wir“. „Plural“ nennt ihn die aus Alexandria geerbte Schulregel. Aber es ist mit diesem Ausdruck wie mit dem Dual, dem Vokativ, dem Imperativ. Wer die Sprache für ein Werkzeug ansieht, um Gedanken auszudrücken, muß alle diese Formen mißverstehen. Da die Sprache vielmehr das Mittel des Schöpfers ist, uns über uns selbst hinauszuerwerfen in ein Nach wie Vor, so ist der Zusammenhang aller grammatischen Formen untereinander das erste, was die Sprache leisten muß. Jede Sprache ist ihrer Absicht nach vollständig. Es gibt keine Sprache, die je kapituliert hätte, indem sie nach der Vor-

schrift der Werkzeuggrammatiker den Geist aufgab und gesagt hätte: „Das kann ich nicht sagen.“ Denn sie kam ja nur dazu von Anfang in die Welt, um das Unsagbare, das neue Erlebnis, sagbar zu machen. Die Sprache liebt nur den, der Unmögliches begehrt. Denn alles und jedes, was wir heute sagen können, schien unsagbar, als es zuerst aufgerufen wurde. Aus diesem Grunde sind alle Sprachabwandlungen, die sogenannten Deklinationen, Konjugationen, Substantiva usw., Abkühlungsvorgänge des erst Unsagbaren, das allmählich immer deutlicher gesagt werden kann. Besonders aufschlußreich ist dafür das Wort „Wir“. Denn das gilt in der Schulgrammatik einfach als die Mehrzahl von Ich. Ich muß den Leser erschrecken. „Wir“ ist durchaus kein Plural. Zehntausend Iche sind noch längst kein Wir. Versuche es nur mal mit einhundert Ichen. „Wir“ ist etwas ganz anderes. Wir ist die aus „gemeinsamem Erlebnis erstarkte Majestät eines Gemeinkörpers“. „Wir“ sagen nur die, welche etwas hinter sich haben. Es ist nicht etwa ein Gleichnis, daß die Könige mit dem Wir der Majestät sich ausdrücken.

Wir werden im zweiten Bande zeigen, daß alles Sprechen ausschließlich aus den von den Schulbüchern „metaphorisch“ genannten Redeweisen, aus den „übertragenen“ Bedeutungen stammt. Die „übertragene“ Bedeutung ist die ursprüngliche, in den meisten Fällen.

Jedenfalls ist sie es im Falle des „Wir“. Daß „ich“ und „du“ „wir“ sagen können, stammt aus den Majestätserfahrungen geschichtlicher Gruppen, aus der Kraft, unsere Vergangenheit bei uns zu behalten.

Der Pluralis „Wir“ stammt aus dem sogenannten Pluralis Majestatis. Denn das vorliegende Stück Leben, das zuerst das erschreckte „Dich“ in die Zukunft wirft, das dann dem lyrischen Gesang des mitteilbaren Ich anvertraut wird, erstarkt zum zurückgelegten Leben und steigt auf zum erhöhten Selbstbewußtsein einer Gruppe.

Als Christian Morgenstern dichtete „Wir fanden einen Pfad“, da waren das nur zwei Freunde, aber sie hatten gelebt! Es ist der Irrtum des Prometheus in dem Goetheschen Gedichte, daß er ausruft: „Hat mich nicht zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit?“ Das tut die Zeit gerade nicht, da wo ein Mensch seinen Namen zu Recht trägt. Denn da schmiedet ihn die Zeit mit andere zusammen: „Hat uns nicht zusammen geschmiedet die allmächtige Zeit?“ wäre also rechtgläubig.

Es ist der Irrtum Rousseaus, der Irrtum Voltaires, der Irrtum des sprachverachtenden Idealismus, den Einzelmann zum Träger des ganzen Erlebnisses von Anfang bis zu Ende zu machen. Und Nietzsche mußte wahnsinnig werden, um zu beweisen, daß es so gar nicht zum Erlebnis kommen kann. Hölderlin hatte erst Freunde und dann Diotima, und da in ihm heiliges Erlebnis wallte, so versank er in Nacht, als Diotima starb. Das Erlebnis und die Freiheit, die haben wir beide als artumschaffende Kräfte. Ein schönes Beispiel ist der Buchtitel, den Charles Lindbergh wählte, als er seinen Soloflug über den Ozean

beschrieb. Er war allein, aber er mußte doch mit einem anderen Wesen erlebt haben. Und so heißt das Buch nach ihm plus seinem Flugzeug: „We“ (Wir). Das Wir drückt also die Erhabenheit des Trajekts aus, das über einen Zeitabgrund hinübergelangen ist. Wir, sagen die Arrivierten, im guten und im schlechten Sinne dieses Wortes. Wer keine Wegstrecke gemeinsamen Lebens hinter sich hat, kann nicht mit Vertrauen Wir sagen. Es ist ein großer Augenblick, wenn dies geschieht, und das Leben wird dadurch erhöht. Majestät kommt von Majus. Die Natur kennt die Höhe gar nicht. Hoch, Wir, Majestät, Perfektum, Vergangenheit sind alles Kleider, die nur das namentliche Erlebnis anzieht, wenn es soweit ist, wenn unser Glaube die sonst ohnmächtige Zeit zusammengeschmiedet hat zu einer aus Zukunft, Vergangenheit und Kultur gewordenen Zeit. Wie es zugegangen ist, das wirst du nie verstehen, lieber Historiker, wenn du nicht an Verheißungen glaubst, die allem Geschehen vorauftönen müssen, damit es hinterher zu einer Geschichte, die hoheitsvoll dasteht, komme. Jeder heimkehrende Soldat darf „Wir“ sagen, wenn er für seine toten Kameraden mitdenkt und mitspricht. „Wir“ dürfen nur die sagen, die erst einmal auf ein „Dich“ gehört und als ein „Ich“ geantwortet haben.

Daher ist es höchst bedenklich, wenn irgendein Kind nicht erst Verheißungen auf zukünftiges Geschehen hört, wenn es seine Eltern nichts erwarten, Gott nicht anrufen oder ausrufen hört, wenn es sich über nichts aufregen soll, sondern unmittelbar in Waggon 3 (Historismus) und Waggon 4 (logisches System) gesetzt wird. Die wirkliche Reihenfolge fruchtbaren Geschehens bleibt ewig 1, 2, 3, 4.

#### d) Kindersprache und Muttersprache

Aber in der Tat muß der Einzelmensch oft 3 und 4, das heißt die abgekühlten Gefühle und die ausgeformten Kleider vorelterlicher Erlebnisse übernehmen, bevor ihm 1 und 2 geschehen. Die natürlichen Menschen erleben also die geistige Wirklichkeit in umgekehrter Reihenfolge. Das nennt man in den Schulen wohl den Gegensatz von Erkenntnisursache und Seinsursache. Man kann es auch die Erbsünde nennen. Den tiefsten Grund werden wir noch im zweiten Band genauer erörtern. Aber wolle doch der Leser schon hier darauf achten, daß alles Sprechen ja Opfer verlangt. Denn wie Mutter und Schwester und Tochter dauernde Beschwörungsformeln sind, damit wir unsere Geschlechtsnatur vergessen, so wird jedes Kind beschworen, nicht hinter die Gattung zurückzufallen. Solange wir sprechen lernen müssen, erwerben wir etwas, was wir noch nicht erlebt haben. Und das ist gut und schlimm. Wenigstens sollten wir alle Sprachen zuerst als Imperative, die wir ausführen müssen, und als Lieder, die wir singen, erlernen. Fremdsprachen dürften nur so erlernt werden. Die Muttersprache lernen wir zum Glück noch in vielen Fällen ebenso, trotz der schändlichen Sprachtheorien. Aber jedes Menschenkind muß um dies Widerspiel zwischen den

Sprechern des Menschengeschlechts und den Kindern, die sprechen lernen, wissen. Das Wissen um diesen Gegensatz gehört in den Katechismus. Und deshalb steht es auch darin, obwohl es selbst die, die ihn lehren, nicht mehr verstehen. Die meisten Menschen sind Scherben einer in Stücke gebrochenen Grammatik. Besonders kraß sind die Versuche, die Sprachschöpfer aus der Kinderpsychologie zu erklären.

Diese Versuche hängen wiederum eng zusammen mit dem romantischen Vorurteil, das Sprache mit Muttersprache gleichsetzt. Während der allgemeine Verstand der „Denker“ das meiste Sprechen auf die niedere Ebene der Werkzeuge entließ, wurde die Muttersprache ausgespart und bekam eine Kapelle zur Verehrung zugewiesen. Die romantische Schule hat ja auch die Literaten Europas, die Einheit aus Goethe, Byron, Balzac, Ibsen, Tolstoi und d'Annunzio künstlich in Nationalliteraturen gespalten. So behauptet sie auch, daß die deutsche Sprache autonom in sich hänge, statt im Widerspruch und Zusammenklang mit der Völkerfamilie. Sogar, daß Hänschen und Lieschen in der Kinderstube nur dadurch sprechen können, daß ihre Eltern anders sprechen, wird von den Dialektanbetern – eben den Kinderstubenromantikern – verschwiegen. Die romantische These: Sprache gleich Muttersprache, war harmlos, solange sie von den Schülern der Gymnasien auf Latein und Griechisch erlernt wurde. Diese Lateinnationalisten hoben sich selbst auf. Außerdem wurden damals Mathematik, die Technik, die Wissenschaft, die Musik, und die Philosophie dem universalen Denken zugeschrieben. Das Denken galt ja als etwas Höheres als die Sprache. Vor 1933 waren Homer auf griechisch, Cäsar auf lateinisch anerkannt und  $2 \times 2$  war überall 4; bei so viel Welt Sprachen konnte man das Wort „Gemüt“ ungestraft für nur deutsch erklären.

Wir aber müssen einsehen, daß die Hauptthese nicht stimmt. Das Denken ist nicht vor dem Sprechen; das Denken in Schulbegriffen ist ein nachträglich in den Einzelnen hineingenommenes Sprechen. Der Kult der Muttersprache hängt hintergründig zusammen mit der Herabwürdigung der Sprache zu einem bloßen „Mittel“.

Schon Wilhelm von Humboldt hat ausgerufen: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unbekannte zu entdecken.“

Da steht es also schon, daß das Sprechen nicht aus dem Denken kommt. Vielmehr hat alles Sprechen das Schwätzen vor sich und das Nachdenken hinter sich. Wir lernen sprechen, und da wird künftige Hochsprache vorgekaut. Wir denken nach, und da wird früheres Sprechen nachgerechnet. Schwätzen ist unendliche Spielübung und Denken endloser Treppenwitz. Alles Lernen ist Vorbereitung, alles Denken Nachbereitung der Lagen, in denen laut und öffentlich gesprochen werden muß.

Die „öffentliche“ Sprache hat deshalb den Vorrang vor der Kindersprache,

vor der Denkersprache und vor der Muttersprache. An der allgemeinen Wahrheit hat die einzelne Sprache nur teil, wenn sie als Sprache von einzelnen Partnern eines gemeinsamen Gesprächs verstanden wird. Die Muttersprachen sind die Sprachkapitalien der Völker bei ihrem Gespräch über Automobile, Atombomben, die Dreieinigkeit, die Wirtschaftsformen und den Frieden. Aber diese Bankguthaben sind wertlos außerhalb eines übergreifenden Zahlungsverkehrs.

Die Muttersprache ist nicht die Sprache, die ein Arbeiter spricht, wenn er ein Automobil bauen will. Die Muttersprache ist nur der sentimentale Anteil seines Sprechens. Die Automobilsprache hingegen trennt ihn gerade von seinen Muttersprach-Brüdern ab. Die Muttersprache erhält diesem Arbeiter nur jene Zeiten und Räume gegenwärtig, in denen er bisher gelebt hat und an Feiertagen lebt. Hingegen jeder Schritt in den bisher noch nicht betretenen Raum der Technik wandelt seine Worte.

Wer die Muttersprache autonom machen will, entwirkt sie. Der Raum, der für sie ausgespart wird, wird zum Spielplatz. Auf jedem Spielplatz wird eine eigene Sprache gesprochen. Diese Sprache spiegelt den Schein wider, in den bei unseren Spielen das wirkliche Leben auseinanderbricht. Die Kindersprache ist eine Spielsprache, ebenso wie die Sprache des Studiums, das ja, wie wir sahen, in den Spielpausen einsetzt.

So ist also die erste Sprache, auf die wir aufmerksam werden, die spielerische Sprache. Natürlich ist die spielerische Sprache einer Feier, eines Theaterstückes, eines Tennisansagers eine Sprache zweiten Ranges, verglichen mit dem Ernst eines Wahrspruches der Geschworenen „schuldig“, oder eines Ehegelöbnisses oder eines Armeebefehls oder der Einsetzungsworte der Messe. Darum mag der Leser sich daran stoßen, daß hier zuerst die Eigenart der Spielsprachen analysiert werden soll. Ich selber teile das Bedenken des Lesers, dem unernsten Sprechen den ersten Platz einzuräumen. Nie kann der Scherz den Ernst erklären. Aller Scherz ahmt den Ernst nach. Der Jargon des Spielers imitiert die Heeresprache. Die Kinderstube imitiert die gute Stube, die Theologiestudenten imitieren die Gottessprache, die „Rotwelschen“ imitieren die Kaufmanns- und Jägersprache, und alle bleiben hinter ihren Vorbildern weit zurück.

Trotzdem ist es im Jahre 1952 sinnvoll, von den Spieler-Sprachen einmal auszugehen. Im Jahrhundert des Kindes und der Entwicklung hat man nämlich die Sprache der Erwachsenen aus dem Lallen der Säuglinge sich entwickeln lassen. Psychologen beobachten die Kinder, um das Wesen der Sprache zu erfassen. Im Kunstkapitel fanden wir ja dieselbe Perversion der Idealisten, es sei die irdische Liebe eine Vorbereitung für die göttliche Kunst. Die Lüge des Idealismus besteht eben hierin, die Spielwirklichkeit zum Maßstab des Ernsts zu erheben. Wer die Kunst, die Steine aushaut, über die Kraft erhebt, die die Erde bevölkert, der wird auch nichts Arges darin sehen, bei einem dreijährigen Kinde über die Sprache des Rigveda oder der Bergpredigt Aufschluß zu suchen. Also so ist einmal die auf den Kopf gestellte Lage. Diese Spieldenker beherr-



schen alle Sozialwissenschaften einschließlich der Sprachwissenschaft und der Psychologie. Dem sei Rechnung getragen, indem wir dieser Wertverkehrung zuerst zu Leibe gehen. Dazu gilt es den gemeinsamen Zug aller spielenden Sprache zuerst aufzudecken. Wer ihn erkennt, der erfährt, daß sich beim Kind der Sinn der Volkssprache nicht findet. In diesem Grundzug enthüllt sich nämlich alles Spielzeit- und Spielraumsprechen als abgeleitet.

#### e) Das Spiel der Vor-Namen und der Für-Worte

Der Grundzug besteht darin, daß die Spielsprachen formloser sind als die ernstesten Sprachen; sie sind nicht namentlich (das wäre „nominal“), sondern pronominal. Jedes Formlose aber geht im Ursprung auf ein Geformtes zurück. Vornamen und Fürworte sind die Spielmünzen der spielenden Menschheit. Wenn ich in Hemdsärmeln herumlaufe, so kann ich das tun, weil das die formlose Weglassung der Form Rock verkörpert. Wenn ich mich anfangs zu duzen, so kann ich das tun, weil ich erst einmal „gnädiges Fräulein“ gesagt habe. Wenn ich von ihm und ihr rede, so kann ich das, weil beide als Herr und Frau Otto Fischer im Telefonbuch stehen.

Diese Tatsachen sind zu einfach, um die Beachtung der Sprachgelehrten zu finden. Und doch beweisen sie, daß der Name dem Vornamen, das Nomen dem Pronomen, das Verbum dem Pro-verbum immer vorausliegt. Die sprachlichen strengen Formen sind älter als die Entformung pronominaler, spielerischer Rede. „Vater“ ist älter als Papa, richten und beten und rufen sind älter als „das Sein“. Es kann Sprachen ohne die Pronomina ich, du, er, sie, es, aber nicht ohne Nomina geben. Denn gesprochen wird erst, wenn jemand geheißen werden kann. Und wir wissen, daß es Sprachepochen gegeben hat, in denen die Pronomina fehlten.

In der Landgemeinde und im Heer rede ich sogar von mir selber mit dem Eigennamen und vermeide das Für-Wort „Ich“. Von Mussolini sprach man in jedem Hause zu seiner Zeit nur von „Ella“; d. h. man gebrauchte das Pronomen „er“, um immer sagen zu können, man habe nicht von ihm geredet. Der Name zeigt in beiden Verhaltensweisen seinen lebensgefährlichen ernstesten Charakter.

Daraus erklärt sich der Sinn aller Sprache. Die Fürworte du da, ich hier, dort der, herrschen im Raum und in der Zeit der fünf Sinne des leiblichen Daseins; sie sind der Schlafrock und die Hemdsärmel der Sprache, nach getanem Dienst. Alle Namen sind Amtstitel und bedecken immer einen weiteren Raum und eine längere Zeit als den der sinnlichen Gegenwart. Namen gelten auf Lebenszeit, ja übers Grab hinaus! Wird ein Kind geboren, so ist der standesamtliche Eintrag dem Leopold Petersilie gewidmet; mag er auch zu Haus nur Pöldi oder Du da heißen, so setzen Pöldi und Du da doch den formvollendeten Namen Leopold Petersilie voraus. Insofern ist also Pöldi auch ein „Pronomen“, ein Fürwort für Leopold, genau so wie „du“ und „er“.

Namen gelten für immer und sie gelten überall. Fürworte gelten nur vorübergehend und sie gelten nur hier und da! Das Fürwort entspannt die dank der Sprache möglichen Spannungen der Zeiten und Orte. Zur Sprache wäre es also nie gekommen, wenn die Menschen nur bei vorübergehenden Gelegenheiten sich hier und da verständigen wollten! Sprechen ist gefahrvoll, weil es innen und außen und alte und neue Zeiten zu überkreuzen gilt; so hätte sprechen sich nie gelohnt, wenn es nur hier und da oder vorübergehend für Spielraum oder Spielzeit hätte dienen sollen. Sprache währte dann nicht sechstausend Jahre.

Auch ist deshalb alle ernste Sprache übersinnlich, nämlich sinnerhaltend, sinnüberliefernd, sinnverheißend, sinnerfüllend. Alle spielerische Sprache hingegen wird in sinnlich greifbarer Gegenwart von 6-7 auf dem Tennisplatz oder von 8-12 auf dem Tanzboden gesprochen. Beim Spiel spielen Zeit und Raum mit unseren Sinnen. Im Ernst verleihen wir Ort und Stunde ihren Sinn. Wie es geschichtlich dazu kam und immer mehr kommt, also vom „Ursprung“ der Sprache kann erst der zweite Band erzählen. Die Sprache prozediert, um bloße Sinnenwelten zu überdauern. Sprachen schaffen Zusammenhänge jenseits des Horizonts der Augen und jenseits des Widerhalls der Ohren. Gerade weil sie hinter die sinnlichen Augenblicke und Ohrénschmäuse dringen, bedürfen sie eines Doppelraums und einer Doppelzeit. Die Aufgabe der Sprache hängt also mit der uns bereits bekannten Tatsache der Verdopplung der Zeiten und Räume zusammen. Blicke der Mensch in seiner Qual stumm, so bliebe er dem Spiel der Umwelt und dem Rausch des Moments ausgeliefert. Den Menschen aber, dem Gott zu sagen gibt, was er leidet, also nicht nur Herrn von Goethe sondern allen Menschen, setzt er eben dadurch in den Doppelraum einer kleinen und einer großen Umwelt und in die Doppelzeit einer alten und einer neuen Zeit. Nur wer in die Spannung dieser Zeitausdehnung eintritt, wird zum Nutznießer der wirklichen Geschichte. Vor 1870 war das jedem vertraut. Heut ist diese Kunde verloren. Neulich las ich das Programm einer vermeintlich christlichen Tagung mit der Überschrift: „Der Christ vor der Geschichte“. Dieser Titel ist sinnlos. Es gibt keine Geschichte, vor der wir stehen. Für jeden, der sich vor sie hinstellt, hört vielmehr die Weltgeschichte auf. Bei den „gefrorenen Christen“, die sich „vor“ die Geschichte stellen, hat beides aufgehört: ihr Christentum und die Weltgeschichte. Weil ungestraft Christen heut solcher Sinnlosigkeit fröhnen, muß die Soziologie über diese toten Christen hinweg an alle Menschen appellieren, die noch Zeitfreiwillige sind. Zum Physiker machen erst die Spielregeln des Weltraumes. Der sinnliche Mensch ist nicht Physiker. Denn für seine Sinne geht die Sonne auf und unter. Entsprechend ist Zeitfreiwilliger nicht der sinnliche Mensch, der seiner Zeit verfallen bleibt. Der größte Zeitdenker, den Europa hervorgebracht hat, Giuseppe Ferrari, ist nicht müde geworden, die Blindheit der Zeitunwilligen zu beschreiben. Zum Sinn der Zeit erhebt uns eine Disziplin, die uns dieselbe Freiheit gewährt wie dem Physiker die Zahlen-Relativität. In

dieser Zucht wird dir deine eigene Zeit umgeprägt zu einer Zeit unter allen Zeiten; wir müssen unsere Zeit aus der Gesamtzeit als Anteil zurückempfangen, bevor wir ihres Sinnes inne werden können. Dies ist der Sinn unserer Zeitrechnung. Wir werden sie nicht mehr als christliche Zeitrechnung bezeichnen können, seitdem der Christ sich unverschämt vor die Geschichte stellt. Damit ist leider gerade der Christ der Heide, der paganus und Abergläubler der Vorzeit geworden, d. h. der im sinnlichen Zeitraum gefangene Mensch. Wir werden kleine Zeitschritte üben müssen, um in den kommenden Geschlechtern wieder den Sinn zu erwecken, durch den wir Nachkommen und Vorfahren werden. Das was seit 1870 geschehen ist, daß die sogenannten Gebildeten bloß Kinder ihrer Zeit sein wollten, und daß sie nicht Erben der ganzen Zeit sind, läßt sich nicht mit einem Schlage beseitigen. Die Gelehrten haben pflichtschuldig jedes Jahrzehnt umgedacht. Der Zeitungsmensch ist den Schulmoden nachgelaufen, bis er am Radio täglich seine Ewigkeit wegen der Neuigkeiten verlernt. Da gilt es, sehr sachte kurze Ewigkeiten zu wölben. Nicht der großen sondern der kleinen Ewigkeiten ermangelt's. Es gibt nämlich viele Zeitbögen; aber sogar Woche, Jahr, Jahrfünft sind für die meisten Menschen gestaltlose Quanten. Daß diese Zeiten „eheliche“ Gestalten, „aeonen“, also legitime Geschöpfe und originelle Zeitblumen sind, darauf wird sich zuerst besinnen müssen, wer später mit Jahrhunderten um sich werfen soll. Daß es kürzere und längere Ewigkeiten gibt, ist erst zu erfahren; denn Gott wird im Rhythmus der erlebten Zeit erkennbar. Perioden und Gezeiten sind seine legitimen Kinder und verlangen von uns getauft und benannt zu werden wie alle anderen Gottesgeschöpfe. Erst dann wird es Sinn haben von der Ewigkeit der Ewigkeiten, dem aeon der aeonen zu reden. In der Ebbe und Flut der Gezeiten haben die Völker bis 1800 gelebt und auf den Aeon der Aeonen geharrt. Die Sprache hat nämlich den Dienst geleistet, die kurzen Ewigkeiten mit ihrem „damals“, „itzt“, „einst“, in uns zu züchten. Die Ertötung der Sprache, durch das abstrakte d. h. zeitlose Denken läßt daher die Religion der vollen Ewigkeit ohne ihren Vorgeschmack in den Sinnen der Glaubenshungrigen. Bei den Zeiten stellt jede Quantität eine besondere Qualität dar. Wer „Tag“ kennt, kennt noch nicht „Jahr“. Jede Zeitspanne ist mithin ein eigentümliches Geschöpf. Wie es viele Tiere oder Pflanzen in echter Eigenart gibt, so ist jede Zeitspanne eigener Art. Ein Kind übt sich im Schuljahr auf Monate ein, aber von Jahrzehnten weiß kein Kind. Erst der alte Vater vermag, „Kinder und Enkel zu denken“.

Ist der Leser bis hierher mitgegangen, so fällt ihm eine Prämie in den Schoß. Hier wird nämlich klar, wie sich die Sinne der Menschen zum Sinn der Welt verhalten. Sinn und Sinne lassen sich nur in Verbindung miteinander verstehen. Aber seit 200 Jahren wollen die Aufklärer Sinn und Sinne spalten und gegeneinander hetzen.

Vom Sinn der Welt wird oft so geredet, als sei er unsinnlich, mystisch. Die Sinnlichkeit wird schlecht gemacht. Wenn die Feindschaft von sinnlich und

Sinn bestünde, dann wäre die Wortwahl für „Sinn“ unerträglich. Im Wort Sinn steckt doch dieselbe Anschauung wie im Worte „Sinnlichkeit“.

Wir können nun soziologisch diese „Selbigkeit“ einsehen, welche die Philosophen meist leugnen.

Meine fünf Sinne sind nicht sinnlos. Der Sinn der Welt ist nicht unsinnlich. Worum es sich vielmehr handelt, ist, meine fünf Sinne und deine fünf Sinne in einen gemeinsamen Stromkreis einzuschalten. Der Steckkontakt, der mich, dich, ihn, alle aus den fünf Sinnen in den Sinn schaltet, ist die Einkehr der fünf Sinnenwelten in unsere gemeinschaftliche Zeitrechnung. Wie zu Kopernikus so müssen die Kinder zu diesem „Kontakt“ erzogen werden. Die Steckdosen in beide Stromkreisläufe des Raumes und der Zeit müssen in jedem vom Weibe Geborenen eines Tages ausdrücklich eingesteckt werden. Wird er nicht hineingekehrt, so bleibt er draußen und ihm bleibt der Sinn verschlossen. Sinn ist also die angeschlossene, oder hineingekehrte Sinnlichkeit aller. Die Sprache diszipliniert uns dazu. Die Namen leiten uns in die wirkliche Zeit. Denn mit jedem Namen ragt eine in Staub zerfallene Zeit doch auch gewaltig in unsere Zeit hinein. Mit den Eltern fängt das an. Sie sind älter, aus einer anderen Zeit. Weil aber die Namen zu Schall und Rauch werden könnten ohne Leiden, so erschüttert der Gekreuzigte das Herz jedes Neulings mit dem Erlebnis: das also tust du, wenn du leiden machst, statt Leiden trägst. Wer sich eingesteht, daß auch er seine Retter ans Kreuz schlägt, wird zeitfähig. Und niemand sonst wird es. „Der Christ vor der Geschichte“ in jenem Hochschul-Programm wäre „zeitunfähig“. Die Namen der Sprache bringen also ein unnatürliches Element in jedes Leben hinein. Wenn Hans nur Grete und den Lehrer und die Tante und den Nachbarn und die Eltern beim Vornamen nannte, so würde er sinnlos leben, nämlich im Bereich seiner fünf Sinne. Worte wären überflüssig. Er könnte auf alles mit den Fingern weisen: Jene um die Ecke, du da an der Wand usw. Aber nichts hätte Sinn.

Aber die Namen der Älteren, der Jüngeren, der Abwesenden deuten auf Übersinnliches. Seine Eltern bekleiden ein Amt als Eltern. Und nun kommt die Wendung, die dem modernen Menschen fast abhanden gekommen ist: Es gibt Sprache nur um dieser Hineinkehrung willen! Namen sind der Ursprung der Sprache. Denn wir sprechen nicht, um „der da“ zu sagen, sondern wir sprechen, um in die wahren und äußersten Zeiten und Räume eingeschaltet zu werden. Sprache bringt Sinn in unsere Sinne, weil Namen von entfernten Orten, Sonne und Mond, und von entfernten Zeiten, von Adam und Christus uns in den wahren Stromkreis von Zeit und Raum einschalten.

Sinn und Sinne verhalten sich also wie Namen und Pronomina, Geschichte und Leiblichkeit, Ernst und Spiel.

Die Fürworte des Spieljargons sind nach Spielplätzen geschieden. In der Kinderstube streichen ‚Papa‘ und ‚Mama‘ die amtsstrengen Titel Vater und Mutter auf ein bares Minimum zusammen. Kosenamen, der und die, ich und du,

vertreten die vollen Eigennamen, die in Reih und Glied gelten. Die Kinder dürfen in ihre bloß natürlich sinnliche Gegenwart die großen historischen Anerkennungen Vater und Mutter hineinholen. Papa ist ein Kompromiß zwischen Tiergrunzen und Volkssprache. Aber Kompromisse können nur zwischen unabhängigen Positionen geschlossen werden.

Tierlaut und Eigennamen treffen sich in der Kinderstube, weil in der Kinderstube vorgeschichtliches, animalisches Leben in die Geschichte hineinragt. Damit gewinnen wir für die Kindersozioogie die maßgebende Bezeichnung: die Kinder der Menschen sind nicht „natürlich“ sondern sie sind vorgeschichtlich. Deshalb sprechen sie noch nicht. Sie bereiten sich auf das Sprechen zu Hause vor. Im Hause wird mithin von den Kindern geschwätzt; gesprochen wird nur von den Erwachsenen. Die Soziologie muß für die Kinder Adams ohne Naturbegriff auskommen. Die Sprache ist außerhalb aller Natur, weil sie die Individuen erst nachträglich in sich selbst zurücksendet. Denn sprechen ist immer namentlich und während ich mein Geschwätz von mir abschütteln kann, verpflichtet mich das namentliche Wort, das ich ernsthaft spreche in einen Bund der Gegenseitigkeit auf ewig. Das ist der Sinn dieses Worts ‚Ê‘. Die Spielsprachen sind eben deshalb, weil sie den Bund nur nachäffen, vorgeschichtlich, ungeschichtlich.

Die andere Spielsprache, neben der der Familie, die der Schulen, betont einen anderen Aspekt der Fürwortsprache. Sie poussiert nicht die Kosenamen Fritz, Franz, Mama und Papa. Sie poussiert ein Fürwort, dem heutzutage niemand anmerkt, daß es ein Pronomen oder Pro-verbum ist. Dies Fürwort wird von dem Zeitwort dargestellt, das alle anderen Zeitworte vertreten kann, dem sogenannten Hilfszeitwort, „sein“ „war“ „wird“ „ist“.

Dieses Hilfszeitwort „esse“ verhält sich zu allen Tätigkeitsworten wie die Hilfsraumworte ‚da‘, ‚dich‘, ‚dein‘, ‚der‘ sich zu den Hauptworten: Europa, Mutter, Vater, Bruder verhalten. Die Kopula „ist“ sieht von den Verben ab, so wie das Pronomen von den Hauptworten absieht. Das Hilfszeitwort sollte Pro-Verb heißen, „anstatt-des-Verbs“. Die Welt des Kindes ist die Welt abgesehen von den wirklichen Personen. Die Welt der Schule aber ist die Welt abgesehen von den wirklichen Zeitläuften und Vorgängen und Ereignissen, die Welt ohne Daten. Wie könnte das auch anders sein, da ja die Schule vor der Zeit ein Wissen auf alle Fälle bereit stellt. Diese Worte „zu sein“, „das Seiende“, „es ist“ spielen seit Parmenides die Hauptrolle im Denken. Parmenides von Elea war der erste, der über das Seiende ein Buch geschrieben hat. Alles, was nicht Sein habe, alles Wirkliche zu seiner schönen Stunde, der Hochzeitstag, der Geburtstag, der Todestag, wurde seit Parmenides für etwas erklärt, das nicht sein solle. Das Hilfszeitwort „zu sein“ steht eben als Fürwort, als Proverb für die echten Verben „heiraten“, „zur Welt kommen“, „sterben“. Die Philosophie der Schulen beraubt seit Parmenides die wirklichen Zeitworte ihrer Kraft. Bei des Parmenides älteren Zeitgenossen Herakleitos von Ephesus, war es noch umgekehrt gewesen. Herakleitos von Ephesus war Bürgermeister, und er wußte

daher, daß wir nur bestimmte Zeitworte verstehen können. Ich ging, er läuft, Höre, wir sind besiegt, das sind alles nachprüfbar und erkennbare Ereignisse. Sobald ich aber aus

ich	}	durch Extrapolieren
sie laufen		
Hör mal		
wir sind besiegt		

„wir sind“, mache; weiß ich nichts mehr von uns, es sei denn ich entsänne mich auch der Zeitworte, die in „sind“ hineingepackt worden sind. Die Abstraktion des reinen Seins ist also der Weg aus dem Stadtstaat des Herakleitos in die Schule der Eleaten. Deshalb haben die Kirchenväter Herakleitos als den letzten gläubigen Menschen in Hellas anerkannt. Denn der gläubige Mensch abstrahiert nicht. Der gläubige Mensch sagt: „wir sind besiegt“ statt: Kriege sind sinnlos. Er sagt, „sie laufen“, an Stelle von: die Bewegung ist alles, das Ziel ist nichts. Er sagt „Hör mal!“ statt: dies ist ein Problem. Er sagt: „ich ging“, anstatt: alles ist vorbei.

Das eleatisch-platonische Pro-Verbum sein und reines Sein hat zur Vergottung der Natur geführt. Das Vergöttern der sprachlosen Physis fängt gerade bei Parmenides an. Dieser stumme Naturkult hat in den Schulhäusern neue Orgien gefeiert, seit Gott von den Scholastikern wieder als Das wahre Sein definiert wurde.

Vom Sein kann nur reden, der zunächst alle Zeitworte erlebt und sie hernach als „Sein“ zitiert.

Denn Fürworte sind sinnlos ohne die Worte, für die sie stehen. Die meiste Seinsphilosophie redet vom „Sein“, ohne durch die Fülle aller Zeitworte getränkt und gesättigt zu sein; deshalb ist sie Schall und Rauch, und deshalb haben ihr die Existentialisten den Krieg erklärt. Das Wesen Gottes gibt es nur, nachdem du erfahren hast, daß Gott zürnt, schafft, segnet und erschüttert. Die üblichen Diskussionen über das Wesen Gottes haben die Hemdsärmelmanieren der Kinder, die hinter die Uhr dringen wollen. Hinter der Uhr, da hört sie auf zu gehen! Und hinter seinem Namen treibt Gott sein Wesen nicht. Denn er ist der, in dessen Namen wir geloben und beschwören, der zu uns spricht: „Von heut an werde ich hierhin treten“, und der sich als das unerhörteste reinste Zeitwort, als Actus Purissimus sogar den Scholastikern offenbart hat.

Ziehen wir die Summe:

Die Kosenamen, die Pronomina und das Hilfszeitwort „sein“ weisen die Spielsprachen an ihren Platz im Reflexivum der Erholungszeit.

Wir dürfen uns hier nicht in Sprachgeschichte verlieren. Aber es folgt aus unseren Sätzen, daß Pro-nomina einer Sprache fehlen könnten. Tatsächlich gibt es nun Sprachen, die vor diesem Schritt ins Spielerische zurückgeschreckt sind. Zu ihnen gehört das Japanische. Das Lächeln ersetzt in ihm die Pronomina der

ersten Person. Auch wissen wir von Sprachen, z. B. der Feuerländer, die sich von ihrer Muttersprache abgelöst haben, noch ehe Fürworte gebildet waren.

Wenden wir uns nun der strengen Sprache zu.

#### f) Der Ernstfall: Die Sprache der Namen

Im Ernstfall müssen wir die Spielmünzen: der da, du hier, das Seiende, das Hänschen, die Kleine, durch die vollen Namen ersetzen.

Lange bevor es Gesetze gab, mußte man das Kind beim rechten Namen nennen. Recht und Unrecht reichen daher bereits in die tiefste Schicht gegenseitiger Anreden zurück. Wem wir nämlich einen Namen geben, den können wir damit entweder exkommunizieren oder, umgekehrt, naturalisieren. Namen und der Ton, mit dem sie genannt werden, schließen ein oder aus, billigen oder verwerfen. Die Juristen bis Hitler hatten das vergessen. Das hatte einen guten Grund. Der Grund war die Trennung in öffentliches und privates Recht. Dadurch begann der Mensch privatim als namenloses Naturwesen. Aber Kain schuldete Abel das Leben, weil er ihn angeredet hatte. Gegenseitige Anrede ist die gemeinsame Grundlage allen Rechts, ob privat ob öffentlich. Hitlers Ausrottung der jüdischen Deutschen verwertete übrigens die Unwissenheit der deutschen Gebildeten hinsichtlich dieser Grundlagen. Sie hielten das jüdische „Blut“ für wirklicher als den deutschen Namen. Heute müssen die Deutschen bei Fremden um ihr Recht betteln gehen. Da berufen sie sich nun auf alle möglichen Namen: Menschen, Europäer, Christen. Namen, auch „Deutsch“ gelten eben nur im gegenseitigen Verkehr. Nur im Gespräch mit allen anderen Völkern bei ihrer Arbeit wird es deshalb wieder ein deutsches Volk geben können, aber nicht in den romantischen Konventikeln der deutschen Märchen – die bekanntlich den Brüdern Grimm aus welschem Hugenottenmunde zukamen – oder in der Beschwörung germanischer Götzen, welche gerade von den Helden des „Deutschtums“ gefällt und verbrannt wurden<sup>1</sup>. „Deutsch“ hieß nämlich nur das Heer des allerchristlichsten vom Papst gesalbten Königs.

Die Spannung zwischen dem Namen, mit dem ich mich selber nenne, und dem Namen, mit dem du mich schiltst, überwindet die Isolierung, in der bloße Katalogwerte für Dinge verharren können.

Namen werden zu bloßen Worten, wenn ich niemals mehr den Tag erhoffe, an dem alle mich so nennen wie ich mich nenne, und umgekehrt. Da lebt der Mensch nicht mehr; er ist in der Hölle. Viele Menschen vergessen, daß sie Lebendige beim rechten Namen nennen müssen. Sie denken, es bestehe keine Gefahr, daß der Namensträger sie mit einem Gegennamen anruft. Wirkliches Nennen aber ist das rechte Gegenteil vom bloßen Wortemachen. Wenn der

---

<sup>1</sup> Siehe „Unser Volksname Deutsch“ in Mitt. der Schles. Ges. f. Volkskunde XXIX.; „Die Sprache des Westens“ in „Geschichte“ 1955 und eine 1957 erscheinende Schrift „Frank-reich — Deutsch-land“ (Käte-Vogt-Verlag).

Bürgermeister von Köpenick lange genug als Bürgermeister angeredet wird, dann ist er im Amt, und dann steht er in Kraft. Wer oft Vater genannt wird, wird dadurch mit der Zeit zum Vater. Bloße Worte verlieren durch Wiederholung an Macht. Alle Namen gewinnen hingegen gerade dadurch Macht; denn so sind sie auf dem Wege zum Titel; und Titel geben Macht. Jemanden anerkennen, ist daher immer die Erteilung einer Ermächtigung. Jede Namensanrede hat soziale Wirkungen. Gegenbeispiele erläutern das. Wenn mich jemand an den Fernsprecher ruft, von dem ich mich nicht sprechen lassen will, so ist es höchst unbequem, wenn er mich dazu bringt, ihm meinen Namen „hier Gehör“ über den Draht zur Verfügung zu stellen. Vorsichtige Leute haben eine Sekretärin, damit ihnen diese Bindung an das Nennen durch das Gegenüber erspart wird. „Wer ist am Apparat?“, ist eine vorsichtige Vorfrage, damit mir der Abbruch der Beziehungen hinterher erspart wird. Niemand will sich eben von jedermann sprechen lassen.

Der Einlassungszwang am Telefon, den jemand auf mich auszuüben versucht, würde schon dadurch ans Ziel gelangen, daß ich mich erklären muß, ob ich ihn sprechen will oder nicht! Da haben wir's ja! könnte er ausrufen. Ich hätte ihm ein Geständnis abgelegt.

Ein Anruf ist also ein gefährlicher Akt für beide Teile. Er ist andererseits ein ganzes Gespräch, wenn ihm entsprochen wird. Guten Morgen, Frau Leicht, Guten Morgen, Herr Schwer, ist ein vollständiges Gespräch. Die beiden wissen genau, wie sie miteinander stehen.

Auch das erklärt sich daraus, daß die beiden Namen eine gegenseitige Anerkennung aussprechen. Wer freute sich nicht, bei einem Morgenspaziergang von Bekannten in seinen guten Namen bei ihnen eingesetzt zu werden? Es geht eine Kraft davon aus, dank der sich manche Schwermut löst; ein einziger solcher Anruf kann einem einsamen Menschen den ganzen Tag erhellen.

Wenn hingegen beim Militär der Gefreite Lenz vom Hauptmann Kreis gerufen wird, so kommt Lenz vor den Hauptmann mit dem Ruf „Gefreiter Lenz zur Stelle“. Er darf nicht sagen: Bitte, Herr Kreis? Dies Gegenbeispiel bekräftigt unsere Analyse. Im Heere müssen statt des Gesprächs Gehorsam und Befehl erscheinen. Deshalb wird die Grundlage gleich richtig gelegt. Der Gefreite, der den Hauptmann mit Kreis anredete, der wäre einfach dadurch gleichberechtigt! Daß der Untergebene dazu verurteilt wird, statt den gleichberechtigenden Kreis anzureden, den eigenen Namen, den Kreis schon gerufen hat, zu wiederholen, ist der besondere Sinn der Disziplin. Die Unterhaltung wird hier ersetzt durch die Niederhaltung des gefährlichen Namenszwanges im Gehorchenden. Es liegt hier das echte Gegenstück zum zivilistischen Telefongespräch wider Willen vor. Fritz Gehör wurde überrumpelt, so daß er seinen eigenen Namen aussprach: „Hier Gehör“. Beim Gefreiten Lenz umgekehrt würde der Hauptmann Kreis überrumpelt werden, wenn Lenz auch nur einmal statt „Gefreiter Lenz zur Stelle“ entgegen fragen würde: „Wirklich, Herr Kreis?“



Lenz muß ihn Herr Hauptmann anreden, und ihn eben damit in seinem Armeerang anerkennen; er muß von dem persönlichen Namen Abstand nehmen.

Mithin haben wir die Unterhaltung und das Gespräch durch diese zwei Grenzfälle abgegrenzt. Aber bei beiden wird das Gespräch als Kraftfeld deutlich, in denen sich unsere Namen und Titel als öffentliche Zwangsgewalten bewähren; als Zivilist ist blamiert, wem der Soldat statt des Ranges nur den Namen gibt.

Das Kraftfeld aller geschichtlichen Kämpfe besteht aus der Spannung zwischen dem Namen, den du mir gibst, und dem, mit dem ich verlangen darf, aneredet zu werden. Dafür sind auch die Lehrerspitznamen in der Schule ein gutes Beispiel. Mit ihnen darf man den Lehrer selber nie anreden. Aber der Herr Studienrat ihm ins Gesicht war für uns Jungen deshalb doch der „sanfte Heinrich“ hinter seinem Rücken. Doch erschöpft sich die soziale Spannung nicht in diesem Gegensatz zwischen dem Namen, den Ihr mir hinter meinem Rücken gebt – etwa „Emigrant“ – und dem Titel „Herr Professor“, mit dem ihr eure Verlegenheit mir ins Gesicht bemäntelt. ‚Emigrant‘ sagt mir selber nichts; ich betrachte mich als Einwanderer. ‚Herr Professor‘ hat für euch hinter meinem Rücken kein Gewicht, denn daß ich ‚Emigrant‘ sei, wiegt euch tausendmal schwerer. Diese Klüfte sind Kindern unbekannt; den Alten vergällen sie das Leben. Die Spannung läßt sich verallgemeinert definieren als der Unterschied zwischen meiner Hoffnung, ein der Liebe würdiger Mensch zu sein, und eurer Abneigung, mit mir zu tun zu kriegen. Das ist die ewige entscheidende Spannung der Weltgeschichte. Schließlich will wohl die Mehrzahl von uns allgemein beliebt sein und bleibt allgemein unbeliebt.

Man wird einwenden: Was hat das mit der Kraft der Namen zu tun? Anerkennung und Liebe gehören doch nicht in die Sprachlehre, sondern in die Psychologie. Dieser Einwand ist wichtig, weil er aus jener pseudonaturwissenschaftlichen Sicht stammt, für die Wille, Liebe, Verstand und Gefühl des Menschen ein Stück Natur sind, das man kennenlernen kann ohne das, was der betreffende Mensch selbst dazu sagt. Dabei kann der, der den Menschen als Natur mißversteht, gar nicht mehr begreifen, was ein Wort wie Anerkennung bedeutet. Ich erkenne ein Lebewesen nämlich nur dadurch an, daß ich es so benenne, wie es heißen will und heißen soll. Einem Stern ist es gleichgültig, wie ich ihn nenne. Anerkennung gibt es daher nur dem sprechenden Lebewesen gegenüber. Denn indem diese auf ihrem Namen bestehen, erfahre ich, durch welchen Urakt ich sie anerkenne. Solange in der Bundesrepublik Deutschland nur von der Sowjetzone und nicht von der Deutschen Demokratischen Republik die Rede ist, ist ein Gespräch mit der Regierung von Pankow ausgeschlossen, während ein Gespräch mit der Sowjetunion im Bereich des Möglichen liegt.

Man kann die Anerkennung, die jedem Sprechen voraufgeht, so wenig von ihrem Ausdruck trennen, wie die Liebe von der Liebeserklärung, die Intelligenz von den Gedanken oder den Willen von der Willenserklärung. Die Willenserklärung ist der Willensakt selber, wenn er aufs Höchste getrieben wird und

der Wille sich enthüllt als wirksamer und das Licht nicht scheuender, ausdrücklicher Wille. Erklärung ist ein Reifegrad der Handlung selber.

Wir haben erkannt, daß es in der Welt der Namen ernst zugeht, weil alle um ihre Geltung ringen; also gegenüber stehen sich die Spielsprache der Pronomina und die ernste Namenswelt der Endgültigkeit.

Zu dieser ernsten Namenswelt gehören auch die Berufsnamen. Wann sich ein neuer Berufsname für dich und deine Kinder ins Deutsche hinein Bahn bricht, das entscheidet über Beschäftigung oder aber Arbeitslosigkeit.

In den Berufsnamen wandelt sich die Sprache entscheidender als in den Worten. Denn in den Namen stecken Verheißungen. Jeder in der Sprache dir entgegretende Berufsname: Flieger, Führer, Fotograf, Forscher, ist ja ein auf dich ausgeübter Reiz. Wieviele Deutsche sind nicht Privatdozent, Reserveoffizier, Parteigenosse geworden, nur weil es den Namen gab! Und mit Recht. Denn es hatte Blut und Schweiß gekostet, bis es diese Namen gab! Namen wie Landwirt oder Ingenieur sind eben nicht beliebige Worte. Sie sind die letzten Früchte mühevoller Volksprozesse und Kämpfe. Worte kannst du machen, Namen nicht!

Mit den Namen erst erreichen wir das Urgestein. Jede Verheißung aber besteht in der in den Seelen geschichtlich eingemeißelten Sprache. Namen sind Narben; wie alle Tätowierungen tun sie erst weh. Das Hochstemmen eines neuen Namens, so daß er zur Wahl steht, ist also ein Haupttakt in der Sprachgeschichte.

Die Schwergeburten des Dipl.-Ing. und des Dr.-Ing. bezeichnen das Wilhelminische Deutschland. Diese Namen prophezeien die Wendung zur Technik auf Jahrhunderte hinaus. Die Geschichte der Sprachen wird zur politischen und wirksamen Geschichte in diesen Ernennungen.

Indessen solche wahrhaft wichtigen „säkularen“ Berufe reden uns nicht in unserer Muttersprache an. Sie laden uns in die weite Welt. Der Dipl.-Ing. sichert dir dein Brot in Brasilien, der Dr. phil. in Amerika. Diese Titel sind begründet in den gemeinsamen Hoffnungen vieler Völker. Ein muttersprachlicher Titel hätte z. B. die Mediziner geradezu verhindert, ihr Glück in der Welt zu machen. Und wenn dem „Nestor der Physik“ zum siebzigsten Geburtstag nur auf deutsch gratuliert würde, dann wäre er bestimmt bloß der Nestor der deutschen Physik, also weniger. Die ausländischen Gratulanten sind notwendig, damit der Name stimmt. Als Hänschen fängt der Mensch an; aber wenn die Inschrift mit dem vollen Namen auf dem Grabstein lateinisch geschrieben war, so zeigte sich darin nur das vorromantische Wissen, daß der Name in die Sprache und nicht nur in die Muttersprache gehört. Namen sind dazu da, bei allen Völkern zu gelten. Es gibt also seit je die Universalsprache der Menschheit als Sprache der Namen. Bismarck und Lincoln bedeuten überall etwas anderes. Erst alle ihre Bedeutungen zusammen „sind“ sie als geschichtliche Wirklichkeiten.

Daher ist die Gewalt der Namen nicht innerhalb einer einzelnen Gruppen-

sprache erkennbar. Weil die Schulgrammatik immer nur von einer Sprache handelt: Deutsch oder Latein oder Englisch, hat sie den Namen ihren Platz bei den Hauptworten angewiesen. Die Folge ist, daß die Namen, diese universale Sprache des ganzen Geschlechts, als bloße Worte innerhalb derselben Sprache gelten. Die Namen werden in der Philologie nicht als Universal-sprache behandelt, sondern zu bloßen Worten der einzelnen Sprache reduziert. Und das 1950 Jahre nach Christi Geburt, also nach der bewußten Einsetzung der Universal-sprache der Namen in seinem Namen.

Diese Sprachromantik ist nun um so komischer, als sie von den Männern verübt wird, die auf die Lateinschule gehen. Der blühende Unsinn des Muttersprachenmonopols ist gerade auf dem Mist der Gymnasialbildung gewachsen. Jeder dieser Leutchen war mit Fremdsprachen vollgepfropft! Die Romantiker haben sich wohl des eigenen Übermaßes an klassischer Bildung entledigen wollen, als sie ihre Kinder arisierten, germanisierten, zionisierten und nationalisierten. Aber sie haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Soziologisch halten wir den Philologen diese neue Entdeckung eines alten Gesetzes entgegen: Namen verbinden die vielen Sprachen. Nur über Worte herrscht die Einzelsprache souverän. In den Namen aber öffnet sich jede einzelne Sprache dem gesamten Menschengeschlechte! Gegen dieses Gesetz hat sich das romantische Bewußtsein verhärtet. Darum hat es alle Geheimnisse der Sprache aus der einzelnen Sprache heraus erkennen wollen. Anders ausgedrückt: es hat alle Sprachvorgänge in die einzelne Sprache hineinverlegt. Wer von einem irrigen Grundsatz ausgeht, zieht notwendig falsche Schlüsse. Der Nationalsozialismus mußte z. B. die christliche Zeitrechnung bekämpfen: denn der Name „Christus“ spottet der Zurechnung zu einer einzelnen Sprache. Entsprechend konnte Spengler diesen Namen nicht brauchen, denn er verbindet die von Spengler (aber auch von Toynbee) zerklüfteten Zivilisationen. Entsprechend rechnet das von der romantischen Sprachlehre völlig eingenommene Deutschland heut allgemein die Zeit seit 1945, seit Hitlers Tode. Jedem Nichtdeutschen fällt diese kurzatmige Zeitrechnung auf. Das Gedächtnis oder die Verantwortung für die Jahre 1914/1917/1919/1933/1938 sind wie ausgelöscht. In einer Sprachwelt, in der Namen nur zur eigenen Muttersprache gezählt werden, ist aber ein solches Greifen nach Hitlers Namen zur Zeitbestimmung unvermeidlich. Man greift nur noch nach nationalen Namen, seitdem die romantische Schule überall die Namen in die einzelne Nation hinuntergerissen hat. Dabei ist Hitler auch ein internationaler Name, und zwar mehr, als für den deutschen Namen gut ist.

An dieser Stelle ist der Namenszwang, der alle „Muttersprachen“ überflutet, als Grundsatz festzuhalten: Der Sinn jedes Namens ist ein Ausgleich zwischen Selbstbewußtsein und Fremdvorstellung! Also verbindet jeder Name zwei Sprachwelten; im Ansatz ist mithin jeder Name ein Friedensschluß zwischen Menschen verschiedener Zunge. Wer Vater zuerst sagte, in der Urzeit, riß sich

die eigene Zunge aus und setzte sich die gemeinsame Zunge ein, in der die Namen Vater und Sohn verbindlich zwei Personen aufeinander einstellten. Du Vater, du Sohn – daher zwischen dir und mir kein Mord und Totschlag. Namen nehmen jeden einzelnen aus sich selbst heraus und stellen ihn Kraft des Namens nachträglich als ein anderes Wesen in sich selber zurück. Die Sowjetunion, welche 1933 von USA anerkannt wurde, war damit ein Teil der Welt wie vorher nie. Fräulein Lieschen Müller wird Frau Elisabeth Ball in einem neuen Friedensschluß, der eben daher den allgemeinsten Namen für Friedensverträge führt, nämlich „Ehe“. Ehe ist Gesetz, Gesellschaftsvertrag schlechthin, nämlich etwas „Ewiges“: Ehen erzeugen vorher nicht vorhandene Zwangsvorstellungen. Sie stellen die Ehefrau und ihre Kinder woanders hin, nämlich in den Namensbereich ihres Mannes. Seine Freunde werden nun ihre Freunde; seine Feinde werden nun ihre Feinde. Wie ja besonders klar wird, wenn der Ehemann in den Krieg oder in den Bürgerkrieg zieht. Ihr Elend wird nun zwar namenlos, aber ihre Zugehörigkeit ist es nicht. Ihr namenloses Elend rührt gerade von der Zwangsvorstellung her, kraft der sie die Ehefrau Ball geworden ist. Darum lautet der Grundsatz der ersten Sprachschicht, der Namen: Wer einen Namen trägt, wird zu einer anerkannten Partei innerhalb der Gesellschaft. Vater, Mutter, Sohn und Tochter sind die ersten Parteinamen der Geschichte. In den Monarchien haben sich übrigens deshalb immer Parteien um die Thronfolger herum geschart. Das ist unvermeidlich. Denn der Namen setzt das vorhistorische Menschentierlein zum Mitglied eines namentlichen Ganzen. Jeder weitere Name setzt mich in eine weitere Gruppe: Name, Vorname, Volksname, Berufsname, Doktorgrad gruppieren mich. Damit mir der Name erteilt werde, muß ich dieses Ganzen Teil werden. Erteilen der Namen schafft erst die Teilnehmerschaft. Daher muß ich den Namen bedingungslos annehmen, der mir gegeben wird. Vorher habe ich keine Rechte, keine Pflichten, keinen Status. Weder Bürger noch Ehefrau noch Sohn werden wir durch Vertrag.

Der sogenannte „Mensch“, von dem so oft die Rede ist, kommt also erst hinterher zustande, nachdem ihm schon kraft seines Namens sein Platz in der Gesellschaft eingeräumt wird. Ein jeder Name schafft im Gesamthaushalt unsres Geistes Platz für ein eigenes, bisher noch nicht anerkanntes Glied im Ganzen. Dagegen aber, daß hier Einräumung in ein Ganzes hinein statthabe, sträubt sich der gesamte Sprachnaturalismus. Die Anstrengung, die es kostet, einen weiteren Namen anzuerkennen, wird da geleugnet, wo die Sprache als Zusammenzählung von einzelnen Worten gilt.

So hat das abgelaufene Jahrhundert das Benennen zahlloser juristischer Personen, Aktiengesellschaften, Firmen usw. zuerst so ansehn wollen, als tue das den Namen der schon lebenden Personen gar keinen Abbruch. Erst 1926 ist es mir gelungen, zu erweisen, daß jede juristische Person, die einen eigenen Namen erwirbt, den natürlichen Personen Raum wegnimmt<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Vom Industrierecht. Rechtssystematische Fragen. Berlin 1926.

So tobt in der Biologie der Kampf um den Begriff ‚Spezies‘, weil niemand für denkbar hält, daß die Spezies eine Unterteilung bis zur untersten Stufe der Namentlichkeit sei. Der amerikanische Ornithologe Ernst Mayr erfuhr dies in seltsam deutlicher Art, als er auf Neu-Guinea Vogelarten sammelte. Er stellte 138 Species fest. Aber er stellte auch fest, daß ihm diese 138 Vogelsorten von den hilfsbereiten Eingeborenen unter 137 verschiedenen Namen vorgelegt wurden. Gerade diese winzige Differenz von einer einzigen Species mehr oder weniger zeigt, daß die Species kein biologischer Begriff, sondern eine vorbiologische Tätigkeit ist. Sie ist die uns aufgezwungene ausdrückliche Anerkennung aller eigenartigen Geschöpfe. Die „Wilden“ wissen also, was Schulkinder nicht mehr wissen: Sie wissen, wem ein eigener Name zukommt.

Wir müssen sagen Elefant, Löwe, drei Löwen, fünf Elefanten. Unterhalb der Species zählen wir. Aber wir müssen jedem Menschen den Speciescharakter eines, seines einzigen Namens geben, weil unser Geschlecht Species Specierum, eine aus Arten gebildete Art, ist.

Meine namentliche Stellung, meine Ansprechbarkeit kommt also aus dem Haushalt eines Geistes auf mich hinunter. Meine Mitgliedschaft in der Gesellschaft ist älter als mein Selbstbewußtsein. Jeder Name gliedert mich in eine Gruppe. Auch wer ‚Hans‘ als ganz er selber zu heißen scheint, ist eben damit schon Deutscher. Sonst müßte er ja Giovanni oder Jean oder John heißen. Nur nachträglich kann ich mir auch einen eigenen Namen machen. Das aber dauert ein langes Leben.

Wo es aber um Krieg und Frieden, also um den Geltungsbereich des Sprachgesetzes geht, da entscheiden meine Gruppennamen; ob ich will oder nicht, macht keinen Unterschied. Übrigens bei der furchtbaren Räumung Schlesiens haben sich ein paar Zurückbleibende hinter ihre polnischen Familiennamen verschantzt. In Hinterpommern haben die Polen einen Erbdrost von Puttkamer auf Grund seines Namens für einen Polen erklärt und festgehalten.

Die Namen sind die Urwege der Sprache. Sie liegen dem Wortwerden, dem Begriffwerden und vor allen Dingen, sie liegen den Fürworten ich, du er, es, sie vorauf. Götter sind namengebende Mächte. Das lehrt schon Zarathustra.

So bedürfen sie nicht der Deklination und Konjugation; denn Name ist im Anruf Hauptwort und Zeitwort in einem. Der Vokativ gibt im Tonfall zu erkennen, ob befohlen, verboten, gefragt oder gebeten wird. Der Name ist das klangvollste und klangreichste Element jeder Sprache, weil alle Sätze in ihm ohne weitere grammatische Formen gesprochen werden können. Während es bei den Hauptworten und Beiworten auf die Fälle ankommt, der, des, derer, dem usw., kommt bei den Namen alles auf den Tonfall an. In den Namen leben daher die Tonfälle der Völker. Und diese fallen nirgends mit den Sprachgrenzen der Nationen zusammen!<sup>1</sup> Tatsächlich sind die Namen plus Tonfall

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu den Abschnitt: Grammatik und Logik, 195 ff.

bereits eine richtige Sprache! Die erste Sprache ist mithin rein thematisch ohne Morphologie, aber mit reichsten Kadenz und Klangfarben<sup>1</sup>.

### g) Name als Schall und Rauch

Wo es nicht um Krieg und Frieden geht, und wo nicht gespielt wird, außerhalb der Völkerkämpfe und der Kinderstube, gibt es andere Sprachschichten als die der Fürworte und der Namen. An diese anderen Schichten denkt jeder zuerst, wenn er aufgefordert wird, „Sprache“ zu begreifen. Der Leser kann aber die Worte, an die er immer zuerst denkt, nicht verstehen, wenn er sie nicht eingespannt vernimmt zwischen dem Reich der Namen – Johannes Müller, ein glaubwürdiger Mann – und dem Reich der Kosenamen und Pronomen: „Hänschen, Mama ruft dich“.

Worte sind im Zwischenreich zwischen Völkerverkehr und Kinderstube am Werke. Dies Zwischenreich ist umfangreich, und die Sprache ist dort lawinenhaft angewachsen. Aber sie kann dort nicht entspringen. Bloße Worte und ihre begriffliche Bestimmung stammen aus Arbeitsgang und Redestreit, nicht aus dem Spiel der Kinderstube und nicht aus dem Heeresaufgebot der Männer. Arbeitslied und Rechtsbegriff verschieben den Akzent von den Klangfarben und Tonfällen der Namen hinweg auf neue Formen des Ausdrucks, die in den Namen erst unentwickelt schlummern. Die Worte der Arbeit gestalten die grammatischen Formen für die Dinge, und diese Formen treten an die Stelle der gesprochenen Kadenz. Die Begriffe des Rechts aber fügen zu dem Reichtum der grammatischen Formen die Logik der syntaktischen Ordnung, des Obersatzes und der Untersätze. In beiden Schritten werden Klang und Tonfall zurückgedrängt. Grammatik und Logik sind Tonfallersatz.

Wer ausruft „Gott, o Gott“, von dem sagt man: er redet Bände. Wer sagt: „Der Herr ist mein Hirte, er weidet mich auf einer grünen Au“, singt einen Psalm; in ihm stellen ‚Der‘, ‚ist‘, ‚weidet‘, ‚mich‘, ‚auf‘ die grammatischen Formen dar, in die hinein sich jener Ausruf „Gott, o Gott“ entfaltet hat.

Wer schreibt: „Gott ist nicht nur der Schöpfer sondern auch der Erhalter des Menschengeschlechts, daher bin ich einerseits sein Geschöpf, andererseits bin ich auch berechtigt anzunehmen, daß er mich wie alle anderen Menschen auch künftig im Auge behält“, der gebraucht Logik. Nicht nur, sondern auch daher, einerseits – andererseits, anzunehmen, daß, wie, auch, sind die Scharniere und Instrumente des logischen Apparats. Grammatik und Logik müssen also deutlich als entfaltete Sprachzweige vom Tonfall der Namen abgehoben werden. Denn vorläufig glaubt noch niemand an die Urmatrix dieser Namenstonfälle, vor aller Grammatik. Unsere Bücher erkennen sie nicht an. Alles ist ihnen Logik, wenig ist ihnen die Grammatik, Name aber ist Schall und Rauch.

---

<sup>1</sup> Vgl. V. Pisani, *Rendiconti Accademia Reale di Roma* 1933 (IX), 245 ff.

Freilich, das ist nur in der Theorie so. Wenn dich nämlich einer Mörder schilt oder Lügner, dann wirst du plötzlich namenshörig und namensbesessen. Du gehst vor Gericht und verklagst den Mann wegen Beleidigung. Warum denn, wenn Name Schall und Rauch ist, bloße Schälle und Knälle in der Luft? O nein, du bist plötzlich deines Ranges in der Gesellschaft entkleidet worden. Darüber beklagst du dich. Die Positivisten, Physiker, Logiker verlangen alle, als Herr Doktor und Herr Professor geehrt zu werden; gleichzeitig schlagen sie wütend auf den Wortaberglauben ein. Die Unbekanntheit der Liberalen mit ihrer eigenen Namensanmaßung und Titelsucht hat etwas Entwaffnendes. Die jüngsten Sprachergründer Revesz, Louis H. Gray, Meillet, Saussure, Sapir, Alan Gardiner, alle sprechen über den Ursprung der Sprache. Aber in den Registern ihrer Werke steht das Stichwort „Name“ nicht.

Cuny hat darauf hingewiesen, daß die gegenseitige Zuteilung der Familientitel älter sei als die Grammatik. Er hat daher sein Buch „Prägrammatische Studien“ genannt. Darin zeigt er, daß sich die Bezeichnung jedes Hausgenossen als gegenseitig erweist: Va-ter – Mu-tter, Bruder und Schwester sind ja nur sinnvoll, weil der Vater fünftausend Jahre lang seine Frau vor seinen Kindern als die Frau bezeugt hat und sie ihren Mann als den Herrn Vater. Die Sprache der Namen ist also nicht als Benennung mißzuverstehen, wie beim Aufkleben der Namen des Linnéschen Systems auf die Pflanzen. Es handelt sich vielmehr um Ernennung! Die Namen polarisieren sich wie die Pole einer Elektriziermaschine<sup>1</sup>. Je öfter sich zwei Namen entsprechen, desto tiefer greift die Ernennung, die sie schaffen. Kapital und Arbeit –kein Mensch stellte sie vor 1800 einander gegenüber. Der Sprachgebrauch selber hat diese Vergegenseitigung ins Leben gerufen, bis sie nun in der „Mitbestimmung“ sich gesetzlich niederschlägt.

#### h) Kredit und Solidarität als Glaubensartikel

Die Marxisten haben diese Zuerteilung der Namen mit der Arbeitsteilung identifiziert. Die Arbeitsteilung ist allerdings ein erheblicher Bruchteil der Namenserteilung. Davon noch ein Wort. Denn wir sind hier im Herzpunkt der heutigen Gesellschaftskämpfe. Die Liberalen haben den Menschen „von vornherein“ in die Natur hineingesehen. Sie haben ihn ohne die Hochsprache gegenseitiger Namengebung begreifen wollen. Diesen Irrtum der Humanisten haben die Kommunisten mit dem Heilsruf „Arbeitsteilung“ beantwortet. Jede Arbeitsteilung sei die Antwort auf die Klassenfrage der Gesellschaft nach der Verteilung der Produktion; die Rassisten haben sich dem Klassenkampf entgegengeworfen und statt der Arbeitsteilung das Fleisch und Blut zur Grundlage der Gesellschaft gemacht.

---

<sup>1</sup> Der Marxist George Thomson, *Studies in Ancient Greek Society* 1949 London, S. 211 n. 36, nennt ‚Mutter‘ ein „Lallwort“. Also trotz seiner dialektischen Methode sieht er nur die Ware „Wort“.

So haben wir nunmehr drei Parteien: Liberale, Klassenkämpfer, Rassisten, die alle von uns als Dingen reden, die erst da seien und hinterher eingeteilt würden. Die Ewige Überlieferung des Menschengeschlechts seit Kapitel 5 des 1. Buches Mosis widersetzt sich allen drei Philosophien. Die drei Philosophien betrachten uns Menschen als einen Teil der Natur. Sie sind deswegen alle griechischer Denkungsart und wie die Griechen des Altertums verewigen sie die Sklaverei, den Krieg und die Willkür; denn die Gegenseitigkeit zwischen den begreifenden Philosophen und ihren menschlichen Gegenübers wird zerstört, wo ein Gegenstand „Mensch“ gedacht wird.

Ob nicht alle drei durch das Bild eines Stammbaums in die Irre geführt werden? Der Rassist geht auf die Wurzel zurück; der Liberale betrachtet den Einzelnen, diese feinste Blüte am ganzen Baum; der Klassenkämpfer sieht die Verzweigung. Aber narrt uns dies Bild vom Stammbaum nicht, weil es ein unzureichendes Bild ist?

Die russischen Kommunisten waren nicht etwa Proleten, sondern Edelleute, Intellektuelle, Juden. Also springt der Revolutionär von einem Zweig oder aus einer Klasse in eine andere hinüber. Dies Opfer ihrer bisherigen namentlichen Stellung und nicht der materielle Platz war ihr Kapital, das sie in die Revolution investierten. Die Empörung über die eigene schlechte Rasse trieb die Rassisten vorwärts. Wie hat sich Gobineau um die Erfindung seines eigenen Stammbaums bemüht, weil ihm der seine unwert erschien. Die Liberalen aber haben die Ware Arbeitskraft eingekauft. Noch 1935 hat mit diesen Worten der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die freien Arbeiter zu regulieren versucht. Wo war denn da der Einzelne des Liberalismus?

In allen drei Fällen, in Rassismus, Idealismus, Materialismus, hat sich also das Denken nicht der Tatsachen bemächtigen können, die im Handeln dieser Bewegungen zutage traten.

Also muß doch wohl ihr Gedankenreich gewichtige Gebote ihres Handelns unbedeckt lassen. Suchen wir diesen Geboten ihre Sprache abzulauschen. Dann werden wir statt der Theorie, die sie im Munde führen, die Sprache oder den Logos erkennen, an den sie selber im Handeln glauben.

Ich will das freilich hier nur für die Liberalen und Kommunisten ausführen, schon um den Leser nicht zu ermüden. Der weitere Grund ist, daß die Rassisten nur ein Fall der Gegenrevolution sind, und der Leser kann in den „Europäischen Revolutionen“ den Nachweis finden, daß Gegenrevolutionäre nie eine weltbedeutende Sprache sprechen, sondern immer nur eine Teilsprache. „Germane“ geht eben nur Germanen an. Aber Liberal oder Kommunist sind Weltworte.

Die Liberalen und die Kommunisten, beide wollen ohne Kirche und Dogma und damit ohne Glauben auskommen. Sie haben den nicht nötig, sagen sie; die Vernunft genügt; man sagt, was man denkt. Man denkt, was vernünftig ist. Es gebe also keine Befehle aus der Zukunft. Bei beiden findet sich wohl noch das



Wort „glauben“; aber es ist für sie nur eine Art Meinen, Sicheinbilden. Es ist eine schlechtere Art von Denken; es ist Wähnen.

Wir wollen nun das Glaubenswort zuerst für die Liberalen auffinden, mit dem sie gar nicht gewähnt oder gedacht, sondern im strengen religiösen Sinne geglaubt haben und glauben müssen, um überhaupt liberal sein zu können.

Was Glaube ist, wird bei ihnen mit dem Wort Kredit beschrieben. Wer mir tausend Mark borgt, der glaubt mir. Was er wähnt oder denkt, ist recht unwichtig im Vergleich zu der Tatsache, daß er mich an einem Teil seines Vermögens teilnehmen läßt. Kredit heißt: Teilnehmen lassen. Das heißt aber Glaube! Wir wissen schon, daß der erste Sprachakt die Erteilung des Namens ist, dank dessen ich an einer Gruppe teilnehme. Im Kreditsystem hat der Liberale echte Gemeinschaftskräfte anerkannt, vielleicht nur da. Im Bankwesen und Geldsystem steckt die Religion des Bürgertums. Denn an die Spielregeln des Kredits hat es sich gebunden. Das aber ist Religion.

Das Dogma der Liberalen, Glaube sei bloße Meinung, umschlang Millionen Köpfe. Aber der wirkliche Glaube der Liberalen als „Kredit“ umschlang nur die, denen sie ihre Millionen borgten. Dieser Widerspruch zwischen ihrem Glaubensbekenntnis und dem Glauben, den sie bewährten, bleibt nun eben ein Widerspruch. Wie konnte der Widerspruch unbemerkt bleiben? Sehr einfach: die Liberalen wähten, ihr humanes Denken sei maßgebend statt ihrer täglichen Aussprüche. Der liberale Glaube an diese öffentliche Meinung beweist ihre Verwechslung von Glaube mit Meinung. Sprache schien ihnen ja unverbindlich. „Die Philosophie“, das Denken, die Gesinnung, seien „rein“, dachten sie; dann käme es auf die Widersprüche in dem trüben Bereich des bloßen Sprechens nicht an. Die falsche Sprachphilosophie der Idealisten war eine Existenzbedingung der bürgerlichen Gesellschaft. Sie beschränkte nämlich ihren Glauben auf ihr Kreditsystem. Uns hingegen wundert es nicht, daß ein Widerspruch zwischen Glaube als Ideologie und Glaube als Kredit zur Revolution führt. Denn jeder Sprecher, der jemanden anspricht oder von jemandem spricht, erteilt ihm einen Platz in seiner Gemeinschaft. Alles Sprechen stiftet entweder Frieden oder es erklärt Krieg. Die Liberalen dachten Frieden allen Humanen, aber in ihrem Kreditsystem erklärten sie den Arbeitskräften den Krieg. Pazifismus und Kapitalismus gehören seltsam zusammen. Der Feind des Kapitalisten wurde der streikende Arbeiter, die Ware Arbeitskraft; denn sie blieb vom Kredit ausgeschlossen. Wir aber wissen jetzt, was Glauben und Sprechen miteinander zu tun haben. Dies scheint mir die Erkenntnis, die am meisten fehlt oder abhanden gekommen ist: Glaube ist nie sprachlos. Wir werden dieselbe Einheit, Lieben und Sprechen, bei der Analyse der Kommunistenideologie finden. Nur von diesem Punkt her läßt sich die politische Rolle der Sprache verstehen. Sie ist deshalb kein Werkzeug, kein technisches Mittel, weil die drei Explosivstoffe unseres Geschlechts ohne sie nicht existieren würden. Glaube, Liebe, Hoffnung drücken sich immer in Sprachakten aus. Sie zwingen uns zu gewissen Sätzen und Namen.

Der Glaube erlaubt ändern, an meinem Leben teilzunehmen und er gelobt meine Teilnahme an einem gemeinsamen Leben. Der Glaube verteilt also Rollen und Rechte an Mitglieder. Jedes Wort, das gläubig gesprochen wird, gilt für den Sprecher und den Angesprochenen. Es waltet mithin über beiden. Wir unterstellen uns unserem eigenen Ausspruch und wir unterstehen ihm danach. Der Ausspruch ist also meiner Willkür entzogen, obwohl ich ihn selber tue! Denn ich tat ihn nicht willkürlich: Wer spricht, unterwirft sich. Glauben heißt also, sich auf einen höheren Namen mit allen, die mithören, einzulassen, um alle diesen Namen Vernehmenden zu beteiligen. Der Kredit der Bank ist Widerschein solchen Glaubens. Die „Währung“ ist hier der Name, auf den sich alle Beteiligten einlassen und in den der Kreditnehmer eingelassen wird, damit er sich bewähre so wie die Währung sich im Kredit bewährt.

Kredit ist Einlaß. Währung aber ist Geist. Daher demoralisiert die Inflation. Der Geist (die Währung) weicht da aus den Verträgen. Ihr Glaube wird sinnlos. Aber die Inflation widerlegt nicht die Tatsache, daß wir aus Glauben sprechen; sondern die schrecklichen Folgen der Inflation beweisen gerade, daß es ohne Glauben nicht geht.

Was der Kredit den Banken, das ist die Solidarität der Klasse. Kredit ist eingeschränkter Glaube; Solidarität ist eingeschränkte Liebe. Kredit verkürzt den Glauben zum Glauben an die Teilnahme an der Währung. „Solidarität“ verkürzt die Liebe zur Liebe für die Mitglieder des Proletariats. Solidarität ist damit gleichgeschlechtliche Liebe; im Zeitalter der Homosexualität ist die Solidarität der Arbeiter eine geistige Parallele zu dieser unfruchtbaren Form der leiblichen Liebe. Wenn wir dieses bloße Wort „geistige Parallele“ mit Fleisch und Blut füllen, dann erhellt sich uns die Solidarität. Als geistige Parallele zur Homosexualität ist die Solidarität die ausdrückliche, die laut Ausruf, laut Klassenbewußtsein rege Homoerotik. Weil sie nicht leibliche Neigung ist, so existiert eine Klassensolidarität nur dank unserer Fähigkeit, etwas ausdrücklich festzustellen. „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Aber gleich ist nur „gleich“, wenn es als gleich angesprochen und ausgesprochen wird und wenn Ungleiches ausdrücklich ausgeschlossen wird. Es gibt bekanntlich laut Marxismus Proletarier, die es noch nicht wahrhaben wollen, daß sie Proletarier sind, oder die es nicht mehr wahrhaben wollen (Vorarbeiter, leitende Angestellte). Sie seien zwar „gleich“ allen anderen Proletariern, aber sie widersprechen dem Namen noch; sie hielten sich für ungleich! Ich kann widersprechen. Ich kann mich losagen. Ich bin dann verkappt, pseudo, veraltet, korrupt. Aber es gibt mich.

Der Widerspruch gegen die Solidarität schlägt Bresche in die Solidarität. Also beruht die Solidarität auf der Ausdrücklichkeit, auf der Liebeserklärung. Und die ist freiwillig. „Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen.“ Marx, Lenin und Trotzki haben ja die Liebe zu ihrer eigenen Klasse, also zu ihresgleichen verleugnet. Marx hat seiner Klasse und seiner Rasse, dem Judentum, sehr lieblos widersprochen. Die Dialektik, an die der Marxist glaubt, ist das Gegenteil

von dem Widerspruch, den seine Lebensgeschichte lehrt. Der Marxist glaubt an eine sprachlose These A und eine sprachlose Antithese B; die sind gedachte Gegensätze. Hingegen verläuft die Geschichte der Marxisten selber als eine Geschichte der Liebe zwischen Mitgliedern von A und Mitgliedern von B, kraft der sich der Liebende aus A lossagt. Die normale geschlechtliche Liebe entspringt mithin einem Widerspruch gegen den Gegensatz der Klassen, einer Rebellion von Marx und seiner adligen Frau gegen ihre beiden Elternpaare.

In Widerspruch und Gegensatz haben wir die beiden Grundbegriffe, in denen unsere Sprachökonomik von dem ökonomischen Materialismus sich unterscheidet. Im Jahre 1950 ist Stalin selber auf diesen Unterschied aufmerksam geworden. Er hat die sprachlosen Vorstellungen These und Antithese preisgegeben und die zentrale Macht der Sprache anerkannt. In Rußland ist der Kommunismus seit 1950 ausdrücklich abgeschafft. Denn Stalin hat Ende Juni 1950 ein Manifest erlassen, wonach die Sprache dazu da sei, die Klassen und die Menschen überhaupt zu vereinigen!<sup>1</sup>

Stalin hat die Sprache als Liebeserklärung anerkennen müssen; um sein Reich vor der nächsten Revolution zu schützen und um die Sowjets in Stand zu setzen, Frieden zu schließen, hat er erklärt, die Sprache sei keine Ideologie. Sie sei auch keine Materie. Sie sei vielmehr etwas Drittes. Im Kommunismus aber gab es bis 1950 nichts Drittes. Alles Geistige war Überbau und Ideologie. Ist die Sprache der bindende Dritte zwischen Kapital und Arbeit, dann bin ich als Sprecher weder Kapital noch Arbeit, weder Bourgeois noch Proletarier. Wer immer ich dann auch bin, in jedem Falle besteht dann die Menschheit nicht aus Kapitalisten und Kommunisten. Stalin schreibt in diesem Zusammenhang vieles Liebenswürdige über die Sprache. So sagt er, daß „mit ihrer Hilfe eine Regierung in der Lage sei, Revolutionen von oben zu machen.“ Früher, vor Stalin, hieß dies Wunder: „die Regierung kann regieren!“ Da Menschen sich sprechend und hörend einem Geist unterwerfen, so ist Regieren und Gehorchen allerdings der Urvorgang der Rollenverteilung in der Gesellschaft. Solidarität der Regierung mit den Regierten ist also jener Bruchteil der Liebe, die zwischen Ungleichartigen durch Liebeserklärung möglich wird, durch gegenseitige Ernennung. Wie der Kredit in der Bourgeoisie ihr materieller Bruchteil an Glauben ist, so ist die Solidarität des Proletariats sein spiritueller Bruchteil an Liebe. Die Arbeiter haben nicht gleichlaufende materielle Interessen. Das Gegenteil ist wahr. Ein Arbeiter verdrängt den anderen auf dem Arbeitsmarkt. Die Reservearmee bedroht den Arbeitsplatz jedes Werktätigen. Aber die Solidarität erhebt sich über diesen Widerstreit der Interessen. Trotz entgegengesetztem Interesse halten die Arbeiter ausdrücklich zusammen. Nicht alle Arbeiter übrigens, aber viele sind eben echter Liebe fähig. Und echte Liebe ist Selbstvergesen. In der Solidarität betätigt der Arbeiter Liebe, während der Bürger im Kre-

---

<sup>1</sup> Die Einzelheiten in den „Europäischen Revolutionen“, Stuttgart 1951.

dit Glauben betätigt. In der Solidarität liebt der Arbeiter nicht des Geldes wegen, sondern des Leides wegen. Er liebt seine Leidensgenossen; der Bourgeois vertraut hingegen seinen Glücksgenossen. Beim Bourgeois hängen Sexus und Geld schier krankhaft zusammen. Sie bedrängen ihn nie allein, immer zusammen. Der Arbeiter ist von dieser Perversion oder Konfusion der Balzacs und Marcel Prousts und Galsworthys frei. Wo der Bürger kreditiert, erklärt der Arbeiter seine Solidarität. Der Streik ist eine solche erklärte Solidarität, und der kollektive Arbeitsvertrag und die Arbeiterorganisation sind Früchte der erklärten Solidarität des Leides. Liebeserklärungen aber kann niemand Schranken setzen, sagt Stalin 1950. Dieselben Arbeiter, die ihren Leidensgenossen trotz materieller Gegensätze haben lieben können, können auch weiter lieben.

Im Gegensatz zu allem Glauben, der beteiligt, einteilt, zuteilt, arbeitsteilt und unterstellt, macht nämlich Liebe die Teilungen und Einteilungen rückgängig und vergessen. Sie betont die Gleichheit der Ungleichen. Wenn Gleichartiges sich liebt, ist nie echte Liebe am Werke, bloß Kameradschaft. „Tovaritsch“ ist ein bescheidener Schatten des Geliebten. „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ ist dagegen eine tollkühne Liebesheirat, die Ferdinand Lasalle zu vermitteln unternahm. Jede Liebe opfert und begehrt zugleich. „Liebe ist Begehrt und Opfer im Gleichgewicht“ (Giuseppe Ferrari). Während also der Glaube uns der notwendigen Ordnung verschiedener Funktionen unterwirft, wirft die Liebe einen Teil des Anspruchs des Kreditgebers von sich. Welchen denn? Den Anspruch auf den eigenen Willen. Jeder Gläubige, am meisten aber der reine Fanatiker, also der Mensch, der rein glaubt, besteht darauf, sich treu zu bleiben. Der Liberale verliert alle Gemeinschaft aus Prinzipien-Treue. Die Liebe hingegen sagt: heut, jetzt, sogleich, im Augenblick werde ich mir untreu, weil ich dir treu bleibe. Glaube als Glaube läßt sich so wenig von seinem Kurs abdrängen wie ein Rennfahrer. Er wäre nicht Glaube, ginge er nicht mit dem Kopf durch die Wand und mit „seines Schicksals Rossen“, wie Goethe 1775 ausrief, über die höchsten Hürden.

Der Liebende aber verfährt anders. Um der Liebe willen läßt er nämlich viele Worte seines Glaubens vorderhand ungesagt. Wer wahrhaft liebt, der spricht nicht, um die Wahrheit zu sagen, sondern um in aller Wahrheit seine Liebe ausdrücklich zu erklären. Dem Liebenden verwandelt sich das Wort in seiner Kehle, weil sein Herz für den Hörer schlägt. Der Glaube hat Mut, soviel Mut, daß er durch dick und dünn recht hat. Aber die Liebe mutet dem Hörer nur das zu, was dieser ertragen kann. Glaube ist Wagemut. Lieben heißt, den Mut so in Zucht nehmen, daß Adressat und Sprecher wie ein Mensch werden. Sie werden nämlich ein Herz und eine Seele, und dank dieser Vereinigung wissen die Liebenden, wann sie einander die Wahrheit zuzumuten haben. Selten ist das von vornherein tunlich! Die Liebe ist zugehörig. Wir eignen zu, denken zu, muten zu, wenn wir nicht bloß glauben, sondern auch lieben. „Treu angehörig“, unterschrieb sich der alte Goethe. Wie gut stand das dem Dichter der Verse:

Und dann noch soll, wenn Enkel um uns trauern,  
Zu ihrer Lust auch unsre Liebe dauern.

Die Liebe spricht zu des Geliebten Lust und opfert den Starrsinn des Glaubens, den Wortsinn, für den zueignenden Sinn auf. Die Liebe übersetzt also das herkömmliche Wort in ein zueignendes Wort. Denn die Liebe ist die sich in Namen gestaltgebende Geschlechtskraft; mit ihren Liebesnamen erzeugt sie in die Welt des Glaubens hinein das neue Geschöpf.

Dies ist eine brutale Tatsache. Der Glaube benennt „an und für sich“; aber die Liebe bringt ein neues Glied ein; deshalb übersetzt sie! Es ist dies unter uns sehr schwer einzusehen, weil Sprache und Liebe in verschiedenen „Gebieten“ behandelt werden. Die Psychiater – alle Psychebeflissenen – reden vom Eros, Sexus, den Persionen, der Sinnlichkeit. Die Theologen reden von Agape; die Lyriker singen vom Mondschein und dem Schlagen der Nachtigallen. Die Literaturhistoriker reden von Pornographie, vom Westöstlichen Diwan und vom Parzifal. Schließlich reden die Philologen von der Bibelübersetzung, dem Genitiv, den Gattungsnamen, den Genera verbi, und die Juristen reden vom Ehekontrakt.

### i) Geschlecht und Sprache

So werden Geschlecht und Sprache auseinandergehalten als Natur und Geist. Die Folge ist eine tiefe Unmoralität. Wer nicht freit, kann nicht lieben. Freien aber heißt singen. Don Juan, der ein Ständchen bringt, ist sittlicher als die legitime Zärtlichkeit, die ein Mädchen entjungfert, weil der Standesbeamte es erlaubt hat: „Eine gesunde Frau heiratete aus Neigung einen Pfarrer. Dieser zerstörte ihre Liebe, weil er das falsche sagte. Er sagte als eine Art Gebet vorher immer (ja: immer), „Und nun in Gottes Namen, empfangen meinen Samen!“ Sie konnte ihm einfach nicht sagen, daß ihr das verhaßt war und litt furchtbar, und es tötete ihre Liebe zu ihrem Mann. Wie kann ein Mann so sprechen? Ich glaube nicht, daß er seine Frau geliebt hat.“ Soweit der wörtliche Bericht einer Vertrauten dieser Unglücklichen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der protestantischen Schweinepriester dieser Art nicht ganz wenige gelebt haben. Jedes Wort an diesem in Männerkonventikeln ausgeheckten Spruch ist Blasphemie gegen den Gott, der die Liebe erschaffen hat. Denn in der Liebe gibt es kein Eigentum („meinen Samen“, als ob er dessen Privateigentümer sei!). In der Liebe gehen alle bisherigen Namen unter, um neu aufzuerstehen; in der Liebe dreht sich das Verhältnis von Individuum und Specimen um, und das Individuum wird demütig weniger als das ewige Leben, dem es sich unterwirft. Wer Gott im Augenblick des Hohen Liedes anruft statt die Geliebte, weiß überhaupt nicht, wann wir Gott anrufen dürfen. Denn die Ehe ist ein Sakrament, das sich die Ehegatten nur dann spenden, nur dann zu spenden vermögen, wenn der Gott in sie eintritt. Und in wem Gott lebt, der spricht im eigenen Namen. Jesus

hat sich darüber so klar ausgelassen, daß Paulus vertrauensvoll jeden Bräutigam als Christus bezeichnen kann. Christus aber hat nie in Gottes Namen, sondern im eigenen Namen gesprochen. Er war nämlich mit Vollmacht ausgerüstet. Jenes unaussprechliche Mistvieh von Pfarrer aber nur mit Macht. Entsetzlich, daß eine Kirche solche Mitgehilfen des Wortes aussendet. Ein anderer Fall über den Bezug von Sexus und Religion. Durch viele Jahre arbeitete für meine Landwirtschaft eine schottische Familie, der hochbetagte Vater und zwei rüstige Söhne. Als wir bekannt wurden, waren beide Söhne noch unbeweibt, obwohl schon an die Dreißig. Als dann der Vater starb, hat der eine endlich gefreit; der andere aber, der besonders an dem Vater hing, war nun fünfunddreißig und hatte noch nie ein Mädchen angerührt. Er verfiel nach des Vaters Tode in Umnachtung, und zwar wechselte er zwischen Raserei und dem Anrufen Gottes und der himmlischen Engel, glaubte sich im Himmel und dergleichen. Er ist Protestant und war kirchlich aufgewachsen. Er ist im Irrenhaus seit sieben Jahren. Es ist mit Händen zu greifen, daß ihm in der Mitte des Lebens die Säfte stockten, als der Vater starb und trotzdem die Öffnung für den Fortgang des Lebens durch die Liebe nicht geschah. So wurde er rückwärtsgerissen, und in dieser Verstockung traten die in der Kindheit mächtig eingewurzelten Religionsvorstellungen an die Stelle der eigenen Liebe. Das ist krankhaft. Denn die Religion umfaßt alle Weisen der Liebe, aber sie darf sie nie ersetzen. Die Religion soll uns nur erlauben, jede einzelne Liebe zu überleben. Wehe, wenn sie uns verhindert, die uns bestimmte Liebe einzigartig zu erleben. Nur das einzigartige ist liebevoll und liebenswürdig. Wenn Religion, statt unsere vielen Weisen der Liebe gegenseitig zu erläutern, sie ersetzt, zerstört sie.

Bei den Moralisten gilt Gabriele d'Annunzio als besonders unmoralisch, und er wurde gewiß der Sklave seiner Lüste, und am Ende war diese Knechtschaft recht grauenhaft. Aber auch eine große Unschuld war in diesem Manne, und vielleicht ist es wichtiger, erst einmal seine Unschuld zu beteuern. Eine Frau, die anonym bleibt, hat von diesem Verführer nach ihrem einzigen Besuch geschrieben: „Lassen Sie mich eine notwendige Bemerkung vorausschicken. Selten werde ich Worte d'Annunzios anführen, aus einem einfachen Grunde. Wenn er spricht, so muß er trotz seines Genius und trotz des unwahrscheinlichen Reichtums seines Wortschatzes sich notgedrungen wie alle anderen ausdrücken, um nicht affektiert oder lächerlich zu wirken, besonders wenn die Unterhaltung sich um Dinge des gewöhnlichen Lebens dreht.“

Gewiß, seine Sätze sind eleganter, besser gestaltet als die gewöhnlicher Männer; seine Worte sind gewählter. Aber nicht hierin liegt der himmelweite Unterschied. Er liegt in seiner musikalischen Art, die Worte auszusprechen, im Rhythmus seiner Ausdrücke, im Ton seiner Stimme, die seiner Unterhaltung eine besondere Verführung, eine Suggestivkraft verleihen.

Diese Eigenschaften, gewiß selten, sind recht schwer zu analysieren und zu beschreiben; ich versichere, daß es unendlich viel leichter ist, sie festzustellen.

Er nahm meine Hände in die seinen, und langsam, während er sie liebkoste, begann er zu sprechen . . . Mehr als zehn Jahre sind seit diesem fernen Tag verstrichen; viele Ereignisse in meinem Leben haben mein Wesen und mein Denken verändert. Eine wahre Sturmwolke des Skeptizismus hat sich über mich entladen und hat zerstört und entwurzelt, was es in meinem Herzen an Gefühl, an Poesie, an Unschuld, an Jugend gab. Also nicht unter dem Zauber einer neuen Verführung schreibe ich diese Konfession, die ganz gut „von jenseits des Grabes“ betitelt werden könnte. Und dennoch, noch heute glaube ich wiederholen zu können, was ich mir am nächsten Tage nach dem Besuch in seiner Villa gesagt hätte, hätte ich damals die Kraft und Klarheit besessen. Nämlich, daß wenige Augenblicke, nachdem der Dichter zu reden begann, mein Wille wortwörtlich nicht mehr existierte und daß ich bereit war, zu tun und zu leiden, was immer ihm gefiel von mir zu verlangen.

Wiederholen, was er mir damals gesagt, wäre mir unmöglich. Das, was er in solchem Falle sagt – und ich bin nicht töricht genug, mir einzubilden, daß jedes Wort einzig mir gegolten habe –, wirkt auf den Geist und den Willen eher wie Opium oder Kokain als wie das überzeugendste Wort eines anderen. Seine Stimme scheint zu herrschen und in der Hörerin jeden Willen zu zerstören, und zwar mit einer unerhörten Gewalt. Es gibt Worte, die tiefer brennen als die brennendsten Liebkosungen . . . Er kennt sie. Es gibt Liebkosungen, die körperloser sind als die süßesten Worte . . . Er weiß auch um diese. Durch seine Stimme, durch seine Gebärden, scheint eine Welle grenzenlosen Begehrens gegen euch aufzuschwellen und euer ganzes Wesen in eine unwiderstehliche Atmosphäre der Liebe einzuhüllen, und auch den letzten Keim von Widerstand zu brechen . . . Die Frau, zu der er so spricht, fühlt sich von allem abgetrennt, was ihren Alltag verkörpert, und wider Willen in ein fremdes, geheimnisvolles Land versetzt, in dem, ach, alles erlaubt ist.

Etwas so Lauteres, Menschliches liegt in der bittenden Glut dieses Mannes, der um die Liebe mit der selben Stärke fleht wie ein Sterbender in der Wüste um einen Tropfen Wasser fleht, daß nur ein Wesen von Stein vielleicht widerstehen könnte.“

Die Schreiberin dieser Sätze hat sich bis dahin frigide geglaubt. Sie hatte sich geirrt. In diesem Augenblick konnte oder mußte ich den berühmten Satz – er wird Madame de Staël beigelegt – verstehen: „Il n’y a pas au monde des femmes froides; il n’y a que des hommes maladroits.“

Ich bin des Glaubens, daß in ähnlicher Lage nur eine gefühllose Person siegreich geblieben wäre. Auf der andren Seite wäre erst noch zu beweisen, daß ein Entkommen einer Niederlage vorzuziehen war. Mit meinem üblichen Freimut muß ich Ihnen sagen, daß, was mich angeht, die Sache höchst fragwürdig ist.“

Wenn echte Sprache anhebt, dann ist Sich-Versagen durchaus nicht immer überlegene Entsagung oder Freiheit. Es kann auch Taubheit, Impotenz, Feigheit bedeuten. Im Spiel, da dürfen wir tun und lassen. Im wirklichen Leben aber

wird mit Vollmacht gesprochen, mit Vollmacht gehandelt. Da sind Lieblosigkeit und Glaubenslosigkeit viel größere Verbrechen, als eine angebliche Verletzung der Spielregeln.

Die Sprache ist nicht in der Welt, damit wir uns verständigen, sondern damit wir uns selber zum Trotz vereinigt werden können. Die Sprachströme bemächtigen sich unser, und je unwillkürlicher wir sie durch uns hindurchbrausen lassen, desto unschuldiger, wahrer und sinnvoller ist unsere Begeisterung. Die gesamte Bestimmung des Menschengeschlechts ist ausgespannt zwischen seiner leiblichen Auftrennung in Geschlechter, in sexus, und seiner sprachlichen Übereinstimmung, als Menschengeschlecht. Bernhard Shaw, dem von einem älteren Weibstück mit 28 Jahren Entjungferten, hat sich auf ewig die wirkliche Sprache verschlossen. Und er hat die Liebeswerbung für bloßen Unsinn und Geschwätz gehalten und nie ein Kind gezeugt. Er kann als schreckliches Wahrzeichen seiner Epoche des Sozialismus und der Rechenhaftigkeit gelten. Entsprechend hat er vorgeschlagen, namenlos, unerkant, im tiefen Dunkel, sollten Männlein und Weiblein zu Hauf sich begatten. Schmach und Schande.

„Sex without song is sin.“ Aber Sinnlichkeit, die singt, ist erlöst.

## j) Einheit und Bund

### (Die Geschlechter und das Menschengeschlecht)

Wir können nun die beiden Kapitel über Natur und Sprache zueinander in Beziehung setzen.

Bei dem Vergleich zwischen leiblichem Geschlechtstrieb und Sprache offenbart sich ihre entgegengesetzte Richtung. Denn das Geschlechtswesen in uns sehnt sich hinaus über sich selber nach dem Wesen, das es liebt, als dem einzigen gewissen auf der ganzen weiten Welt, heute und hier, und das Liebesnest wird der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Hier allein ist Gegenwart, hier allein Verkörperung. Und vor allen Dingen, hier allein sind diese beiden ganzen Menschen ganz. In ihrem Stirb und Werde tritt das Ewige leibhaftig in die Welt als Schöpfung. Es beginnt also die geschlechtliche Liebe in der allerkleinsten Einheit und gibt damit aller lokalen Selbstverwaltung, aller Liebe zur Autonomie und Dezentralisation das unwiderstehliche Vorbild.

Die Sprache aber stellt mich unter die Götter des Volkes und den Namen des Volks in der Völkerfamilie. Der Sprecher will die Wahrheit sagen, und die Wahrheit bewährt sich gerade daran, daß sie schon da ist und eine ewige Ordnung der gesamten Erde absteckt. Es wird überraschen, daß die Sprache erst spät auf jeder Sprachstufe leihweise dem einzelnen sterblichen Liebespaar zufließt, und doch ist es so. Die Marienminne z. B. geht der Troubadourminne vorauf. Sprechen wird von Gott, die leibhaftige Liebe von der Geliebten in



uns erregt, darum können wir unseren Namen nicht zum Pfande setzen oder Romeo und Julias Namen nicht anrufen, ohne ihn in Gottes Namen in den Mund zu nehmen.

Eine nur die Wahrheit sprechende Menschheit dächte sich Platos zentralistischen Weltstaat aus; ein nur liebendes Paar verlernte bald die Sprache der Götter und Menschen. Die Philosophie endet in Schreibmaschinen, Büros, Briefköpfen, Telefonbüchern und Radioansagern und muß sich vor der Fruchtbarkeit zweier Liebender schämen. Das bloße Geschlechtswesen aber endet in der Orgie und der Selbstzerstörung; weil es sich außerhalb der Ganzheit stellt, aus der unsere Namen uns zukommen. Erst dank der Namen kann sich das Geschlechtsleben öffentlich sehen lassen, denn die Ehelichkeit willigt in die Verewigung durch die Einwilligung, auf die Vereinigung der Geschlechter sich offen ansprechen zu lassen. Erst das Wort macht das Geschehene zur Geschichte. Liebe wird immerfort versucht und versucht uns unausgesetzt. Aber aus diesen Versuchen steigt nur das auf in den Rang dessen, das zum Menschengeschlecht gehört, was sich auf sein Geschehen einläßt, indem es das sagt, was es getan, und indem es den Namen, die es ausruft, selber gehorcht.

Weder Menschheit als gedachte geistige Größe, noch Geschlecht als abgeschnittener Sexus sind wirksam. Zwischen beiden drücke das von uns mit Bedacht gewählte Wort „Menschengeschlecht“ die Überkreuzwahrheit aus, die zwischen jeder einzelnen Verkörperung und der Einheit des Ganzen waltet. Von den Liebenden sollen die Sprecher Fruchtbarkeit, von den Sprechern sollen die Liebenden Ewigkeit erwerben.

Dann ist die Überkreuzung von Geschlechtsliebe und ausdrücklicher Einheit des Menschengeschlechts, auf die wir angelegt sind, im Vollzug. Wir alle wissen, daß die Liebe dezentralisiert, die Wahrheit universalisiert. Politisch kennt jeder mann die Ausstrahlung unserer Überkreuzung. Der zentrale Weltstaat der Kommunisten und das Idyll von „Paul et Virginie“ zusammen sind unmöglich. Seit Erschaffung der Welt ist vielmehr der Bundesstaat das Ziel, eine Ordnung also, die so vertraulich und fruchtbar liebte und lebte wie ein Liebespaar und zugleich universal recht und wahr spräche. Wieviel von einem, wieviel vom anderen einzumischen sei, ist die Frage aller politischen Fragen; aber erst mit dem läßt sich reden, der die Frage als Doppelfrage anerkennt. Denn wer spricht, beruft sich auf das ganze Menschengeschlecht; aber wer liebt, der verkörpert es selber. Daher muß jedes Jahr der Geschichte dieselbe Aufgabe neu lösen: möglichst viel universelle Wahrheit, möglichst viel leibhaftige Liebe. Jeder menschliche Augenblick probiert es mit einer abweichenden Verhältniszahl<sup>1</sup>.

Deshalb schwanken die Völker zwischen Perioden sinnlicher Glut und denen sinnhafter Einheit. Als die im Romreich vereinheitlichten Heiden in ihren Ausschweifungen sich zersetzten, da mußte der Schrei des Galiläers den großen Pan

---

<sup>1</sup> Näheres in „Out of Revolution“, Autobiography of Western Man 1938, New York.

töten; das hieß praktisch: die sinnliche Liebe mußte es aufgeben, ihre Beziehung zu den Namen des Einen Einzigen Gottes zu verleugnen. Heut liegt die Verhältniszahl von Gott und Geschlecht, Wahrheit und Liebe, anders bei den Nationalisten, anders bei den Kommunisten. Der Nationalist d'Annunzio konnte lieben, aber da er seine italienische Sprache zur einzigen Gottheit vergötterte, so sind seine hysterischen Patriotismen das Ende eines ganzen Jahrhunderts nationalistischer Sprachtrunkenheit. Die Kommunisten können nicht lieben, denn nichts Einzelnes darf bei ihnen der Einheit des Weltplans standhalten. Indessen, das russische Volk kann so stark lieben, daß es den Stalinismus überlebt.

Lenin hatte mit der Einsicht schon recht, daß wir nicht nur durch die geschlechtliche Liebe, sondern auch durch die Wahrheit unserer Worte alle zueinander bestimmt sind, aber die Bolschewiki, darin die letzten Platoniker, haben die politische Rolle der geschlechtlichen Liebe nicht begriffen. Nur die wirklich vollzogene Liebesheirat bestimmt die Geschwindigkeit, mit der wir unserer Bestimmung als ein Geschlecht zueilen können. Nach dem zweiten Weltkrieg haben die Bolschewiki ihre schlechte Philosophie in einem Gesetz verewigt, das ihren Irrtum laut ausschreit. Sie haben Ehen von Sowjetuntertanen mit Nichtsowjetuntertanen verboten.

Von allen Maßnahmen dieses aus dem schlechten Abhub der westlichen Philosophien gebrauten Systems ist diese Maßnahme die groteskteste; die Weltrevolutionäre haben da die in ihrer Liebe nach Einheit strebende wirkliche geschlechtliche Menschheit nach Staatsgrenzen zerschnitten. Die eine neben dem Verstand im 19. Jahrhundert noch souveräne und kosmische Größe, die Liebe, haben sie zu einem Privatvergnügen der Einwohner ihres Staatsgefängnisses erniedert. Die Heirat über die Staatsgrenzen hinweg gehört zum Wesen des Christentums. Merkwürdigerweise wird diese Folge der Völkertaufe in unseren keuschen Kirchengeschichten nie erwähnt. Aber das Kreuz hat nicht nur die mönchische Ehelosigkeit aus Gottesliebe, sondern auch die ökumenische Heirat gebracht. Und die Aufhebung des Christentums besteht ganz folgerichtig in der Abschaffung beider christlicher Souveräne: der Wahrheit für alle und der Liebe in allen. Die Wahrheit wird durch die Propaganda zur Privatwahrheit der Diktatur; die Liebe wird durch ihre juristische Bevormundung zum Privatvergnügen der Diktierten. Freiheit gegen den Zwangsstaat gibt es nur, wenn meine Ehe mit irgendeiner Frau vom Staat als volle Ehe respektiert werden muß. Das ist dann meine Souveränität, die viel mehr bedeutet als mein „Wahlrecht“ qua Stimmvieh. Denn meine Eheschließung ist offenbar die entscheidende Wahl meines Lebens. Mit dieser Wahl setze ich neues staatliches Recht; eine jede Ehe schafft neue Volksbeziehungen, neue Staatsgrenzen. Jede Ehe ist eben so echt wie ein Gesetz. Ehe, echt, und Gesetz und Ewigkeit sind ursprünglich ein und dieselbe Sprachwurzel. Wir erkennen jetzt, wie tief berechtigt das ist. Die Ehe ist die in zwei Menschen hervorbrechende ursprüngliche Kraft, ihrer Leidenschaft die Treue zu halten;

eine Treue, die aus der Leidenschaft durch Aussprache und Ansage und Erklärung und Ernennung zur gesetzlichen Ordnung führt, und welche die Kinder als Frucht einer Liebeserklärung in den Strom der Liebesgeschichte hineinreißt. Sobald die staatlichen Gesetze diese Eigenmacht der Eheschließenden dadurch leugnen, daß kein Russe eine Nichtrussin heiraten darf, beraubt sich das System der politischen Mitwirkung von Millionen zellulärer Gesetzgeber und es tritt dieselbe Verödung ein, die im Wirtschaften aus der Enteignung aller einzelnen Eigentümer entspringt.

Die Verhältniszahlen von Liebe und Wahrheit, von Sinnlichkeit und Wahrheit im Nationalismus und Kommunismus sind reziprok. Sinnlichkeit (Liebe der Geschlechter) zu Wahrheitssinn verhält sich bei d'Annunzio wie unendlich zu Null, im Kommunismus aber wie Null zu unendlich. Alle erlaubte Ordnung hingegen beginnt erst da, wo sowohl über wie unter dem Teilungsstrich eine wirkliche Zahl steht, die weder Null noch unendlich sein darf.

So ist es kein Wunder, daß die Nachfolger Stalins sein unerhörtes Gesetz 1954 abgeschafft haben. Aber wie „die Göttin der Vernunft“ uns an die Orgien der Französischen Revolution gemahnt, so sollten wir dies Gesetz nicht vergessen, denn unsere Chemiker, Veterinäre, Rassetheoretiker, Spitzenriecher wünschen sich ein bißchen von derselben Teufelsgesetzgebung. Im Kommunismus ist sie also nur offen ausgeschwärzt.

### k) Streitrede und Philosophie

Wie ist es aber zu der Zerreißung von „Geschlecht“ und Menschengeschlecht gekommen? In allen Sprachen bedeutet ‚Genus‘ beides: die Erzeugung eines Nachkommen, dank unserer Geschlechtlichkeit, und die ganze Rasse „generis humani“. Da ist es doch auf den ersten Blick unmöglich, Gattung und begatten, so zu zerspalten, wie es der abstrakte Ausdruck „Menschheit“ und der geistfeindliche Ausdruck „Sexualität“ uns angetan haben. Wie verfielen die Philosophen darauf, den Leib für geringer zu halten als den Geist (Idealisten), oder den sprechenden Geist für eine Einbildung auszugeben (Materialisten)?

Wer wie wir in der Einsetzung der Sprache in ihre Vollmacht die erste Aufgabe der Soziologie sieht, wer wie wir die Gesellschaft als Syntax grammatischer Seelenwandlungen ansieht, der muß auch die Entartung erklären, die seit Plato die Menschen dazu bestimmt, die Einheit von Sinnenglück und Geister-Sprache zu leugnen. Dieser Erklärung wenden wir uns daher jetzt zu.

Bevor es nämlich zur Philosophie kommen konnte, geschah der Sprache eine Umdrehung. Und diese Umdrehung hat den Philosophen buchstäblich den Kopf verdreht. Sie gingen bei ihren Systemen von der umgedrehten Sprache aus, da wo die Sprache nicht unsere Namen liebend erzeugt, sondern sie rational verbraucht. Der Leser denke nur an den Gegensatz des Namens ‚Bismarck‘ als

Zeugniswortes zu dem Warenwort „Bismarckheringe“, wo der Zusatz „Bismarck“ den Konsum steigern soll, und er sieht sogleich, daß jeder Name so umgedreht werden kann. Der notwendige Platz für diese Umdrehung ist der Streit. Im Streitgespräch rechthaberischer Parteien muß jedes Wort so verwendet werden, wie es im Grenzfall des äußersten Mißtrauens durch den Gegner nicht bestritten werden kann. Im Prozeß darf man nur das sagen, was auch der Haß gelten lassen muß. Diese Art Rede gehört dem Rechtsstreit als notwendiges Übel an. Was ist aber ein Rechtsstreit? In ihm werfen sich der Richter, die Geschworenen, die Büttel und Staatsanwälte zwischen die Parteien, damit sie nicht direkt sich die Köpfe einschlagen. Der Liebesfrieden, den Sprache bezeugt, soll trotz einer Entzweiung durchgerettet werden. Parteien haben einander nichts mehr zu sagen. Das Gericht schaltet sich als zweites Ohr und zweiter Mund ein. Die Gerichtsverhandlung ist also jenes bare Minimum an Ansprechbarkeit, ohne das die Parteien in Blutrache und Fehde verfallen müßten.

Von der Streitrede der Advokaten hätte also weder der Philologe noch der Philosoph ausgehen dürfen, wenn sie Sprechen studieren und des Geistes der Sprache mächtig werden wollten. Die Jurisprudenz und die Gesetzessprache sind Grenzfälle der Beredsamkeit. Oder genauer gesagt, die Sprache nennt Reden die im Streitgedinge befangene und auf einen Streit reduzierte Sprache. Reden ist nicht Sprechen im Vollsinn. Denn alles Sprechen wirbt; Reden aber will statt dessen nur überzeugen. Es ist Glauben ohne Liebe. Die bloße Überredung kommt dann aus dem Hoffen.

Die Liebe zieht es vor, zu übersetzen statt nur zu überreden oder zu überzeugen. Sie setzt auf das andere Ufer über. Salomen hat die falsche Mutter nicht durch Zeugen überführt. Sein Urteil verlegt die Entscheidung in das Liebeswort der beiden Mütter, das sie erst noch sprechen werden. Die echte Mutter entsagt ihrem Anspruch, damit das Kind lebe! Salomos Urteil ist daher ein Born der Erkenntnis, was Gnade statt des Gesetzes tut: die Gnade erwartet das entscheidende Wort als Liebeswort. Sie läßt das Leben weiter sprechen, statt es zu bereden oder zu bestreiten! Der übliche Richterspruch legt die Parteien auf das fest, was sie vorgebracht haben, auf das also, was vorher geredet worden ist. Die Gnade des Königs aber wirft das Recht seines Spruches in die Zukunft hinein, in das, was die Mütter erst noch sagen werden, weil sie lieben. Der Herrscher weiß, daß der Liebende notgedrungen immer etwas Unvorhergesehenes sagt. Denn er muß ja seine Liebe erklären. Die liebende Mutter fährt fort zu lieben. Sie ruft! Die gleichgültige hingegen lebt nicht weiter!

Der gemeine Mann weiß um diese Regeln der Sprache. Aber von Parmenides bis zu Hegel sind sie jedem Gymnasiasten verleidet worden, und von Hegel zu John Dewey leider auch jeder Gymnasiastin. Denn unsere Gymnasien stammen aus der griechischen mangelhaften Liebe. Die Griechen haben ja die Sprache zur „Natur“ gerechnet und deshalb den lieblosen Einzelverstand als Träger der Sprache angesehen. Die Folge war fürchterlich. Die Streitrede des Advokaten

wurde den Philosophen zur Norm allen Sprechens. Die Grammatik, die unsere Gymnasien uns auferlegen, ist eine Advokatengrammatik. Die „Kategorien“ der Grammatik wurden aus den Anklagereden abgeleitet. „Kategoriein“ heißt anklagen. Auch der Ursachenbegriff stammt aus dem Strafrecht und ist griechisch. Die vorgriechischen Menschen sahen im Sonnenaufgang die Geburt der Sonne. An der Geburt seines Kindes ist ein Ehemann innerlich beteiligt. Alle Vorgänge des Lebens waren daher nicht äußerlich beobachtete Folgen, sondern innerlich miterlebte Zeugungen, Hochzeiten, Geburten oder Sterbefälle. Auch der Ehemann legt sich ins Kindbett, die „Couvade“, um mitzuerleben. Mit anderen Worten: die Geburt wurde Ereignis für beide Geschlechter! Ein Ereignis ist unableitbar aus dem, was vorher gewesen ist, weil nur Liebende es erleben können. Deshalb „bricht“ ein Krieg „aus“, wie die Liebessprache der Völker noch vorgriechisch anerkennt. Denn in mir reißt er etwas entzwei! Bei jedem Ereignis wird etwas Neues anerkannt, das vorher nie gewesen ist, und dadurch ändert sich der, der es anerkennt. Ein neuer Name meißelt das Neugeborene ins Herz des Vaters ein. Nur deshalb behauptet die Kirche, daß jedes Kind ein Kind Gottes sei, weil schon alle vorgriechischen Menschen das Kind nicht von seinen Eltern kausal ableiteten. Sondern es war ihnen gewiß, daß es aus Männerkindbett und Weibeswehen „hervorging“. Die Kirche hat also mit der Taufe nur das griechische Mißverständnis aufheben müssen, als bestehe ein neues Geschöpf kausal ohne Hochzeit und Geburt aus dem, was vorher gewesen sei. Alle Naturwissenschaft führt das Spätere auf das frühere geschlechtslos, d. h. leidenschaftslos zurück. Denn sie denkt griechisch, d. h. statt in Ereignissen in Ursachen. Die komische Selbsteinschätzung der Gelehrten bildet sich ein, „Ursache“ sei ein wissenschaftlicher Begriff. „Ursache“ ist kein Begriff, sondern das naive Dogma der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist der Versuch, zu sehen, wie weit man ohne schmerzhaftes Einmeißeln des Ereignisses mit der Annahme einer bloßen Ursache gelangt.

Die Ursache ist also nie eine Tatsache, sondern immer eine Methode. Diese Methode sagt: Wir wollen doch einmal sehen, ob es nötig ist, diese Sache als ein Geschöpf oder als ein Ereignis anzuerkennen. Vielleicht läßt sie sich „einfach“ zurückführen. Alle Gelehrten versuchen, sich um ihr Männerkindbett zu drücken. Sie reduzieren und „Reduzieren“ heißt aberkennen. Wasser ist  $H_2O$ . Also wird der Name „Wasser“, den Thales überwältigt ausrief, überflüssig und kann aberkannt werden. Der Homunculus kann auf die Elemente in der Retorte zurückgeführt werden. Also ist er das Produkt der Chromosomen. Die Mendelei ist Ursachenreligion, Berechnung statt Schöpfungsgeschichte. Das aber ist das Beweisverfahren des Rechts, also ein Liebesersatzverfahren, das aus Verlegenheit eingesetzte Streitverfahren. Aus ihm stammt das vielberufene wissenschaftliche Denken. Der griechische Geist überträgt die Logik des ungerührten Anwalts auf die Logik der Dinge, auf die Natur der Tatsachen. Vor Gericht beweise ich, von wem ich dies Ding gekauft habe. Damit habe ich genug bewiesen.

Denn mein guter Glaube beim Erwerb schützt nun mein Recht. Ich lege die Quittung vor. Nun sind wir quitt. Ich beweise, daß ich der Erbe bin, durch den Stammbaum. Alle entfernteren Verwandten müssen mich dann in Ruhe lassen. Ich führe den Indizienbeweis, daß mir Baldur Klau meine Uhr entwendet haben kann. Er hat verursacht, daß sie mir fehlt. Und doch ist das Streitverfahren bloßer Ersatz. Z. B. das Leid, das er mir zugefügt hat, bleibt weg. Das Recht rechnet ohne Aufregung jedem nur zu, woran er schuld ist. In der Sprache des Rechts wird jeder Vorgang jemandem zugerechnet. Wie die Währung, in der gezahlt wird, beim Schuldvertrag als verbindlicher Name über den Parteien steht, so steht die Zurechnungsfähigkeit als Glaube an die namentliche Verantwortung über der Rechtsordnung. Naturwissenschaft ahmt diesen Glauben nach. Sie rechnet allen Ereignissen Ursachen zu. Die Ursachen werden ihrerseits wieder anderen Ur-Ursachen zugerechnet usw. usw. bis zum Elektron. Alle diese Forschung versucht, die Schöpfung der Eigennamen und den Gang der Ereignisse ungeschehen zu machen. Dies Pferd „Man-of-War“ ist dann nicht der Sieger im Derby. Er ist das Produkt des Hengstes X und der Stute Y. Die gesamte Naziideologie ist streng griechisch, streng naturwissenschaftlich. Einmal gab es den vollkommenen nordischen Typ. Nun muß man ihn wieder hervorbringen. Was verursacht ihn? So tritt an die Stelle der aus der Glut der Liebe wohlgeborenen Kinder Gottes die Brut, die richtig verursacht worden ist und verursacht werden kann. Es gibt einen untrüglichen Prüfstein für jeden Übergriff dieser Methode: Du hast nur darauf zu achten, wo ein Name geköpft und amputiert wird – da wird jedesmal dies Ereignis und dies Geschöpf geleugnet. Es wird ihm sein eigener Name aberkannt, als bestehe das Erkennen im Aberkennen der eigentlichen Namen. Eigentlich ist dieser originelle Mensch ein Mischling. „Eigentlich“ – so heißt es da – ist Wasser nur  $H_2O$ ; damit verliert das Wasser seinen Namen, diesen Namen, von dem Pindar sang: „Bestes, traun, Wasser ist, besser als Gold.“ Das könnte er von  $H_2O$  nicht singen. Noch einmal, die Methode der Wissenschaft ist nicht selber auf Wissenschaft gegründet, sondern gründet auf dem Dogma, es schade nichts, jede Sache auf ihre Ursache zurückzuführen; Wissenschaft ist mithin der Befehl: führe alles auf bloße Ursachen zurück! Wer sagt: es soll Wissenschaft geben, der sagt damit: führe alles auf seine Ursachen zurück! Wer das sagt, übernimmt die Verantwortung dafür, daß niemandem Unrecht geschieht, der so zurückgeführt wird.

Die Folgen dieses Verfahrens bezahlt heut das deutsche Volk: die Ostdeutschen werden zurückgeführt, denn sind sie nicht einmal aus dem Westen gekommen? Pommern wird polnisch, weil es im Jahre 900 polnisch gewesen ist. Ursachendenken ist erbarmungslos gegen alle späteren Ereignisse! Keine Sache, kein Mensch, kein Volk bleiben sie selber. Sie alle hören auf, der zu sein, der zu werden sie bestimmt sind. Die Wissenschaft, als Erbin der Griechen, hat die gesamte Welt auf ihre Ursachen zurückgeführt und dadurch die letzten tausend Jahre in Schutt verwandelt. Sie haben sich nie ereignet. Denn Wissenschaft ist

geschlechtsloses Denken und ereignen kann sich nur dem Liebenden die geborene und wiedergeborene Welt. Klammern wir das griechische Mißverständnis des Sprechens aus! Kehren wir zur vorgriechischen Weisheit aller Völker zurück. Ihre „Kausalität“ war nicht die juristische causa vor Gericht: Wie bist du Eigentümer dieser Sache geworden? Nur vor Gericht hat jede Sache ihre Ursache, und der Sachwalter muß da die Ursache beweisen. Der Hellene fragte: „Was verursacht den Sonnenaufgang?“, weil er die Welt vom Rechtsstreit um Sachen her erklärte. Aus diesem Kausalitätsbegriff ist die Kette aller philosophischen Irrtümer abgerollt: „πλανη“, Irrfahrt, hat nun diese Geistesgeschichte von Parmenides bis Julian Apostata ein großer Grieche selber genannt. In Platos „Kratylos“ wird diese Tragikomödie sogar als Sprachphilosophie uns aufgedrungen. Es ist ein lächerlicher und armseliger und trostloser Dialog, der geschaffene Namen vor Gericht fordert und damit zu Dingen im Thing abtötet. Verdinglichung ist Vergerichtlichung. Wer beim Sprechen von der „Natur“ ausgeht und wem die Natur aus Ursachen und Folgen besteht, denkt griechisch, nämlich ohne Anerkennung der namentlichen Ereignisse, die wir in Ja und Nein, im Denken und Bitten uns abringen. Weil er griechisch denkt, denkt er falsch. Denn die Griechen haben das Zusammenwirken von Glauben und Lieben beim Sprechen nie wahrhaben wollen. Sie sind schon von solchen späten und uneigentlichen Sätzen ausgegangen wie: alles ist Wasser. Diese aber sind polemische Sätze, Streitreden gegen Irrtümer. Platos Dialoge haben dieses Auf-den-Kopf-Stellen des Verhältnisses von Namengebung für überwältigende Ereignisse und Zurückführen auf Ursachen kanonisiert. Er hat in seiner Verzweiflung dem größten Namen Griechenlands, dem Homer, das Singen verboten; Plato hat Körbeamte, Beschäler und Fleischbeschauer in das Allerheiligste des Geschlechts eingeführt. Seine Verzweiflung über das Siechtum unserer Vaterländer und Muttersprachen teilen wir. Aber Platos Medizin ist schlimmer als die Krankheit. Denn Plato leitet die Sprache aus der Streitrede vor Gericht her. Seine Philosophie ist Begriffsbildung. Und Begriffsbildung ist eine nachträgliche Entleerung der Namen zum Zwecke des Rechthabens im Rechtsstreit von Gegnern, die sich enteignen wollen. Ursprüngliche Sprache entspringt aber nicht in der Gegnerschaft, sondern in der Werbung. In der Gegnerschaft wird sie nur bestritten und eben dadurch aufgezehrt in ihrer Leuchtkraft. Die Sprache des Rechts ist die Sprache im Verbrauchsstadium. Denn der Streit verzehrt, was die Liebe erschafft.

Plato und die Idealisten betrachten die Sprache als unerschöpflich und verhalten sich deshalb zu ihr wie reine Konsumenten. Jede Annonce von heute zeigt diesen selben Zug: Annoncen sind Konsumentensprache in Reinkultur. Denn man kann nur dann Stalintee und Rooseveltwhisky anpreisen, wenn die Namen Stalin und Roosevelt dir und mir ohnehin etwas sagen! Annoncen verwerten den Ruhm der Namen. Die Juristen tun aber dasselbe. Ich habe vierzig Jahre lang mir den Ruf erworben, dies Feld jährlich zu bebauen oder dies

Haus friedlich zu bewohnen. So erkennen die Juristen meine Ersitzung und meinen Besitz mit ihren Rechtsbegriffen an. Aber geschaffen haben sie meine Rechtstitel nicht. Und sie können sie nicht schaffen! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Der Begriff kommt hinterher, wenn der Name schon verliehen ist. Deshalb besteht die Kirche darauf, daß sich die Ehegatten die Ehe spenden und der Beamte das nur niederschreibt. Die unglückliche Mehrzahl der Bräute aber glaubt heutzutage, der Standesbeamte verheirate sie und gebe ihnen den Namen ihres Mannes, weil er ihn niederschreibt. Aber ihr neuer Name ringt sich zuerst aus ihrem eigenen Manne los. Dem, der nicht selber sein Weib überzeugt, daß sie sein ist, dem wird sie nie zu eigen.

Die Verwechslung von Konsum und Produktion, von Ursache und Ereignis, von Erkenntnis und Anerkennung ist der platonische Grundirrtum, der fast alle Versulten und Gebildeten lähmt.

Philosophie ist das aus der Streitrede vor Gericht hergeleitete, das zurückführende Denken. Die vorliegende Schrift heißt hingegen eine Vergegenwärtigung, weil kein Wort in ihr aus den Streitargumenten der Philosophie von Parmenides bis Hegel stammt. Wir haben die Worte geschöpft, wo sie entspringen, und sie entspringen aus der Hochzeit der beiden sprechenden Mächte, aus „Kredit“ und aus „Solidarität“, wie Bürger und Arbeiter sie mangelhaft nannten, aus Glauben und aus Liebe, wie Goethe sie als der Menschen weltumschaffende Eigenschaften besingt:

„Mit den Trefflichsten zusammen  
Wirkt ich, bis ich mir erlangt,

Daß mein Nam' in Liebesflammen  
Von den schönsten Herzen prangt.“

### 1) Grammatik und Logik

Die Formen der Grammatik und der Logik befreien die Sprache zunehmend vom Tonfall, mit dessen Hilfe die Namen alles ausdrücken. Der greise römische Philologe Porena von der italienischen Akademie der Wissenschaften hat 1943 nachgewiesen, daß der Tonfall alle Register der Mitteilung und des Ausdrucks ziehen könne und im wirklichen Umgang wirklich ziehe. Ein anderer Italiener, G. Fara, hatte das Jahr zuvor gezeigt, daß am Radio jemand, der kein Wort versteht, trotzdem weiß, ob die Wellen Nachrichten oder Kunden- oder Gottesdienst senden. Die Zahl dieser Kadenzen ist nämlich bestimmt und begrenzt; sie sind international, und ihr Studium ist der höchsten Aufmerksamkeit wert. Von dieser Basis der Sprachmelodie geht es nun weiter zu zunehmender Klanglosigkeit. Die Grammatik ersetzt einen ersten Teil der Tonfälle durch ihre Morphologie, ihre Formen. Wer ruft: „Hans“, der sagt damit, ob er dem Hans etwas verbietet oder ob er ihn ruft oder ob er herausfinden will, daß es wirklich Hans ist, der sich nähert. Die grammatikalisierte Sprache macht aus dem einen Namen in seinen Tonfällen die drei Sätze:



Hans, komm nicht! (erweitert): Ich verbiete dir, dich zu nähern.

Hans, komm! (erweitert): Ich wünsche, daß du schleunigst kommst.

Wer kommt? (erweitert): Ich frage: Ist das Hans oder jemand anders?

Aber der Tonfall kann noch mehr verdünnt werden. Die Logik baut ganze Systeme aus mit dem mitleidigen Ausruf: Sokrates! Ihr Hauptfall ist: „Alle Menschen müssen sterben. Sokrates ist ein Mensch. Also muß er sterben.“ Das heißt ein Syllogismus.

Der Syllogismus wälzt eine Satzketten, um den Tonfall zu ersetzen. Werden wir in der Grammatik gegen das Mißverstehen des Klangs in einem gerufenen Namen geschützt, so ist der logische Schluß eine weitere Verdeutlichung des Gemeinten; in der Schlußfolgerung wird der Ausdruck noch unzweideutiger entwickelt. Es wird eindeutig, d. h. unabhängig vom Tonfall klar, was ich sagen will. Und vor allen Dingen: das kann nun gedruckt, also in einen unhörbaren Zustand umgeschrieben werden. Logik ist die fürs Schreiben umbrochene Sprache. Die Logik ist also unfähig, mehr zu sagen als die Namen. Schöpferisch ist die Logik also nicht, sondern nur ein bequemes Hilfsmittel der Klarstellung. Heut wird der Beweis durch Logik hoch erhoben, die Grammatik unlogisch gescholten, die Namenssprache verleugnet. Da muß die Soziologie die Rangordnung zwischen Kern und Entwicklung neu herstellen. „Wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochenes Wort war“, hat Goethe gesungen. Die Schreiber braucht die Syntax und die Logik, weil diese das Wichtigste des gesprochenen Wortes aufs Papier retten sollen, den Ton. „Könnt ich ihn vor Gericht stellen, diesen Ton!“ läßt Lessing seine Heldin ausrufen. Das ist kein Zufall. Die Schreiber, die Akten, die Bücher nehmen vom Ton keine Notiz. Die Philosophie baut auf das Urteil im Gerichtsverfahren auf, haben wir gesehen. Deshalb baut sie auf die tonlose Logik auf. Aber Gerichtsverfahren und Logik sind unfähig, die tönende Wirklichkeit voll zu erfassen. Ihre Sprachen sind tonlos und namenlos. Schillers Kraniche des Ibykus hingegen verwandeln die Szene zum Tribunal, denn kaum ist dem Mörder der Ruf „die Kraniche des Ibykus“ entfahren, da bricht mit dem Klang des Namens die Wahrheit auf. Der Leser beachte wohl, daß in der Ballade weder grammatisch noch logisch irgendein Beweis vorliegt. Nichts ist zu erweisen oder logisch zu erschließen. Ein Jurist müßte sagen: Es reicht nicht zur Anklage. Indessen, ein geschlossener Mund öffnet sich und gibt den Namen preis. Und mit dem Namen hat er seine Bindung an Ibykus schon verraten, und sein Geständnis führt das nur noch aus. Weshalb denn? Weil er den Namen nicht gleichgültig gemurmelt hat. Sein Tonfall hat ihn verraten. Er hat etwas Wichtiges gerufen, etwas Dringliches, etwas ihn Beschäftigendes. Er ist, mit anderen Worten, von diesem so gern geheim gehaltenen Namen überwältigt worden. Andernorts habe ich ausgeführt, daß Namen Zwangsgewalt ausüben sollen und in uns allen ausüben<sup>1</sup>. Niemand

---

<sup>1</sup> Der Atem des Geistes, Frankfurt 1951.

kann sich der Gewalt aller Namen entziehen. Wer es könnte, wäre der leibhaftige Teufel. Dieser rechte Zwang der Namen wird heute nirgends behandelt außer negativ in der Psychoanalyse. Aber der zwingenden Gewalt der Logik wird viel Gutes nachgesagt. Ich empfehle die Tatsachen neu zu prüfen. Der schönste Syllogismus läßt mich unüberzeugt. Die Überzeugungskraft des bloß logischen Beweises ist meiner noch nie Herr geworden. So hoffe ich wenigstens. Zu deutlich ist ja immer, daß der Wunsch der Vater aller unserer Logik ist. Man kann alles beweisen, wenn man erst einmal für Hitler oder für Christus oder für Stalin oder für Gott oder für die Ideale optiert hat. Die Geschichte der letzten vierzig Jahre hat m. E. dazu stattgefunden, um die Aufklärung ein für allemal über sich selber aufzuklären: Sie hat in der Logik gesucht, was nur in der gegenseitigen Anerkennung benannter Wesen zu finden ist. Die Logik ist der Umdruck des Ausspruchs ins Geschriebene. Ist denn Sokrates wirklich gestorben? wollen wir doch einmal den Logiker fragen, der Sokrates für tot erklärte, weil alle Menschen sterben. „Bist du selber nicht vielleicht toter als Sokrates, du Madensack?“ hätte Luther ihn fragen können.

Noch an einem anderen Punkt läßt sich die Rangordnung: Logik über Grammatik, Grammatik über Namen, als ein Irrtum erweisen. Dieser Punkt ist das Wesen der Frageform. Da alle Schulen heute auf Fragen und Antworten abstellen, und das Fragen in der Logik behandelt wird, so wird eine Erhellung der Frageform für jeden Lehrer aufschlußreich sein.

Die Frage ist nicht das, was sie heute scheint: eine rationale, logische Anfrage von zwei Gleichberechtigten. Vielmehr enthüllt die Frage die banale, immer wieder unbeachtete Wahrheit, daß an sich nur Mitglieder einer Gruppe miteinander sprechen. Wenn ich jemand frage, kann ich ihn nicht als „jemand“ fragen, sondern ich frage ihn, weil er jemand bestimmtes ist. Er ist aber nur jemand bestimmtes dank der Zustimmung anderer, mit denen er im Gespräch lebt. So richtet sich die in der Sprachgeschichte gestaltete Frage nicht an ein Atom, sondern an ein Mitglied als Wortführer für die Sprachgemeinschaft, der er angehört. Der Frager hingegen ist der Fremde in der Stadt, der Neuling im Büro, der Fuchs auf der Universität, mit anderen Worten: der Außenseiter. Wer fragt, erkennt an, daß der Gefragte innen, er aber außen ist.

Das, worauf es dem Erzieher ankommt, ist die soziale Funktion des Fragens. Kinder fragen, nicht weil sie etwas wissen wollen, sondern um am Gespräch teilzunehmen! Da sind Sätze: Die gehn hin und her. Der Frager möchte mit hinein in die sprechende und singende Gruppe. Nicht etwas an und für sich will er wissen. Er will hinein in die gute Stube der Unterhaltung. Deshalb braucht man so viele Kinderfragen wirklich nicht zu beantworten. Als Sehnsucht nach Mitgliedschaft muß ich deine Frage ernst nehmen. Als Fragen verdienen die meisten Fragen keine Antwort. Denn die meisten Fragen sind falsch gestellt.

Wir aber sind nun über den Rang der Frage als Sprachvorgang ins Klare gekommen. Sie ist das soziologische Phänomen des Eintritts in eine bestehende

Unterhaltung. Deshalb ist der Fragesatz nicht imstande, Kinder in das Leben der Sprache selber einzuführen. Vokabeln abfragen verwirft heut die gute Sprachlehrmethode. Hier zeigt sich die Grundlage dieses Methodenwechsels gegen meine Schulzeit. Die Frage bringt das Stocken des Verkehrs erst recht zum Ausdruck. Sie verhindert das geläufige Sprechen. „Immer singen, immer singen“: so lernt sich Sprechen.

Denn nur der Außenstehende fragt. Deshalb kann man nicht fragen: Gibt es Dich? Man kann ebensowenig fragen: Gibt es Gott? Was wär ein Gott, der einen Menschen draußen stehen ließe? Wer fragt: Gibt es Gott? hat sich selbst ausgesperrt.

Heut gilt das Fragen als ursprünglicher Sprachakt, genau wie die Logik. Deshalb werden lauter müßige Fragen gestellt, wo vielleicht Lieder gesungen werden könnten. Die beiden Tatsachen, daß „wer viel fragt, wird viel beschieden“, und daß ein Narr mehr fragt als hundert Weise beantworten können, sind wichtige Tatsachen in einer Gesellschaft, die dem Kinde das Fragen noch vor dem Beten beibringt. Die Frage deutet auf eine Lücke im Ablauf des Gesprächs. Wenn wir alle wüßten, was der andere weiß, d. h. wenn alle über alles mit allen sprächen, hörte das müßige Fragen wohl auch nicht auf. Aber die Menschen würden dann vielleicht müßige Fragen unbeantwortet lassen, weil sie wagten, dem Frager zu antworten: Du sehnst dich ja gar nicht mehr, am Gespräch teilzunehmen. Du hast das Fragen verabsolutiert. Fragen und abstrakte Logik sind also beide nie ursprünglich, sondern sie sind Zubringerwege. Sie bringen Neulinge in das Reich des Miteinandersprechens und des namentlich Miteinanderlebens als bloße Hilfsmittel nachträglich hinein. Sie setzen die Hochsprachen von Feier und Gericht voraus.

Die Entwicklung von Frage und Antwort ist eine Stufe der Sprache, hinter Konjugation und Deklination und Syntax der Gesellschaft. Sie führt aus der Grammatik und Syntax und Logik hinaus in die stumme Außenwelt der mathematisch bemeisterten weil stummen Natur. Als Parmenides hinter die Gesellschaft dringen wollte, begann er die stumme Natur zu vergöttern. Die Reihe Name, Grammatik, Logik wurde fortgesetzt in der noch klangloseren Mathematik. Im Buch des Euklid liegt aus dem Altertum eine geniale Skelettierung aller Sprache vor; Maß und Zahl sind diese nackten Knochen. In einem Sprachwerk, das ich bisher noch nicht habe drucken können, wird dieser Weg im einzelnen nachgegangen. Hier stehe ein Beispiel: Bei den ägyptischen Priestern heißen die Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks nach den höchsten, das Niltal geradezu erschaffenden Göttern, nämlich Isis, Horus und Osiris. Die Harmonie des Gebildes wurde nach der Urharmonie der Nilwelt benannt. Bei Euklid ist der Klang dieser Namen verklungen; von den „Seiten“ eines Dreiecks wird gehandelt. Dieses Wort „Seite“ ist freilich zum Ärger der Geometer auch noch ein Bild, das ganz despektierlich von der Speckseite und den Rippen des Menschen, pleurai, genommen ist, genau wie unsre „Schenkel“ des Dreiecks. Noch bei dem

modernen Physiker Eddington findet sich an entscheidender Stelle das Bild, es seien „die Längen der Torweg, und der erste Schritt durch diesen Torweg führe zur Geometrie . . .“<sup>1</sup>. Sooft man die Mathematiker auf diese Reste wirklichen Sprechens aufmerksam macht, werden sie sehr böse. Und auch im Schritt von Ägypten nach Griechenland wird nur der Gewinn, nie der Verlust gebucht. Man spricht von der Geburt der reinen Wissenschaft in Hellas. Für das Leben unsrer Gesellschaft ist es aber mindestens ebenso wichtig wie diese „Geburt“, daß wir die Geometrie als Station in der Gerinnung der Sprache erkennen.

Bei dem Weg von Isis und Osiris über Schenkel und Rippen zu den Geraden, die ein Dreieck begrenzen, geht der Tonfall verloren; die Zeichnung ersetzt ihn. Also, wir fassen uns hier kurz, aber wir müssen uns doch genügend Zeit nehmen, um die folgende Reihe vor den Leser hinzustellen:

Namen

Flexionen der Grammatik

Konstruktionen der Syntax

Schlüsse der Logik

Demonstrationen der Geometrie und Arithmetik

sind Stationen eines Prozesses.

Es ist ein Prozeß des Tonloswerdens. An das Abkühlen geologischer Schichten erinnert er und an das Werden unseres eigenen Knochenbaus.

Indem wir also begreifen, daß sich auf allen diesen Stationen bereits sprechen läßt, begreifen wir Gewinn und Verlust. Auf Station Eins kommt alles auf den Geist, der mich sprechen heißt, und auf mich, der vor ihn trete und ihn anrufe, an. Und so wird der ansonsten erstaunliche Satz uns nun ganz natürlich klingen: „Überhaupt scheinen die ältesten Gebete meist in bloßen Namen und Aneinanderreihen der verschiedenen Namen Gottes bestanden zu haben.“<sup>2</sup> Auf unsere Mathematiker, die Buchstaben und Zahlen aneinander reihen, kommt es gar nicht an; umsomehr kommt alles auf ihre Rechnung an; denn sie orientieren uns dadurch über Sachen und Dinge draußen; die Namen orientieren die Beter über sich selber. Denn wir haben ja schon dargetan, daß Namen reziprok sind.

Hier möge, bevor wir die Nutzanwendung auf den sinnlichen Charakter des Logos ziehen, noch eine Brücke hinüber in den Teil zurückgebaut werden, in dem wir die Kunst als Schein der Zukunft erkannt haben. Denn nun erst kann innerhalb der Künste das Drama als die Kunst aller Künste durchschaut werden. Das Drama ist Namensruf. Die Tragödie vor allem muß auf Othello, Hamlet, Ödipus, sich berufen. Wallenstein ist eben Wallenstein und Don Carlos Don Carlos; hingegen läßt sich über ein sphärisches Dreieck keine Tragödie

---

<sup>1</sup> Der Atem des Geistes, 1951, S. 214.

<sup>2</sup> Ernst von Lasaulx, Studien 1854 S. 140 Anm. 13.

schreiben. Wir sehen nun weshalb. Das Drama orientiert uns über die eigene Zukunft oder Bestimmung, im Schein der Bühne nur, aber eben doch in der Zuspitzung auf uns selber, ganz persönlich mich oder dich. Die Zuspitzung ist aber nur namentlich erreichbar. Pointen und der Tod sind höchstpersönlich. Auch die Künste gruppieren sich darum in Drama, Lyrik, Epos, naturalistischen Roman, in Dichtung, Musik, Architektur, Malerei nach dem Grade ihrer Namentlichkeit.

#### m) Der Logos

Was ist dann aber das Sprechen in Schallwellen? Hier sind keineswegs „ideelle“, außerleibliche Gedanken. Aber hier sind auch nicht bloß physikalische akustische Phänomene außerhalb des organischen Lebens.

Weder Theorie noch Praxis, weder Gedanke noch Physik sind die Zangen, mit denen wir der Sprachkraft habhaft werden. Sprechen kann nur von einer Mitte her uns ergreifen, wo nicht wir begreifen und betasten wollen, sondern wo wir lebendiger zu werden uns gefallen lassen. Der Logos haucht Leben ein und er haucht Leben aus. Von der Geschlechtsleidenschaft leugnet so leicht niemand, daß sie uns entwaffnet und über uns hinwegreißt. Sie muß das tun, um das leibliche Sterben zu überwinden, um den Leib zu erneuern. Der Logos erneuert seinerseits die Liebe selber. Der Geist verhält sich also zur Brunst, wie die Brunst zum bloßen organisch-ungeschlechtlichen Leben. Er ist ein Phänomen der Sinnenwelt, wie die „bloßen“, sinnlosen Schallwellen der Geräusche oder der Vogelstimmen. Aber er hat die Macht, unsere Begattung zu variieren, unsere Paarungen abzuändern, unsere Gruppen und Ehen umzuwandeln. Leben, Liebe, Geist sind wie Wurzel, Quadrat und Kubus derselben Zahl. Die Nennkraft ist die höhere Potenz gegenüber der Zeugungskraft und der Willenskraft und der Lebenskraft und der Schwerkraft. Jede dieser Kräfte ist ein Grad auf der Skala der Wirklichkeit.

In jedem Überfall des Logos auf je einen Sprecher und je einen Hörer oder auch auf Millionen, geschieht dieselbe Verlebendigung: Wer angesprochen wird, den reißt der Sprecher damit auf die Seite seiner eigenen Lebendigkeit als zeitenströmendes Trajekt und Präjekt; wovon beide reden, das objektivieren sie mit vereinten Kräften in ihr gemeinsames Objekt. Sprecher und Hörer bilden das einheitliche Subjekt für diesen Gegenstand ihrer Unterhaltung. Es wiederholt sich hier in jedem Falle das Wunder, daß wir die Außenwelt nie als Individuen wahrnehmen können, sondern immer nur vom vereinheitlichten Gesellschaftsraum eines Innen aus. Hörer und Sprecher sind das Kleinstmodell dieser Stellungnahme. Kants Irrtum, der Irrtum aller Logiker besteht darin, Hörer und Sprecher für ein stummes, denkendes Menschlein zu halten, wo dann je ein Objekt je einem Subjekt vor die Augen träte. So aber ist es nie. Sprecher und Hörer müssen sich gegenseitig ihrer Lebendigkeit versichern, ehe sie als ein

Subjekt irgendwelche Objekte behandeln<sup>1</sup>. Kants ‚Wunder in der Erscheinungswelt‘ sind die Gesprächspartner.

Das „Subjekt“ der Philosophen ist eine Abstraktion aus den Gesprächspartnern, die einander gegenseitig das Leben, und ihrem Gegenstand, den sie behandeln, den Tod zusprechen. Denn verdinglichen, vergegenständlichen, begreifen, behandeln – das sind alles Worte für stilllegen, als tot behandeln oder doch als toter denn wir, die Sprechenden, selber. Umgekehrt ist Anrede und Ansprechen immer eine Huldigung an die Lebendigkeit des Angesprochenen. Wen ich begrüße, dem spreche ich allermindestens ebensoviel Lebendigkeit und Freiheit zu wie mir selber; oft aber werde ich seine Freiheit sogar über meine erheben und das in meiner Anrede zum Ausdruck bringen.

Der Logos, von dem die Bibel und die Philosophen reden, was ist es also mit ihm? Er ist die Einheit, die zwischen Ansprechen und Besprechen, zwischen dem Für-lebendig-Erklären meines Hörers und dem Für-tot-Erklären meiner Objekte waltet, da ja beide untrennbar verbundene Akte sind. Wer spricht, belebt und tötet in einem. Wer hört, wird bestärkt oder geschwächt.

Ich habe mehrmals betont und wiederhole hier, daß wir „Logos“ in der Bibel nicht mehr als eine Art Fossil mitschleppen können. Wir müssen es übersetzen. Ich übersetze es mit Nennkraft. Jeder von uns glaubt naiv an diese Gotteskraft in ihm selber. Jeder erklärt dies zur Sache und ernennt Den oder Die zum Freund.

Der Logos ist also die Nennkraft, mit der wir zwischen den Leichen der Welt als Lebendige hindurchgehen, indem wir alle Lebendigen mit Namen an uns ziehen, und indem wir zusammen mit ihnen von allem weniger Lebendigen uns abziehen. Mit Recht nennt das die alte Kunstsprache abstrahieren. Wo wir abstrahieren und begreifen, da machen wir Leichen, Objekte, Gegenstände unschädlich; wir sagen nämlich: das ist ja nichts weiter als ein Götzenbild, als ein Goldenes Kalb, als ein usw. usw. Wo wir anreden, da personifizieren wir und rufen eben dadurch ins Leben. Totes zu Totem, Lebendes zu Lebendem gesellt die Nennkraft. Gerade den Angesprochenen rettet die Anrede vor der Verzweiflung. Wir reißen ihn an uns. Mithin balancieren Attraktion und Abstraktion.

Ich glaube, ich habe mein Versprechen eingelöst, einmal den immer vergessenen Hörweg in die Sprache einzurechnen. Damit hört der Sprecher auf, den Zauberlehrling zu spielen und den Logos als die eigene Logik sich selber unterzuordnen. Wer spricht, wird vielmehr dem ihm und dem Hörer gemeinsamen Logos unterstellt und wird aus einem geistlosen, sprachlosen Leibe herausgerissen, um zusammen mit seinem Hörer das neue Subjekt zu verkörpern, das sich dem gemeinsamen Gegenstand widmet.

Geist ist dies gemeinsame-ins-Leben-Treten und zusammen Atmen. Sprechen heißt also, sich auf gemeinsames Atmen einlassen.

---

<sup>1</sup> Ich habe von alledem, vor allem von den Graden der Lebendigkeit, in „Heilkraft und Wahrheit“, Stuttgart 1952, gehandelt. Jetzt auch „Das Wagnis der Sprache“, Berlin 1956.

Indem wir dies Innenleben der Gesellschaft nun verlassen, bitte ich jeden Leser um eine Gunst. Ich habe hier nur behauptet, was er selber jeden Tag mit jeder Ansprache und in jedem Gespräch selber behauptet. Nur hat er es bisher nicht wahrhaben wollen. Aber jeder Leser, und dies ist die Gunst, die ich mir erbitte, möge vergessen, daß er mir hier nur zuhört; für einen Augenblick versetze er sich in die zahllosen Augenblicke, wo er mit Schöpferkraft Lebendiges und Totes beides vermehrt hat; er tat es jedesmal, wenn er einen Hörer teilnehmen ließ, einen Gegenstand sich vornahm oder sich selber vernehmlich machte.

### 3. Abschnitt

#### *Die Lebensalter: Kultur*

Die Erbanlagen, die der Mensch „mitbekommt“, die Wohlgeborenheit oder Schlechtgeborenheit, scheinen auf den ersten Blick sein individuelles Vorbehaltsgut zu sein, an dem die Soziologie nichts zu erörtern habe. Wir müssen trotzdem darauf bestehen, auch und gerade in der Anlage des Menschen eine Angelegenheit zu sehen, in der er nur die Rolle eines Trägers spielt. Nur ist sein Selbst hier Niederschlag und Form der Wirklichkeit. Und somit eröffnet sich hier dem Menschen ein dritter Weg in die Wirklichkeit dadurch, daß er ihr Bild wird, ihre Ausprägung, ein Mikrokosmos, d. h. die Wirklichkeit im Kleinen. Damit wird seine Biographie etwas Neues gegenüber seinem Lebenskampfe draußen als Naturwesen. Soweit nämlich der Mensch kämpft, gleicht er all den Wesen, die in Druck und Gegendruck, Stoß und Gegenstoß sich ausschleifen und abgehärtet werden. Ein scharf geschliffener Kiesel, die bekannten Gletschermühlen, sie tragen ein spezielles Gepräge, das ihrem Stoff von elementaren Kräften abgekämpft und abgerungen wird. So verwittert wohl auch ein Mensch im Kampf ums Dasein. Das Gepräge aber, das den Menschen zum Menschen macht, also zum Träger der Wirklichkeit stempelt, ist nicht von außen aufgezogene Häufung oder Teilung. Solche Schicksalsfalten und Runzeln legen sich vielmehr über die Prägung, von der wir hier sprechen, und machen das Bild undeutlich. Das Bild selbst aber stammt nicht von außen. Es ist ja angeboren und eingeboren, ist Erbanlage oder Keimanlage, originales Talent und ursprüngliche Mitgift.

Solche Gaben stehen mithin auch in einem Gegensatz zum eben erforschten Sprachschatz, den das Glied der Gemeinschaft „erinnert“ und sich einverleibt.

Das Bild, das uns der einzelne geborene Mensch bietet, ist sein eigenes. Das Kind, das zur Welt kommt, ist nur eins und ganz und gar ein eigentümliches und ausgesondertes.

Anders also muß sich die Zugehörigkeit dieses eigentümlichen Menschenkindes zur Wirklichkeit darstellen. Nicht der Gesamtgeist wird von ihm ge-

danklich-sprachlich erinnert und gedacht. Nicht das Geschlecht bestimmt ihn zu Mann oder Weib. Er wird vielmehr geboren mit seinem besonderen Pfunde. Dies Pfund aber sind seine Neigungen und Triebe. Instinkte, vom Ahn ererbt, erfüllen uns, und „was man ist, das bleibt man ändern schuldig“.

Deutlicher wird die Kraft dieses Erbstromes, wenn die Geburt des Menschen als ein Vorgang erfaßt wird, der mit dem Akte der Hebamme nicht beendet, sondern nur eingeleitet wird. Eben diese Mitwirkung der Hebamme macht aus dem scheinbar nur physiologischen Vorgang der Geburt sogleich einen soziologischen: Das Tier wird von der Mutter fertig geboren, das Kind nicht. Denn die Windeln, die Wanne, die Wiege, deren sich die Mutter bedient, sie sind ja von der Mitarbeit anderer, älterer Schichten der Gemeinschaft bereitgestellte Formen, in die das Kind gebettet und von denen es ergriffen wird. Den Säugling erwartet eine ganze bewegte Welt von Trachten und Kleidern, Wortformen und Lebensformen, Nahrungsmitteln und Vorschriften, die ihn genau so von allen Seiten einschließt und wärmt, nährt und schützt, wie der Mutterschoß ihn vor der Geburt hegte. In diesem zweiten Schoß also von vorgeprägten Formen wird der Mensch nach der leiblichen Geburt erst fertig geboren. Mag seine Kinderstube eine gute oder eine schlechte werden, immer ist sie die seine, d. h. eine Macht, die gewaltig sein Leben ausbildet und erzieht. Wir Menschen werden ohne unsere Absicht erzogen. Der Mensch ist zum Unterschied von den meisten Tieren in all seinen Gliedern und Organen reizbar, empfänglich, anschlägig und bildsam. Er ist nicht nur schwächer und zarter als andere Naturdinge, nein, diese seine Schwäche ist sein Kennzeichen und das Geheimnis seiner Erhaltung. Denn nur diese leibliche Zartheit und Weichheit macht ihn nun der Erwärmung und Bekleidung, der Ernährung und Behausung, des Schutzes und der Lehre durch Ältere während mehrerer Jahrzehnte seines Lebens bedürftig. Daher braucht also der Neugeborene nicht seit Jahrtausenden ein und dieselbe Mitgift bei seiner Fertiggeburt von der Wiege bis zum Beruf zu empfangen, sondern auf diese Weise empfängt er in stetem Wandel die jeweils geltenden, jeweils ausgebildeten Erziehungsbilder eingepreßt. Die Veränderlichkeit menschlicher Art macht es erforderlich, daß ein erhebliches Stück Wachstum des Embryos aus dem Mutterleib hinausverlegt wird in die Umwelt des Elternhauses und der Heimat, des Volkes und des Vaterlandes. Nur diese auswechselbaren Umwelten allein können jeweils die notwendige, immer wechselnde Ausstattung des neuen Sprösslings übernehmen. Übrigens haben die Menschen bekanntlich auch immer größere Teile der Natur dem verändernden Einfluß des Geistes eröffnet.

Heut wird nicht nur das Menschenkind, sondern auch das Tier und die Pflanze „gezüchtet“. Züchtung und Aufzucht sind Nachahmungen der Vorgänge, die das Menschenkind in die Menschheit einbetten und hineinziehen sollen. Es ist daher eine groteske Umkehrung des Verhältnisses, wenn heute für die Menschen eben jene natürliche Zuchtwahl – als Eugenik, Rassezüchtung u. dgl. – gefordert wird, die Pferde- und Kartoffelzucht nachahmen will. Denn



die Zucht nach „Grundsätzen“ durch Züchter ist eine viel, viel fragwürdigere als der Zug des Herzens, der einen ganzen Menschen mit Haut und Haar, Willen und Verstand, Können und Vermögen mit einem anderen zusammenführt. Diese beiden selber zeugen und erziehen einen Nachwuchs. Und das ist aller Züchtung Vorbild.

Daß der Mensch erst in langen, schmerzhaften Heimat-, Lehr- und Wanderjahren zurechtgeschunden wird zu dem Kind seiner Zeit und seines Volkes, das also führt ihn über das Zoologische hinaus ein in die Rolle, die ihm eben Volk und Zeit einlernen und überliefern. Es ist eine zweite bessere, weil lebensnähere und „zeitgemäßere“ Natur, die er durch diese Bildung empfängt: Ihre Triebe aber regen sich in ihm mit der Urkraft des Dämonisch-Unabänderlichen aller Natur. Des Menschen Natur ist seine Zeit. Wer diesen Satz annimmt, hat Kultur. Denn in der Annahme des Zeitgeistes als unseres natürlichen Vaters erringen wir die Kraft, uns von diesem Vater zu emanzipieren. Wer hingegen die Natur als einen Raumgott oder seine Raumgöttin und Mutter vergöttert, der bleibt ihr Sklave. Ist der Zeitgeist mein Vater, so kann ich ihn überwinden. Bilde ich mir aber ein, daß mich Natur und Schicksal gebildet haben, so werde ich unbildsam, unkultivierbar. Wir haben schon davon gesprochen, daß „Europa“ ein Zeitwort ist, solange es eine europäische Kultur geben soll. „Europa“ konkurrierte mit dem Okzident. Nachdem die abendländische Kirche der morgenländischen Paroli geboten hatte, kam mit dem Falle Konstantinopels 1453 die Zeit, wo das morgenländische, griechische Element sich als „Europa“ der westlichen Kirche im Westen selber entgegenwarf. Europa ist also ein beim Fall Konstantinopels auf den Westen geschleudertes Element, das Element antiken Lebens, das bis dahin stillschweigend den Osten noch durchdrungen hatte. Es wurde zu Plato und zum Corpus Juris und zu „Europa“ im Westen, je mehr das byzantinische *Mare Rûm* (das römische Mittelmeer) verlorenging.

Wer heut von Europa redet, schließt die Amerikaner aus; aber dieselben Europäer, die Europa beschreien, müssen sich jedesmal an einen Amerikaner wenden, wenn sie über ihre maßlosen nationalen Streitigkeiten und Eifersüchteleien hinwegkommen wollen. Der Weg von Frankfurt und Paris und dem Haag und London und Zürich sogar zueinander in Europa führt über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Darum ist Europa kein Zeitwort mehr. Es ist nur noch ein geographischer Begriff. Und deshalb ist es kein Kulturwort mehr. Räume sind eben erschlossene Zeiträume. Kein Raum ist aus sich selber, sondern zu einem Zeitpunkt in die Wirklichkeiten gebrochen. So ehrt der kultivierte Mensch den Raum, insofern er in einem Zeitpunkt seinen Sinn empfing und diesen Sinn nun verwirklicht. Das meint Goethes „Und so fortan“. Und jede tiefere Auffassung des Bauens und der Architektur, der Einrichtungen und der Kultur will eine Sternenstunde der Menschheit in die Bewegungen der kommenden Geschlechter als Prozessionen, als Tänze, als Reigen durch die Zeit, als Gänge und Wandlungen hineinschreiben. Kultur ist das Weiterleiten

einer Bewegung, die sich „seiner Zeit“ ereignet und das heißt in den Raum ergossen hat.

Triebe und Instinkte vom Hunger zum Ehrgeiz und zur Eitelkeit und zur Habgier, vom Frieren zum Zittern und zur Furcht und zur Budenangst, von der Scheu zur Scham und zur Verehrung und zum Gottesdienst – sie alle schaffen wir uns nicht selbst an. Wenn wir aufwachen als fertige Menschen zwischen zwanzig und dreißig, dann müssen wir mit all diesen Trieben und Kräften rechnen. Der Haushalt unserer Eigenart ist dann bestimmt. All das Eigene und Eigenste unseres Selbst – Eigenart und Eigensinn, Eigenheit und Eigentum, die ja alle „Überlieferung“ nur in verschiedener Richtung darstellen – ist Erbteil, also auch in der erweiterten Bedeutung, daß es in uns erst in der auswechselbaren Erziehungsumwelt nach der leiblichen Geburt eingesenkt und hervorgetrieben zu sein braucht. Dieses Leben also diesseits des leiblichen Geborenseins – und die Hochwohlgeborenheit meint ja bezeichnenderweise eben diesen Erziehungsraum unseres Daseins – treibt in uns seine Blüten nicht etwa alle zu einer einzigen Zeit, sondern nacheinander. Es gibt kein Lebensalter, das nicht sein Kennzeichen in einem solchen Trieb hätte.

Aber fast nie wird darauf geachtet, daß diese Leidenschaften eines jeden Lebensalters in uns als Anlagen und Triebe hervorbrennen, durch die wir zur Verwirklichung in ein Ganzes hineingenötigt werden. Diese Triebe – von Schopenhauer und anderen sehr irreführend als Wille bezeichnet – sind das Unfreiwillige in uns, mit dem wir eine Seite, eine Besonderheit der Wirklichkeit verstärken müssen. Da ist der Schwung des Jünglings, sein Geltungstrieb, die Leichtgläubigkeit des Knaben, der Erwerbstrieb des Vierzigers, die Rauflust des Zwanzigers, die Weisheit des Greises. Ohne diese Verteilung der Leidenschaften und Triebe auf die verschiedenen Jahrgänge – wer glaubt, daß ein Volk einen Tag existieren könnte ohne sie? Sie alle dienen der Darstellung des Ganzen und bedienen sich dazu unser aller, indem wir diese Sonderarten als unser Selbst hervorbringen. Das Mächtige an diesen Trieben ist es ja, daß sie uns überfallen und von uns ablassen, daß sie kommen und gehen, ob wir wollen oder nicht. Wir müssen sie erwarten und ertragen. Wir können nur verhindern, daß sie zu Lastern werden aus bloßen Eigenschaften. Die Kunst, alt zu werden, besteht in dem labilen Schwingen zwischen den Eigenschaften der verschiedenen Altersstufen. Entgehen kann dem Gang durch diese Stufen nur der Oberflächliche, der dem Ernst des Lebens überhaupt ausweicht. Der ist nie wirklich jung. Er wird nie Mann und er wird nie weise. Aber gerade als Träger der Wirklichkeit muß der Mensch auch die Formen und die Regeln seiner jeweiligen Altersgruppe ernst nehmen. Sie sind die Werkzeuge zu seiner Verwirklichung. Selbst Thomas a Kempis, der Weltflüchtige, predigt: „Durch Flucht allein siegen wir nicht.“ Entfliehen wir nämlich erfolgreich den Trieben und Eigenarten des einen Jahrgangs, des einen Jahresrings, so ereilen uns gewiß die des nächsten! Denn diese wechseln. Die asketische Nonne fröhnt später unversehens der Herrschsucht,

den formlos Jugendbewegten überfällt am Ende das Zeremoniellgelüsten. Jede der Neigungen und der Leidenschaften hat ihre Zeit, Liebe und Kampf, Arbeit und Besinnung, Geizen und Verschwenden, Einreißen und Bauen, Wandern und Seßhaftwerden.

Die Lebensalter treiben also in jedem Menschenkind Anlagen hervor, die sich gegenseitig ausschließen, die somit vom Menschen einen unaufhaltsamen Wandel verlangen. Kein Mensch wiederholt eintönig durch sein Leben ein Stück der Kulturordnung. Was er vielmehr wiederholt, ist das Menschenleben. Die Gestalt dieses Menschenlebens ist die einzige wichtige Kulturform, neben der alles andere wie Verpackung, Schutz, Hülle, Verschnürung oder ähnlich wirkt. „Träger“ der Kultur ist also einzig der Mensch; er ist es, indem er zugleich in ihrer Bejahung die Wirklichkeit bestätigt. Er bestätigt sie: Denn die Formen dieses Menschenalters erfindet er nicht, sie überkommen ihn. Er erlebt sie. Seine Kulturaufgabe ist einzig, diese Altersstufen mit dem für sie schicklichen Leben zu erfüllen.

Die Stufen des Geschlechts, Freier, Mann, Braut, Mutter, die wir schon kennen als Schicksalsstufen, werden mithin überkreuzt durch die Kulturstufen. Hinter dem Manne her entfaltet sich auf diese Weise der Vater. Nach der Mutter erstet die Gestalt der Frau und Hausfrau. Es ist bezeichnend, daß die Weise des Mannes: Spannkraft, Eroberungslust, Erwerbssinn, Ellenbogen, sich ausbildet vor der des Vaters, Lehrers, Beraters, Vormundes, Nachbarn, kurz der Art dessen, der nach den Jahren kämpferischer Durchsetzung wieder so weit zu Atem gekommen ist, daß er mitteilen kann. Wenn die Kinder zwölf bis vierzehn sind, brauchen sie den Vater oder er sie und ihresgleichen. Und ebenso wichtig ist, zu sehen, daß die Hausfrau der Typus ist, der sich gemeinlich erst ausbildet, nachdem die der Mutterschaft geweihten Jahre vorüber sind. Deshalb ist unsere mechanische „Gleichberechtigung“ von Mann und Frau nicht durchgedacht. Eine Frau von 45 Jahren braucht laut unserer Tabelle das „Studium“, nicht aber die Braut mit 18. Natürlich ist hier in tausend Einzelfällen – Kinderlosigkeit! – das Leben anders. Aber auch dann wird es sich in seiner Weise der Wirklichkeit anzuähneln suchen. Die Unverheirateten erleben die Aufgaben der Altersstufen in ihrer Art genau so in ihrem Verhältnis zum Beruf. So konnte das Wort Jüngling in den letzten Jahrzehnten einfach aussterben und durch die Berufsworte Arbeiter und Student verdrängt werden. Die beiden in unserer Tabelle aufgeführten Typen des „Ehemannes“ und der „jungen Frau“ sind mehr als geschlechtliche Stufen, da sie ebenso im Berufsleben dieser Jahre wie in der Ehe nach Verwirklichung drängen. Natürlich bleiben viele Menschen auf gewissen Lebensstufen hängen und gehen daran zugrunde. Die folgende Zahlentabelle gibt an, welche Stufe innerhalb des angegebenen Jahrsiebents erreicht zu werden pflegt. Die frauliche Entwicklung des Weibes ist um ein volles Jahrsiebent gegen die männliche voraus. Die Siebenperiode ist bei den einzelnen Menschen oft abgewandelt in sechs-, acht- oder neunjährigen Zyklen.

Bei schwachlebenden Menschen ist sie entsprechend schwach wahrnehmbar. Die Tabelle bedarf mancher Ausfüllung durch die Lebenskunde des Lesers. Treitschkes Wort: „Von den Männern zwischen 50 und 60 wird die Welt regiert“, läßt sich z. B. ergänzen: Von denen zwischen 20 und 30 wird sie „erwandert“, zwischen 30 und 40 „erarbeitet“, zwischen 40 und 50 „erworben“, zwischen 60 und 70 „gelehrt“. Die Querlinien heben hervor, daß Mann und Mutter, Vater und Frau (also nicht Mann und Frau, Vater und Mutter) einander entsprechen.

Die Griechen ließen ihren Göttinnen die bewahrende Wiederholung, ihren Göttern die Initiative. Ist es nicht Zeit, daß wir auch die Geschlechter geistig verstehen?

### Die Lebensalter:

#### Das Kind

Der Knabe	7-15	Das Mädchen	7-15
Der Lehrling	15-21	Die Braut	15-21
Der Wanderer	21-28	Die junge Frau	21-28
<hr/>			
Der Mann	28-35	Die Mutter	28-35
<hr/>			
Der Vater	35-49	Die Frau	35-49
Der Meister	49-63	Die Hausfrau	49-60
Der Großvater Lehrer	} 63-70	Die Großmutter	60-70

#### Greis und Ahn

Der Trieb nun, die Kulturordnung zu bestätigen, nimmt auf jeder dieser Lebensstufen eine andere äußere Gestalt an, trotzdem ist er immer ein und der selbe. Denn immer gilt es, sich in der geformten Menschenwelt, im sozialen Kosmos, durch Handlungen und Verhalten in der Rolle zu bewegen, die eben diesem Alter ansteht und schicklich ist. Schicklichkeit ist so das kulturelle Schicksal, die Verkleinerung der gewaltigen Außenmacht zu einer Vorschrift der menschlichen Konvention und des Herkommens. Sie wird aber in der Beziehung auf das Wachstum des Menschenlebens und auf die Entwicklung der Persönlichkeit eine wirkliche Formerin. Das vermag die zweite Aufstellung zu zeigen. In ihr ist versucht, den Lebensabschnitten die Abwandlungen des Bestätigungstriebes beizuordnen, die ihnen besonders entsprechen. Natürlich ist hier noch mehr zu warnen vor der Annahme einer starren Gesetzmäßigkeit. Zum Beispiel ist im Kindesalter die tragende Kraft Glauben und Vertrauen. Jeden Bissen und jeden Schluck, Kleidung und Schutz empfängt ja jedes Kind von außen. Es muß daher glauben und es darauf ankommen lassen, daß die Nahrung, die ihm gereicht wird, nicht vergiftet, die Kleidung nicht schädlich sei.

Diese Angewiesenheit des Kindes auf andere ist uns so gewohnt, daß sie uns nicht auffällt. In Wirklichkeit hinterläßt sie natürlich in dem Menschenkinde die tiefsten Eindrücke für das ganze Leben. Denn keiner dieser Stufentriebe erlischt wieder ganz oder darf wieder ganz verlöschen. Die Kulturlaufbahn eines Menschen verlangt, daß jeder angeschlagene Ton durch die ganze Biographie weiterklingt. Ein bloßes Brechen und Abbrechen mit jeder Stufe wäre kulturfeindlich. Wenn nun das Kindesalter zweifellos einzig aus Vertrauen existieren kann – ein allzu mißtrauisches Kind wäre lebensunfähig! –, so ist dennoch zweifellos auch schon Gehorsam, Erfahrung, Nachdenken in ihm angelegt.

Aber erst dem Knaben ist Gehorsam Lebensbedingung. Die Gefahren, die ihn umgeben, können nämlich durch bloßes Vertrauen nicht mehr allein abgewehrt werden. Seine größere Selbständigkeit vermag nur durch Gehorsam sozusagen an der längren Leine des Worts und der Vorschrift gehalten zu werden. Gerade so ist es auf der Stufe des Lehrlings: Das Nachdenken muß hier beginnen, weil das Lernen wieder einen ungeheuren Kreis von Betätigungen erschließt, der von einer neuen Anlage im Menschen, eben dem Nachdenken, allein bewältigt werden kann.

Genug der Beispiele. Der einzelne Mensch durchläuft eine Entwicklung, in der er die Kulturordnung bestätigen muß, um zu existieren. Seine Biographie ist, was die Entwicklungsstufen im großen angeht, eine unausweichliche. Weil das aber so ist, ist es nicht verwunderlich, daß, vom Menschen her gesehen, dieser selbe Trieb als Selbsterhaltungstrieb bezeichnet wird. Leider wird dies Wort zu oft bloß auf ein „natürliches“ Selbst bezogen. Ein solches natürliches Selbst existiert aber nicht. Zum Selbsterhaltungstrieb gehört Ehrgefühl, Taktgefühl, Nationalgefühl, kurz, alles mit der Wucht des Angeborenen sich Äußernde gehört dazu. Vorsichtshalber wollen wir unsererseits statt vom Selbsterhaltungstrieb vom Bestätigungstrieb sprechen. Auf jeden Fall gehört zu dem, was der Mensch im Laufe seines Lebens bestätigt, sein Selbst dazu. Dies sein Selbst bedeckt aber auf jeder Lebensstufe einen verschieden großen Mitkreis und Umkreis. Ein Kind bestätigt durch sein Vertrauen den Schutzbereich seiner Pfleger mit, ein Vater durch seine Schutzmacht seine Kinder und Hausgenossen. Ein Student bestätigt durch sein Nachdenken die Gedankenwelt seines Volkes mit, hingegen bestätigt er nicht mehr unter allen Umständen das Elternhaus. Mit 20 Jahren vollzieht sich nämlich eine erhebliche Veränderung dessen, was wir bestätigen. Dort ist diese Verschiebung besonders auffällig. Aber wenn man dem jungen Stürmer und Dränger gern als „Selbsterhaltungstrieb“ seine Durchbruchstendenzen zugute hält, so tut man dies nur deshalb, weil sein „Selbst“ gerade nicht etwa sein nacktes leibliches Körpergebäude bedeutet, sondern die neue Trägerschaft und Mitgliedschaft des Volkes in diesen Trieb völlig mit eingeht. Der junge „Völkische“ wähnt sein Volk zu bestätigen, indem er mit seinem Vater bricht. Die Tafel setzt wie die vorige nur immer einen Namen

oder ein Wort ein, wo an sich reiche Abspaltungen zur Verfügung stehen. Zum Beispiel ist im Kindesalter Glaube und Vertrauen beides verwendbar, für den Ehemann bieten sich Fußfassen, Hausstandgründen, Sesshaftwerden und manches andere dar. Sichern und Sparen sind nicht eindeutig zeitlich abzusondern. Der Leser wolle also selber die Übersicht weiterdenken und ausführen. Sie ist absichtlich unvollständig, um nicht pedantisch zu werden. Denn jeder von uns weiß ja unendlich viel mehr von diesen Ordnungen, als er vor lauter sogenannter „Bildung“ sich meistens zutraut zu wissen.

### Abwandlungen des Bestätigungstriebes

(Erhaltung des kultivierten Selbst)

		Lebensjahre:	
1-7	Vertrauen	35-42	} Gelten
7-14	Gehorchen	42-49	
14-21	Nach-denken	49-56	} Sparen
21-28	Erfahren	56-63	
28-35	Fußfassen, Zeugen, Säen	63-70	} Regieren
			Lehren, Autorität-sein

Wir haben diese Lehre von den Lebensaltern bis hierher ohne Rücksicht auf unser Kreuz der Wirklichkeit entwickelt und besonders kurze Altersstufen angenommen. Der Arzt Vlies hat eine ähnliche Periodenbildung angenommen. Das Wesen der Zeit erlaubt ja beliebig kleine Zerlegungen. Zu zahlreich werden sie sinnlos. Seit alter Zeit hat man daher das Leben in größere Epochen zerlegt. In einem Wandfries der Wartburg z. B. ist jedem Jahrzehnt ein Tier beigelegt: Hahn, Ochse und Löwe treten auf. Wichtiger für uns ist der dichterische Wettkampf, der zwischen dem Schweizer Werdmüller und dem Deutschen Zachariä im 18. Jahrhundert um die Lebensalter der beiden Geschlechter ausgefochten worden ist. Sie gliedern beide in vier Epochen, nämlich:

*Werdmüller:*

Knabe  
Jüngling  
Mann  
Greis

*Zachariä:*

Mädchen  
Jungfrau  
Frau  
Matrone

Das entspricht Goethes Grabinschrift:

Als Knabe verschlossen und trutzig,  
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,  
Als Mann zu Taten willig,

Als Greis leichtsinnig und grillig! –  
Auf deinem Grabstein wird man lesen:  
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Diese uralte Gliederung – das wird gerade an der Doppelreihe deutlich – durchkreuzt nun die geschlechtliche vollständig. Sie entstammt einzig dem Bereich des Lebenslaufes als eines Ablaufes, der nach festem Gesetz sich vollendet.

Unter dem Gesichtspunkt des kulturellen Aufgabenkreises erscheint es sinnvoll, diese Einteilung der Lebensstufen so zu formulieren:

- 1–18 Sohn und Tochter (die Hauskinder).
- 18–35 Die Jüngeren.
- 35–53 Die Älteren.
- 53–70 Die Alten.

Augenfällig spielt jede Stufe in Wiederbelebung und Ausfüllung des Gewordenen – und das heißt doch Kultur – ihre besondere Rolle. Das Kind, das bekanntlich gern jedes Tun endlos wiederholt, ist am leichtesten kultivierbar. Kulturarme Zeiten stürzen sich daher auf die Kindererziehung als die immerhin noch zu bewältigende Aufgabe. Unter den Händen von Sohn und Tochter verwandeln sich die Formen in jeder Generation. Wiederentdecker der Kultur sind die Jüngeren (18–35). Sie beleben sie stimmungsmäßig durch die Begeisterung, mit der sie sich als Offenbarer und Entdecker vorkommen. Die Älteren platten die Kulturformen zweckmäßig ab, schleifen sie rational aus, bis sie prall wie angegossen sitzen. Denn sie sind die pflichterfüllende, arbeitende, mühende Truppe. Schließlich die Alten erhalten. Sie sind im Kulturbereich die Maßgebenden. Sie allein verkörpern die Kultur. In sie hinein wird sie verwandelt: der herrscherliche Mensch, der „alte Kaiser“, die grande dame der Gesellschaft, der berühmte Mann, die ärztliche „Autorität“, der „alte Goethe“ – sie sind selbst Kulturformen. Auf den greisen Petrus gründet sich die römische Kirche. Denn nur das Alter kann Formen überpflanzen.

Alle jüngeren Lebensalter stehen der Kultur unsicherer und formloser gegenüber. Sie sind noch nicht selbst soviel geworden; Kultur ist ja aber gewordene Form.

Wir haben damit die Lebensalter gegliedert. Der Mensch, der sie durchläuft, ahnt ihre Bedeutung immer erst hernach. So kommt es, daß ihre Bedeutung nicht von seinem Bewußtsein abhängt.

Wer sie durchläuft, wirkt dadurch in einer Weise, von der er sich nichts träumen läßt. Er glaubt, für sich zu leben und sein Leben zu gestalten. In Wirklichkeit aber verläuft jeder unserer Lebensschritte in ein Kraftfeld der Wirklichkeit – eben die trajektive Kultur – hinein und hat in deren Ordnung seine Bedeutung, ganz gleichgültig, was sie dem Lebenden bedeutete. Zum Beispiel, ich gebe flüchtig dem Spieltrieb nach und setze in Monte Carlo – dann hat das für mich persönlich eine Bedeutung, als Spiel oder Ernst oder Versuchung oder Übung oder als Laster. Aber davon abgesehen ist die Handlung in der Statistik der Spielhöllen ein wirksamer Posten und dient hier der Verwirklichung des Getriebes von Einrichtungen, die eben diesen unausrottbaren Spieltrieb kultivieren und befriedigen. So wird der einzelne durch eine Fülle von Formen hindurch-

geführt, die bestimmten menschlichen Trieben Erfüllung oder Entspannung zuführen. Seine Triebe wirken in dies Netzwerk von Beziehungen hinein – mag er sie hinterher vergessen, bereuen, benützen als Erfahrung – mögen sie noch so bald, wie man so schön sagt, „hinter ihm liegen“ –, er ist mit ihrer „Auswirkung“ doch hineingewirkt in die kulturelle Wirklichkeit. Alles das gerade, von dem wir zu sagen pflegen: dies liegt nun hinter mir – baut dieses Kultursystem auf. Die Vergangenheit, die mehr oder minder fragwürdige und interessante Vergangenheit eines Menschen – für ihn persönlich ver-gangen – geht ein in ein übermächtiges Ganzes geformter Ordnung. Verglichen mit dem eigentlichen „Leben“ ist freilich dies Geschehen immer Vergangenheit. Es repräsentiert eben die „alte Geschichte“, die ewig neu bleibt, daß Jugend keine Tugend hat und Alter nicht vor Torheit schützt. Wir blicken auf diese „alte Geschichte“ unserer eigenen Leidenschaften mit dem Gefühl zurück, da nun eben auch hindurchgemußt zu haben. Aber diese ewige Wiederholung der alten Geschichte führt zur Errichtung von Häusern für all das, was des Menschen Triebe immer wieder betreiben und brauchen. Die Häuser, in denen unser Leben verläuft, vom Elternhaus und der Taufkapelle über die Schule und das Krankenhaus zur Kaserne und Werkstatt und zum Wirtshaus und Rathaus, sind der Ausdruck des ewig Gestrigen, dem wir erliegen und dem wir uns ergeben und das uns ausbildet und erzieht. Die Astrologie spricht gern von den Häusern, die das Schicksal bestimmen. Sie wirft an den Nachthimmel hinauf, was sich in Wirklichkeit unten auf Erden abspielt: die Häuser unseres Lebens sind seine Kulturform, sind Matrizen, die uns zu nützlichen – oder unnützlichen – „Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft“ zurechtstanzeln.

Der Rekrut, dessen Mut einer Kompanie zu einem Lob bei der Besichtigung verhilft, der Klubbesucher, dessen schlechte Laune einen Zwist in dem vornehmen Klub heraufbeschwört, der 100 000. Einwohner, durch den eine Stadt Großstadt wird, der Geizhals, durch den ein armes Walddorf plötzlich eine Millionenerbschaft macht – ihr Tun kommt zugute Ordnungen und Zusammenhängen, mit denen sie vielleicht nur durch diese eine bestimmte Auswirkung verknüpft sind. Von ihnen aus gesehen ist dies vielleicht eine Art Mülleimer, ein Bassin, in dem die Wirkung verschwinden soll, aber nur von ihnen aus gesehen.

Die Statistik ist ja die unheimliche Wissenschaft, die auch die triebhaftesten Vorgänge am einzelnen in ihre riesigen volkswirtschaftlichen Zusammenhänge hinaufzuheben vermag. Deshalb hat die Statistik eine Zeitlang (vor allem durch Quetelet) die Rolle der Hauptwaffe der Soziologen gespielt. Durch sie wurde die Beziehung jedes beliebigen Verhaltens auf die Kultur aufzeigbar. Berühmt wurde die Statistik der Selbstmorde, die eine ganz regelmäßige Jahreskurve mit dem Höhepunkt im Juni für diese scheinbar persönlichste Triebhandlung aufzeigt. Die Kultur bietet die Hülsen und Kammern und die Brunnenstuben für die Stationen unseres Lebenslaufes. Alle Kultur ist Fassung und Bildung



menschlicher Kräfte zu beständig wiederholbarer Form. Daher werden die Anlagen jedes Lebensalters und jedes Jahrganges der Menschheit in ihrer höchsten Ausprägung auch nutzbar gemacht in den Ständen und Klassen der Völker.

Alle Geburtsstände gehen ja von dieser Ausnutzung sogar des bloß Angebornen aus. Die indische Kaste bestimmt den Menschen durch Mutterleib und Elternhaus endgültig. In der europäischen Wirklichkeit ist die letzte Kaste erst mit der Abschaffung der dynastischen Geburtsrechte verschwunden. Aber das heißt natürlich nicht, daß damit die Wirkungen der Geborenheit aufgehoben seien. Nur eine Festlegung auf sie soll nicht stattfinden. Denn die Kaste legt ja die Kulturordnung auf den leiblichen Grenzfall bloßer physiologischer Geborenheit fest. Ihre Abschaffung bedeutet also nicht, daß man nun auf die Geborenheit nicht abzustellen braucht. Sondern sie schließt nur Anlagen und Erziehung beide zur Einheit des Kulturwesens zusammen. Sie geht davon aus, daß den Menschen erst ein langes Leben zu Ende gebiert und zur wirklichen Welt bringt. Wo aber nichts Wohlgeborenes da ist, hat auch der Bund entschiedener Schulreformer sein Recht verloren. Die Kaste ist natürlich immer eine nachträgliche Feststellung oder Festlegung der Kultur. Der europäische Hochadel ist erst 1815 aus einem Geburtsstand eine Kaste geworden. Mit der Kastenbildung ist eine letzte Verfestigung erreicht, aus der es kein Entweichen mehr gibt. Alle Kastenbildung versucht den Triumph der Vergangenheit, die Alleinherrschaft der kultivierten und verformten Wirklichkeit sicherzustellen. Hier ist der Mensch nur immer ein Stück Vergangenheit, ist nur Erbe. Die Fürstendekadenz des 19. Jahrhunderts entsprang notwendig der Überlastung des dynamischen Menschentums mit Verformtheit. Die Häuser ihres Lebens waren zum Inbegriff ihres ganzen Lebens geworden. Es war zu sehr vorherbestimmt, das aber ist das eigentlich astrologische Verhängnis für uns Menschen, das uns „fallen“, „dekadent“ macht. In der Kaste ist aber nur die schroffste Form kultureller Wiederholbarkeit des Angebornen gegeben. An sich ist Wiederholung ein Urtrieb.

Wir haben daher diesen Trieb als das durchgehende Kabel aller Entwicklung, als das biographische Grundgesetz – das ist richtiger als biogenetisch – Bestätigungstrieb genannt. In der Soziologie hat man diesen Trieb bereits seit langem aufgefaßt, ihn aber jeweils nach seinen Lebensalter-Bruchstücken zersplittert benannt, z. B. Geltungstrieb, Prestige, Nachahmung, Eitelkeit, Pflicht. Der bekannteste Ausdruck ist Nietzsches Wille zur Macht. Nietzsches Wort müssen wir beiseite lassen schon wegen des überlasteten Ausdrucks „Wille“, der mehrdeutig ist. Es handelt sich ja gerade um das Triebhafte, welches sich dem Bewußtsein immer wieder entzieht. Wir wirken in die Kulturordnung hinein aus einem Wirkensbedürfnis, einem Bestätigungsdrange, der immer neue Masken für uns selber annimmt. Bald ist es angeblich Überzeugung, bald Liebe, bald Eitelkeit, bald Pflicht, bald Gewohnheit, bald Mitleid, bald Selbsterhaltung, bald Fürsorge. Aber so zahlreich diese Einzelantriebe sein mögen, so eigenartig ist die automatische Sicherheit, mit der sie uns alle veranlassen, in den

Gleisen des Kulturlebens zu verharren und das Vorschriftsmäßig-Korrekte, das von uns erwartet wird, zu vollziehen!

Dieser Pflichttrieb, dieser Sinn für Zucht und Bestätigung sichert die Kultur. Die Kultur erkrankt daher ernsthaft nur an Zuchtlosigkeit und Pflichtvergessenheit. Die Eitelkeit wohlthätiger Damen, die Streberei des Karrieremachers, das Schutzbedürfnis eines Schmeichlers – sie alle sind der Kultur als einer festen Ordnung nicht abträglich, weil sie noch durch diese menschlichen Schwächen bestätigt wird. Dieser Kreis des kulturellen Bestätigungstriebes mit allen seinen Spielarten ist so ein in sich umfassender und vollendeter. Alle Gebildeten und Edlen, Gesetzten und Gerechten, Alten und Vornehmen umwandeln ihn.

So halten wir als Ergebnis fest: Jedermann, der die Kultur bestätigt, trägt dadurch mit an der Wirklichkeit. Die Kultur ist die feststehende Welt, die in wiederholender Beständigkeit kreist, weil sie geordnet ist. Die Gegenwart wird durch diese ewige Wiederkehr an die Vergangenheit verhaftet. Auch das ist wirkliches Leben. Denn Wirkungen wird hier Dauer verliehen.

Nur ist diese Welt ein Teilstück der Wirklichkeit; sozusagen die alte Welt der Kultur neben der Innenwelt des Geistes und der Außenwelt der Natur. Und es trägt noch auf anderer Fährte jeder Mensch die Wirklichkeit. Es muß statt der alten Welt der Kultur wohl eine neue sein. Nicht der feststehenden Vergangenheit, sondern der überwindenden Zukunft wird sie das Übergewicht über die Gegenwart einräumen müssen. Dieser Weg in die Wirklichkeit ist aber am schwersten zu finden.

#### 4. Abschnitt

##### *Die Todesüberwinder: Seele*

##### Unsere Selbständigkeit

Zu uns selbst kommen wir Menschen immer zu spät. Denn wir können in der Wahl unserer Eltern nichts mehr ändern. Unsere Vor-Sicht und Vorhersicht sichtet also niemals uns selbst, sondern immer einen über uns selbst Hinausliegenden. Jede Lebenserfahrung hat bereits die Wagenspur unseres Lebens abgedrückt in der Realität, wenn wir erfahren haben. Unsere Lebensklugheit leuchtet also nicht mehr unserem gerade dieser Klugheit entsprechenden Stück Leben. Was die junge Schönheit erfahren, das kann die alte häßliche Matrone zwar wissen, aber ihrem schönen jungen Selbst kann diese Erfahrung nichts mehr sagen. Wir sehen immer an uns selbst vorbei und über uns selbst hinweg. Je schärfer man die Lebensepochen, die Altersstufen und Jahresringe in uns als eigenartige Daseinsformen erkennt, die nach ihrem eigenen Gesetz gelebt werden müssen, desto weniger wird man sagen, daß wir je ganz bei uns selbst sind. Nur die oberflächliche Betrachtung des anderen, der vor uns steht, stempelt diesen zu einem in sich über alle Zeiten und Seiten seines Lebens gleichzeitig

herrschenden Kugelgötzen, dem wir Zurechnungsfähigkeit, moralische Vollkommenheit, Allwissenheit und Voraussicht abverlangen.

Alle Geschichtsschreibung, alle politische Parteiung, alle Moraltheologie, aller Klatsch nimmt den lieben Nächsten als Kugelgötzlein, in dessen Kugelkalotte Vergangenheit und Zukunft, Wille und Spannkraft durcheinandergerüttelt liegen und der so als im Vollbesitz all seiner Kräfte erscheint. Das Wort dafür, mittels dessen der Mensch eine allgegenwärtige Verantwortlichkeit sich aufladen hört, heißt Selbständigkeit. Von außen gesehen wirken wir wie selbständige Individuen. Man sieht uns ja sogar Selbstmord begehen.

Der Schein dieser Selbständigkeit ist im abgelaufenen Jahrhundert so groß gemacht worden, daß die ganze Welt von Individuen bevölkert erschien, selbständigen, vollfreien Wesen, allgegenwärtig herrschend über ihr eigenes Leben von der Wiege bis zum Grabe, Herren ihrer selbst, Brüder der Millionen anderen Individuen. Aus Individuen, deren jedes mit dem Lichtstümpfchen seiner Geisteskraft und Klugheit durchs Weltall stolpert, bestehe hiernach die Menschheit. Man braucht nur einen Augenblick an sich selbst zu denken, um über diesen Anschein der Selbständigkeit aufzulachen. Und sollte man nicht über die Selbständigkeit – und das ist das deutsche Wort für Individuum – besser bei sich selbst als bei den anderen Rückfrage halten? Bei mir selbst ist aber vielleicht der beste, helfendste Gedanke nicht mein eigener, sondern der Rat eines Freundes, die Lehre meines Vaters. Das entscheidende Motiv meiner gescheitesten Tat ist vielleicht die Angst vor dem Urteil der Welt. Die Ursache für meine größte Freude ist in aller Regel nicht etwas aus mir selbst Stammendes, sondern von anderen mir erwiesenes und Geschenktes. Wenn ich selber hingegen zu mir selbst komme, so sind das meist schmerzliche und peinliche Anlässe. Wenn wir zu uns selbst kommen, so ist das jedesmal im Kampf mit uns selbst. Wir werden uns bewußt unserer selbst, weil wir mit uns hadern und rechten. Wir zweifeln an uns, ein Zwiespalt durchzieht unser Inneres. Widerstreitende Gedanken durchstürmen die Brust. Ein Tummelplatz der Widersprüche, der Gegensätze, der Zerrissenheiten – das sind wir uns selbst. Schrickst du zusammen, so wirst du selbständig, so löst du dich aus dem Mutterschoß der Kultur, die dich bis dahin naiv umschließt. Schreck heißt Sprung; erschrecken heißt zerspringen: Der Erschreckende löst sich nicht mit seinem ganzen Selbst aus dem tragenden Schoß; das wäre ja sein Tod, er fiel ins Leere, ins Nichts. Sondern der Riß geht mitten durch sein Selbst. Er stellt sich erschrocken sich selbst gegenüber. Ein Teil von ihm also bleibt geformte Anlage und Erzogenheit. Von diesem Teil aber springt ein erschrockener Teil ab und wird vorgeschleudert, widersetzt sich der Form, zweifelt an allem, zermartert sich mit Reue oder Empörung und bricht nun aus der verformten Vergangenheit heraus.

Die Spannung zwischen der Vergangenheit und der Zukunft – diese spannt sich im Widerstreit mit uns selbst, den unser Selbstbewußtsein aufrichtet. Unsere Selbständigkeit ist die Spannung. Diese drückt und schließt uns selbst nur um

so dringender, verzweifelter, heftiger ans Diesseits an. Ein gutes Beispiel gibt der allbekannte Vers: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“: das Bewußtsein soll die Energie dazu noch steigern. Aber mit dem Bewußtsein ist zugleich ein Bruch gegeben. Die naive Angehörigkeit ist nun fort. Man hat erst einmal jenseits Posto gefaßt, um das Diesseits zu kritisieren, zu richten. Der Selbständige also hat noch ein Stück Kultur diesseits, aber im Gegensatz dazu auch ein Stück jenseits. Solange wir leben als selbständige Wesen, muß ein Stück von uns jenseits bleiben. Unser ausgebildetes Wesen mit allen seinen Anlagen und Gewohnheiten, seinen Verhaltensweisen und Gepflogenheiten trägt unser Diesseits. Und solange wir also leben, sind wir in den Schachbrettfeldern des Diesseits beheimatet. Aber das, was die Volkszählung von unserem bürgerlichen Dasein statistisch verzeichnet, ist ja nun immer nur die halbe Wahrheit, über die wir uns mehr oder weniger selbstbewußt mokieren und hinwegzusetzen trachten. Die andere Wahrheit ist immer die, daß alle diese Diesseitsregulativa der Konventionen und Titel und Würden durch unseren Tod zersprengt werden. In diesem haben wir eine letzte Freistatt, die jeden Augenblick des Diesseits relativiert. Der Mensch weiß vorher von seinem Tode, und diese einzigartige, keinem Wesen sonst verliehene Kunde ist der Kern seines Selbstbewußtseins. Nur muß man durchschauen, wie oft und wie lange wir in den Tod gehen. Der erste Schreck des Lebens ist auch der erste Anfang unseres Sterbens. Die Sprache sagt von den Nächten der Enttäuschung und des Grams mit Recht: Etwas ist da in uns gestorben. Des Menschen Sterben beginnt mit seiner Selbständigkeit. Die Selbständigkeit ist nichts anderes, als daß sich innerhalb unseres Selbst Leben und Tod polar auseinander trennen; Diesseits und Jenseits spannen sich. Und nun arbeitet sich das Diesseitige an uns immer stärker ins Diesseits hinein, bis „der Leib in Staub zerfällt“, das Jenseitige aber sehnt sich immer mehr aus seinem Selbst hinaus. Es überwindet die angeborenen Schranken von Rasse, Heimat, Volk und Klasse. Es wirkt über das bloße Selbst hinaus. Denn es stirbt sich frei.

Bevor dieser Freitod – der eben das halbe Leben und kein bloßer Augenblick ist – noch näher erforscht wird, muß das naheliegende Mißverständnis abgewehrt werden, als handle es sich in der Selbständigkeit um die sogenannte Geistes- und Gedankenfreiheit des Menschen, also um Schatten und Einbildungen. Geist und Gedanken haben wir nur als Träger der Sprache, also als Vertreter der Gemeinschaft. Die Prediger des Individualismus und der Freiheit der Individuen, die Idealisten, haben allerdings die Irrlehre aufgestellt, unsere Selbständigkeit wurzle in unserer Geisteskraft. Die Vernunft mache uns frei. Dies beruht aber auf dem Irrtum über das Wesen der Selbständigkeit, als bestände diese statt in einem Schmerze unseres Wesens in einer Ausgelöstheit und Absolutheit aus der Wirklichkeit. Dann allerdings blieb für das Kugelgötzlein Individuum nur der Vernunft regulatives Prinzip als Steuerrad übrig. Aber die Vernunft ist gerade das Allgemeine, Gemeinschaftliche in uns. Wir müssen den

mächtigen, ja übermächtigen Kräften des Diesseits, all der Erbmasse der Vererbten und Anerzogenen, des unbewußten Trieblebens – man denke nur an die unheimlichen Gewalten, die in der Vererbung wirken –, wir also müssen ihnen entgegen ebenso urhafte Kräfte des Jenseits entdecken, sonst käme kein Selbstbewußtsein zustande. Solche Kräfte nun gibt es allerdings.

### Scham und Selbstüberwindung

Achten wir doch darauf, wie sich Selbstbewußtsein äußert. Was befällt die erschreckende Braut, den verzweifelnden Jüngling? Sie möchten vor Scham vergehen. Vor Scham verbergen wir uns. Ein Geheimraum wölbt sich um uns, der uns abtrennt von Eltern und Gespielen. Die Scham wird der Spielraum unserer Gefühle, der Wirkraum unserer Pläne und Entwürfe, der Kampfplatz unserer Seele, das Stadion unseres Ringens. Wir fangen an, uns zu schämen in dem Augenblick, wo wir selbständig werden, das heißt wo sich in uns Lebenspol und Todespol auseinandertun.

Nicht einfach, sondern zwiefach geschieht diese Spannung. Die Liebe der Geschlechter ist die eine Form, in der wir anfangen, den Tod zu schmecken. Hier werden wir uns der äußeren Halbheit unseres Menschentums bewußt. Ergänzung, dem Kind ungeahnt, wird von außen ersehnt. Der zweite, geliebte Mensch muß kommen, uns wieder zu einem vollen Menschen zusammenschließen. Dieser äußeren Halbwerdung als Geschlechtswesen geht parallel die innere Verdoppelung im Denken!

Das unselbständige Kind ist bald Hörer, bald Sprecher der Sprache, aber in beidem, dem Hören oder Sprechen, ist es ganz darin. Der Denker hingegen verdoppelt sich, wie wir schon wissen; er wird sein eigener Zuhörer. Er bildet also auf diese künstliche Weise in sich ein Menschenpaar, eine Gemeinschaft, und wird nun ihr Träger.

Zwifacher Bruch: Häufelung im Erwachen der Geschlechtsübermacht, Doppelung im Erwachen des Selbstbewußtseins: beide werden begleitet vom Erwachen der Scham. Es ist längst unter den Völkerkundlern anerkannt, daß die reine Sexualität nicht die Urwurzel der Scham sei. Ihr komplizierter geistiger Charakter ist eben aus all den Zeugnissen der Reisenden ebenso deutlich wie aus unserer eigenen Erfahrung. Zunächst ist Liebe etwas anderes als Sexualität; diese letztere kann ohne Spannung bleiben, ohne wahre Bräutlichkeit. Ferner begleitet die Scham den Menschen durch sein ganzes Leben. Der Schamlose aber ist schon bei Lebzeiten tot. Er lebt seinem Geschlecht, seiner Geltung, seiner Weltanschauung und seinen Prinzipien. Mit all dem wirkt er in die uns schon bekannten Wirklichkeitsbereiche; aber der Schamlose hat sich seiner Originalität beraubt. Originell kann nur der Übergang aus geheim in offenbar wirken. Das aber ist Leben aus Sterben. Wem nicht die Pulse schneller klopfen können aus irgendeinem Lampenfieber, irgendeinem schlechten Gewissen, irgendeiner Liebe

oder irgendeiner Erkenntnis, in dessen Leben ist die zweite Wirklichkeit der Zeit: das Jenseits, nicht eingetreten oder abgestorben. Geistige Frechheit mag den Geistlosen imponieren. Sie ist doch kraftlos, weil entspannt. Ein innerlich unverschämter Mensch mag im Augenblick triumphieren. Er hat keine Zukunft. Derzeit siechen Hunderttausende an Krankheiten ihrer Scham. Die Heilung kommt nicht aus der völligen Wegätzung ihrer Schamfetzen, sondern aus ihrer pfleglichen Wiederherstellung. Denn der Mensch bedarf des „Raums um sein Gefühl“, wie ihn der Dichter schön genannt hat, für jede eigene Tat.

Die Tat springt aus dem Gewölk des innersten Geheimnisses wie der Blitz. Ihre überraschende Gewalt, von uns als Kennzeichen der Zukunft längst erkannt, beruht auf diesem ihrem Ursprung im Dunkel des in sich selbst gespaltenen Trägers, des Menschen. Diese Spaltung gilt es zu ertragen. Aller Ursprung ist schmerzhaft; die leibliche Liebe und die geistige, Gebären der Mutter, Taten des Mannes gehen ans eigene Leben und opfern dies, ein Stück von ihm mindestens, auf. Das Wirken aus dem Jenseits, unter dem Mantel der Scham, ist immer Liebesopfer, Todestat; wie Cromwell es genannt hat: stückweis täglich sterben. Der Rauschzustand, der im Frühling die Schöpfung befällt, daß sie zum Opfer in Liebestrunkenheit sich aufmacht, dies ist ein Sinnbild dessen, was den selbstbewußten Menschen allein in die Wirklichkeit hinüberträgt: seiner Liebesfähigkeit. Nicht das Selbstbewußtsein macht uns wirklich als Persönlichkeit, sondern nur das Maß von Überwindung eben dieses Selbstbewußtseins. Die Sehnsuchtskraft, die uns verwandelt – die entscheidet über unsere Verwirklichung auf dem Pfad in die Zukunft. Jenseits unserer selbst liegt nur der Tod unserer selbst.

Unsere Liebeskraft ist also der Prozeß dieses Todes gegen unser Selbst, ist die Macht, mit der er unser Diesseits an sich zieht und seine Verwandlung trotz unserer Scham erzwingt. Die Liebe ist die Anziehungskraft des Todes, durch die wir uns selbst vergessen. Aus diesen Opfern unserer Liebe aber erneuert sich die Wirklichkeit. Diese Erneuerung ist eine Trägeraufgabe für den Menschen, anders als alle bisher uns bekanntgewordene Trägerschaft. Denn in der Gattung wird die Wirklichkeit nur behauptet und fortgepflanzt. Im Geist und in der Wahrheit wird sie geglaubt und gehofft, da ist sie lebendig. In der Form der Kultur wird sie erhalten und bewährt. Aber in der Liebe wird sie neu, wird sie von allen ihren Schlacken gereinigt und von ihren Wunden geheilt; sie wird gerettet und verwandelt. Sprechen und denken, zeugen und gebären, erhalten und pflegen, das sind alles jedermanns Verrichtungen, und man ist bei ihnen einer unter Millionen Tropfen im Meere. Aber die Selbstüberwindung geht hervor aus der tiefsten Einsamkeit einer einzelnen Seele. Hier erst muß sich dieser homo sapiens für sich allein zum Menschen aufgipfeln; wenn das Wort Individuum, oder besser Individualität, Sinn hat, so nur hier. Als Gattungswesen sind wir halb, als Geistwesen entzweit, als Kulturträger gleichen wir den Tieren der Herde mit ihren festen Rangordnungen und Regeln. Aber die

Selbstüberwindung, weil sie Zukunft verwirklicht, beruft und bestimmt nur und gerade den, der da liebt. Er trägt nicht mit, sondern im Augenblick eines Opfers trägt er allein: es ginge nämlich nicht ohne ihn. Auf das Liebesopfer kann nicht gerechnet werden. Das Opfer läßt sich weder bedenken noch besprechen. Das Opfer ist das Ereignis, das zwar prophezeit sein kann, das aber immer ein Wunder und eine Überraschung darstellt. Sonst wäre es eben kein Stück Jenseits. Natürlich können Opfer, die einmal geschehen sind, nun nachträglich angeordnet und wiederholt werden. Und das geschieht. Solange in der Nachfolge dann ein Fünkchen der Sterbenskraft glüht, die das erste Opfer hervorrief, reißt auch der Nachfolger zu seiner bestimmten Individualität, zur Einzigartigkeit seiner liebenden Seele.

### Die Handlungen vom Tode her

Für unsere soziologische Betrachtung ist nun wichtig, daß dieses Jenseits genau so allmächtig uns durchwirkt wie Gattung, Triebe und Sprache. Das Jenseits ist genau so langwierig wie das Leben. Allerdings scheint der Tod zunächst nur die natürliche Tat des Greises, denn der alte Mensch lernt entsagen. Ihm werden der Thronverzicht, der Verzicht auf die Geliebte, die Abdankung und der Amtrücktritt, der Auszug auf das Altenteil vor allen Dingen nahetreten. Im Alter ist dies uns selbstverständlich. Aber deshalb ist nicht auf das Alter beschränkt, was Zukunft auslöst. Wie auch die anderen Wirklichkeiten von unserer ganzen Lebenszeit getragen werden können und von ihr getragen werden, so steht es auch hier.

So liegen Verzicht und Verzeihung, Hingabe und Opfer auch dem jüngeren Menschen nahe genug. Im Tod fürs Vaterland ist er, dem Wesen des Begeisterten entsprechend, auch äußerlich Gemeinschaftshandlung, uniformiert. Wenn sie so auch vorzugsweise unselbständig ist – denn der Knabe weiß noch nicht, was er aufgibt und so ist seine Selbstüberwindung gering –, ein Stück Opfer ist immer in ihm lebendig. Anders beim Söldner. Hier ist der Tod in der Schlacht das bloße äußere Risiko unter den Chancen seines Kämpferdaseins. Eine zweckhafte Rechnung läßt ihn abwägen, welche Chancen überwiegen. So ist der äußere Tod an und für sich gewiß noch nicht weitgehende Bestimmung unserer Sterbekraft. Man kann so verschieden sterben wie leben. Und dennoch ist der Tod wie die Geburt ein Stück endgültiger Bestimmung unserer Wirklichkeit. Wie die Geburt immer den Tatbestand der Vererbung und der Anlagen unwiderruflich macht – so ist der Tod doch immer das Maß und die Grenze unserer Geltung in der Welt. Er ist immer ein Verzicht. Immer machen wir notgedrungen Platz. Der Tote scheidet aus. Und eben damit schafft jeder Tod, der ihn Sterbende mag darum wissen oder nicht, Zukunft. Denn es wird Raum für Neues. Diese Leere aber kennen wir schon als Ruferin der Verwandlung. Die Wirk-

lichkeit ist wie ein Haushalt, den seine Lücken schmerzen. Umgekehrt braucht er Lücken, um sich zu erneuern. Ohne Verzicht und Ausscheiden wäre die Wirklichkeit heillos! So ist aller Tod heilsam, aller Tod mild und tröstlich, soweit das Gute, das da ist, eben der Feind des Besseren ist, das sein könnte.

Zur wirklichen Kraft unseres Lebens macht der Tod aber erst den Umstand, daß wir um unseren Tod vorher wissen. Dadurch allein wird es möglich, im Alltag aus diesem Jenseits des Todes heraus zu handeln. Das, was den Namen der Tat verdient, die Liebestat und Opfertat, kann ja nur hieraus entspringen. So kann man aus diesem Bewußtsein um den Tod zu Handlungen schreiten, gerade wie aus seinem Wissen um das Leben. Max Weber hat eine Vierzahl von Handlungen unterschieden: aus Pflicht, Gewohnheit, Gefühl und Zweckmäßigkeit. Ihnen stellen sich vier Handlungsweisen vom Tode her gegenüber, den Handlungen des Weberschen abstrakten Menschen die Handlungen der wirklichen Mitglieder der Gesellschaft:

1. Sich selbst auslöschende Verzichtshandlungen. Ihr großes Beispiel ist der Mönch oder Asket.
2. Verewigende Handlungen, wie die Pyramide und die Ruhmestat des Helden.
3. Hinterlassende und vererbende: Jeder Testator und Stifter handelt so.
4. Vorbildliche und erziehende: Jeder Lehrer oder Meister tut dies Wunder.

Schon diese Beispiele zeigen, wie wichtig und zahlreich die Jenseithandlungen aus Todesweisheit sind und daß sie ebenso vollzählig in die alltägliche Wirklichkeit eindringen können wie die aus Lebensweisheit vollzogenen.

Trotz ihrer Fülle werden diese Handlungen übersehen oder als weniger ursprünglich nirgends zur Grundlegung der Wirklichkeit mit herangezogen. Wir wollen eben – besonders in der Wissenschaft – nur jene Hälfte unserer Natur wahrhaben, kraft deren wir zum Leben erschaffen sind. Wir sind aber genau so mit der anderen Hälfte zum Tode erschaffen. Das Leben wird uns freilich gegeben, während wir zum Tod selbst Stellung nehmen müssen. Die Todeshälfte schaffen wir selbst. Dies Schaffen verändert jene auswechselbare Kulturwelt, die sonst veralten würde und die sich in den „Lebensaltern“ verkörpert.

Obwohl wir alle dies Wissen haben, weichen wir zum größten Teil diesem Wissen um den Tod aus. Die menschliche Kultur hat sich zunächst entfaltet im Krampf und Kampf gegen den Tod. Der Mensch will nicht sterben. Er hat Angst davor. Er dringt gerade vor bis zum Selbstbewußtsein, schwebt nun in dem Zwischenzustand zwischen Diesseits und Jenseits, zertrennt in Natur und Geist und überwindet sich nicht. Die Vorzeit des Menschen, seine primitive Wirklichkeit sieht im Tod nicht die Erneuerung und den Ursprung, sondern das bittere Ende der Wirklichkeit. Diese primitive Haltung wirkt in uns allen. Soweit sie in uns nachwirkt, ist Vorzeit in uns lebendig. Es gibt nun nicht wenige Behelfe, um die Wirklichkeit von dem Tode des einzelnen Menschen wenigstens unabhängig zu machen. Die Angst vor dem Tode des einzelnen Trägers der Wirk-



lichkeit brachte alle möglichen Einrichtungen zustande, um die Welt unabhängig von einzelnen zufälligen Trägern aufzubauen. Alle Richtungen der Wirklichkeit sind so vom Tode des einzelnen abgelöst und gesichert worden. Und das gleiche geschieht noch heute. Davon handelt des näheren die Gestaltungssoziologie. Hier genüge ein Beispiel: Ein Verein scheint „unsterblich“, weil ja der Tod eines seiner Mitglieder ihn nicht tötet. Tatsächlich kann man bei den meisten Soziologen lesen, dergleichen Gebilde seien unsterblich. Hieraus aber entspringt der ungeheure Irrtum, als sei der Tod nur eine Eigenschaft des einzelnen Menschen! Die Einrichtungen können sich freilich von den Folgen eines Einzeltodes freimachen. Deshalb bleiben sie doch auch als Ganzes unter dem Gesetz des Todes! Der Verein geht bestimmt eines Tages ein. Ein Geschlecht stirbt aus, ein Volk geht zugrunde, eine Gedankenwelt wird zum überwundenen Standpunkt. Kein Staat ist ewig.

Aber die Gemeinschaften versuchen, die Ewigkeit zu erlisten, indem sie auf die Scham ihrer Mitglieder spekulieren. Die Scham ist ja so stark, daß daraufhin ein gewisses Maß von Todesüberwindung vom einzelnen gefordert werden darf. Feigheit vor dem Feinde wird mit dem Tode bestraft. Das Strafrecht hat hier eine seiner Wurzeln. Wer einen bestimmten Grad von Schamhaftigkeit nicht hat, fällt aus der Gemeinschaft heraus. Er „schändet“ die Gemeinschaft. Den Feigen, Ehrlosen, Schamlosen soll man strafen als einen tollen Hund oder ein rüdiges Schaf. Er hat als Träger der Wirklichkeit versagt. Wer sich nicht schämen zu können scheint, wird von allen anständigen Menschen gemieden. Der wirkliche Mensch zieht den Tod der Schande vor. Denn die Schande selbst stellt einen Todesschmerz dar. Es ist dies aber der Todesschmerz nicht unseres Leibes, sondern unseres Selbst.

Hier kommen wir zum wichtigsten Satz dieses Abschnittes; aber wer ihn durchdenkt, wird finden, daß er der Schlüssel zu aller Wirklichkeit des beseelten Menschen ist. Er lautet: Scham ist Todesschmerz der Gemeinschaft in uns und verhindert unsere vorzeitige Verselbständigung. Unsere Scham läßt lieber unseren Leib aus dem Ring herausbrechen als unsere übrige Wirklichkeit. Edmond Rostand hat bei seiner Aufnahme in die Akademie über die Scham seines Helden Cyrano wundersam gesprochen. Wie der Leser weiß, sind die einzelnen Menschen wie die Früchte am Baum auch in sich selber kleine Königreiche. Jeder fruchtbare Mensch ist eine Gemeinschaft in sich selbst. Und siehe da, Rostand sagt, daß eben sein Held deshalb auch vor sich selber noch Scham verspüre. Es sei La Panache – das letzte Wort des Stückes – „wie ein Lächeln, durch das man für die eigene Erhabenheit Abbitte leistet“. Nur schamhaft Gesprochenes oder Geschriebenes bringt Frucht, denn nur dies ist im Zusammenhang des Lebendigen in diesem Augenblick stockend aufgebrochen. So ist das Evangelium des Lukas wohl um Jesu Schamhaftigkeit herum geschrieben.

Natürlich, der Schmerz der Scham ist zu heftig für viele Seelen, und wo sie ihre Scham überwinden müßten, da schweigen sie. Männer sind viel schamhafter

mit dem Wort als Frauen. Diese sind es in der Tracht. Wo ein Mann Gefahr läuft, von der Gemeinschaft, guten Gesellschaft, Kollegenschaft als rüdiges Schaf gebrandmarkt zu werden, entwickelt sich die Heuchelei. Die Heuchelei ist die schlimmste Entleerung der Wirklichkeit, die eintreten kann. Der Heuchler hat nicht genug Liebe zur Gemeinschaftserneuerung im Leibe, um die gesellschaftliche Scham zu überwinden. Die Braut überwindet die Scham, und aus dem Elternhaus folgt sie dem Geliebten, und durch diese Selbstüberwindung erneuert sie das Menschengeschlecht. Der Heuchler zieht es vor, die alte Bildung vorzutäuschen; er verhindert so ein zweckmäßiges Verhalten gegen die schon eingetretene Schwäche und täuscht eine Übereinstimmung vor, während der Gemeinwille in Wahrheit schon auseinanderklafft.

Heuchelei ist daher viel tödlicher für alle Kräfte der Wirklichkeit als irgendein Verbrechen. Trotzdem pflegen die einzelnen Gemeinschaften durchweg die Heuchelei der Selbstüberwindung vorzuziehen. Deshalb ist jede einzelne Gemeinschaft sterblich. Der Tod steht nicht nur über jedem Menschen, sondern über jeder Teilwirklichkeit, wenn und insoweit sie Heuchelei über Sünde oder Verbrechen stellt! Verbrechen verwunden sie, Heuchelei aber bedeutet, daß der Gemeinschaft die Kräfte unterbunden werden, die ihre wirkliche Aufgabe erfüllen. Sie wittert nicht mehr, was geschehen wird, sie spürt nicht mehr den Sinn, der den Ereignissen innewohnt. Die Zukunftskraft also fehlt. Wir kennen schon Verlogenheit als Ursache geistiger Stockung; Heuchelei ist Liebesmangel, die zweite große Ursache des Todes. Kraftlosigkeit und Pflichtlosigkeit sind die Mängel der Natur und der Kultur. Damit haben wir eine Tafel der vier großen Entartungen der Wirklichkeit: Kraftlosigkeit im Naturbereich, Zuchtlosigkeit im Kulturleben, Verstocktheit im Geistesleben, Heuchelei gegenüber dem Tod. Aber aller dieser Entartungen oberste, aus der heraus alle anderen unheilbar werden, ist die Heuchelei. Daher wie die Witterung für das Lebendige die höchste Geisteskraft, wie die Braut die höchste Schönheit in der Natur, so ist der Seele erste Tat, aus der Verkrampfung gegen das Sterben, in der die Gemeinschaft mittels Scham- und Ehrgefühl alle ihre Mitglieder festkettet, herauszuspringen, nicht weil man zu feige ist, sondern weil man zu sehr liebt. Diese Selbstüberwindung ist es, durch die in den Menschen göttliche Kraft fährt. Kraft ihrer vermag er nämlich Neues zu schaffen. Aus Bereichen, die von der Gemeinschaft gemieden werden wie der Tod, erneuert der Selbstüberwinder die Wirklichkeit. Und damit erst wird die Wirklichkeit vollständig. Denn nun erst empfängt sie aus der Schöpfertat des Liebenden ihre Weitererschaffung.

### Die Bahnbrecher

Das vom Anfang nach vorwärts stracks und geradeaus mit dem Altern vorlaufende Leben und die aus der Zukunft bis weit nach rückwärts von der Selbstüberwindung gebahnte Wiedergeburt: Lebenslauf und Todesbahn zu-

sammen erst sind die wirkliche Zeit, die der Wirklichkeit ihre Ewigkeit verbürgt. Eine besondere Berufung ist erforderlich, um zu solcher Tat die Kraft zu geben. Und dieser Ruf ergeht an den einzelnen in seiner ganzen Einsamkeit. Dem Tod seine Stelle im Leben zu verschaffen, kann nur Sache des schöpferischen Eingreifens einzelner sein. Die Bejahung des Todes ist ausdrückliche Stiftung und Schöpfung. Das Jenseits kommt nur über die Brücke der Einzelseele zu irgendwelcher Auswirkung im Diesseits. Weitere Auswirkung geschieht dann in der Form der Nachfolge der Millionen auf den Pfaden, die solche einzelnen Todesüberwinder vorangegangen sind.

Es kann aber dem einfachen Weiterleben offenbar in vierfacher Weise der Tod entgegengesetzt werden: im Bereiche des Innen wie des Außen, der Kultur wie der Zukunft. Und die Menschenseele hat in vier Stiftern ihre Scham und Scheu vor dem Tode durch Religion überwunden und sich ihre Berufung zu Schmerz und Tod eingestanden. Diese vier Stifter sind Buddha, Laotse, Abraham und Jesus.

Buddha und Laotse wirken beide in der Raumwirklichkeit, jener der äußeren Natur, dieser des inneren Geistes. Das Leben in der Natur kennen wir als Kampf, tierische Wildheit, geschlechtliche Wollust; Buddhas Überwindung zielt auf den Lebensakt des Kampfes. Er verneint den Kampf. Er glaubt das Selbst damit schon ganz zu entselbstern, daß er es kampfflos macht. Er legt das Leben still. Nun wird die Kette der grausigen Morde und Selbstzerfleischungen zerbrochen. Die Stille des Nichts tritt an die Stelle der lebendigen Kampfkraft. Buddha überwindet so in der Tat die äußere Wirklichkeit. Und der Buddhist mit ihm tut ihm nach bis heute. Freilich, darin, daß er Leben nur als Kampf sieht, liegt die Schranke seiner Selbstüberwindung. Seine indische Heimat zerspaltet die Wirklichkeit in lauter Einzelwesen. Sogar das Volk wird in Kasten, ja der einzelne Mensch wird in Lebensalter zerlegt. So steht alles in zweckhafter Begrenzung einander gegenüber, Gegenstände, die einander widerstehen. Dieser Widerstand erlischt dank Buddha. Mehr als den Widerstand aber überwindet der Buddhist nicht.

China ist das klassische Land des Universismus, der Einräumigkeit der Welt. Alles wird dort als innere, zusammenhängende Raumwirklichkeit erlebt. Konfutsse ist ein Zusammenordner des gesellschaftlichen Diesseits, aus dem nichts draußen bleibt. Das Außen jenseits der chinesischen Mauer wird nicht beachtet im chinesischen Weltbild. In China sind die Menschen wie ohne Haut. Der einzelne ist wie eine leise Wallung des Gemeinwillens, ein Tautropfen. In diese reine Innenwelt tritt Laotse mit dem Mut der Selbstüberwindung. Dort, wo alle bestimmten sozialen Pflichten und Vorschriften, Prüfungen und Akten obliegen, wo alle fieberhaft sich drehende Rädchen sind, um die unendlichen Handlungen der Pietät, der Vaterlandsliebe, des Ahnenkultus, der Literaturkenntnis, der Zusammenarbeit zu erfüllen, in dieser Einmütigkeit der Gesinnungen erklingen die kurzen Sprüche des Tao als überraschende Aufhebung

dieses vielverflochtenen Tuns. Laotse kommt, um durch seine Aufhebung des Tuns erst allem Tun Sinn zu geben. Sein Tao ist nicht – wie des Buddhas Stille – außerhalb des sozialen Lebens. Laotse kann sich ein abgesondertes Dasein des Menschen gar nicht vorstellen. Auch er sieht – wie alle Chinesen – das politische Leben und den sozialen Kosmos allenthalben. Die Angst, daß etwa einer aus ihm herausfallen könnte, die Vorstellung der Weltflucht oder Isolierung, wird von ihm gar nicht verstanden. Wer hinter das soziale Tun ins Nichtstun der Passivität einsinkt, der nimmt damit nur an der Passivität teil, die dem Getriebe des Volksganzen und der sozialen Wirklichkeit Sinn gibt. Tao, die eigentliche Bahn jedes der Einzelwege der Tätigen, lenkt alle diese Wege als Un-weg. Es gibt einen Satz bei Gottfried Keller: Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Er spricht etwa Laotses Tao-Lehre aus. Nur geht Laotse rein vom Menschen aus. Das Tao, der Sinn und seine Träger sinken bis in jene Tiefe der Nabe des Weltrades, wo alles um ihn kreist. Er überwindet am Leben also die Begeisterung, die stürmische Leidenschaft, er befiehlt nicht, er berechnet nicht. Er singt und schweigt unter allen Lauten und Stimmen als ihr schweigender Unterton: Laotse verschwindet! Das ist seine ganze Biographie!

Und siehe da, eben dieser Nichthandelnde lenkt alle Handelnden mit seiner Gelassenheit. Buddhas Weltflucht überwindet den Wettkampf. Laotses Gelassenheit oder genauer Zerlassenheit überwindet die Wogen des Volkswillens. Das also ist die Todesenthüllung, die er kennt. Sein 50. Spruch führt zu dieser „engen Pforte des Lebens“:

Ins Leben treten, zum Tode wallen:  
Drei auf zehn fronden dem Leben,  
Drei auf zehn fronden dem Tode,  
Drei auf zehn denken zu leben, verfallen dem Sterben.  
Warum das? Aus Gier nach dem Leben . . .  
Der eine hat des Todes Stelle nicht.

Er, der Berufene . . . (Spruch 3) führt das Volk wissens- und wunschlos, „kirrt die Kenntnisbetörten. So schwinget, hindernislos, das Rad der Gemeinschaft . . . Spruch 11: Dreißig Speichen treffen sich in einer Nabe. Auf der Leere der Nabe beruht des Wagens Brauchbarkeit.

In dieser ewigen Ordnung hat die Zeit nur astronomischen Sinn, entsprechend also ihrer naturhaften und geistigen Ausdeutung auch in der europäischen Neuzeit. Die lebendige Zeit, gar der Tod als Akt der Wirklichwerdung ist innerhalb des (von de Groot so genannten) Universums schon deshalb nirgend anzutreffen, weil das Menschentao nur das Tao, das Naturgesetz des Himmelsraums ist, spiegelt. Statt dieser künstlichen „Verewigung“ hat der Buddhismus bekanntlich die Zerhackung der Zeit in lauter einzelne Weltzeiten. In gespenstischer Vielfachheit klaffen sich verschlingende, sich bekämpfende Epochen gewalttätig auf. Es sind Traumzeiten; die „Fata Morgana“ gibt die typische Unfähigkeit des Inders an, mit der Zeit wirklich Ernst zu machen.

Beide Todesüberwinder Asiens sind ohne Zeit im Sinne der wirklichen Zeit. Sie rücken dem Tod, dem Zeitgewaltigen, mit welträumlichem Jenseits zu Leibe. Sie erziehen zur Kampfflosigkeit und Lautlosigkeit. So stehen sie dem Tode fern, kommen ihm nicht so nah wie die beiden Stifter des Glaubens an die wirkliche Zeit, an den lebendigen Gott, der da war im Anfang, ist und sein wird jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn der Tod gehört zur wirklichen Zeit. Abraham und Jesus offenbaren den Tod innerhalb der Spannung der beiden Zeitpole. Schon damit erweisen sie sich als Erfüller der Zeit, daß sie zusammengehören; der eine kann auf dem anderen aufbauen. Gemeinsam schaffen sie das ewige Leben. Laotse und Buddha haben es untereinander nur zu einer seltsamen Mischkonkurrenz gebracht. Synagoge und Kirche hingegen vollenden erst zusammen das ungeheure Werk, den Tod in das Leben hineinzuziehen und jeden Menschen zum Sterben im Leben zu erziehen. Sie sprechen zueinander, gegeneinander. Abraham hat aus dem Horizont der Zukunft alle scheinbare Gegenwart zur heidnischen Vergangenheit gemacht. Jesus läßt alles so Entwertete in einer Heilsgeschichte wieder hervorrufen.

Abraham stiftet – wieder ein schroffer Gegensatz zu dem Weltaußen Buddhas, dem Reichsinnern Laotses – ein Volk unter den Völkern. Was der einzelne Laotse in dem einen Reich der Chinesen, das wagt das jüdische Volk unter den Völkern der Erde im Ganzen zu sein! Die Juden sind unter der Zucht ihres Gesetzes am Ende aller Kultur schon angekommen und erwarten hier das Nachkommen der Heiden. Gog und Magog, aber auch Griechen und Römer, Germanen und Romanen und Slawen sind also die von den Juden Erwarteten. Nicht sich selbst, sondern jene ziehen sie der Vollendung des Todes zu. Sie bezeugen Gott durch die „unnatürliche“ Gestorbenheit ihrer Kultur. Isaaks, des Sohnes, Opferung drückt diese Hingabe aller eigenen Zukunftsziele aus. Abraham überwindet alle Gelüste nach eigener Macht und eigenem Vaterland. Er stiftet das Volk, das unter den Völkern als das schon am Ziele angekommene all deren Kulturgeschichten überlebt hat. Es ist ganz Gewordenheit, eine „alte Rasse“, es ist ganz Vergangenheit, und nur in diesem Opfer des Volkes hat der Zusatz des „auserwählten“ seinen erlaubten Sinn.

Von Abraham, der aus Glauben den Tod freiwillig vorwegnimmt, spannt sich – man vergleiche die Rede des Stephanus – ein Bogen zu Jesus, der aus Glauben das neue Leben jenseits der Schranken der Einzelvölker, der Juden und Griechen, vorwegnimmt. Abraham überwindet die Angst der Zukunftslosigkeit in dem Schmerz um Isaak. Jesus überwindet die Scham des Heraussterbens aus diesem Gottesvolk im Tode am Kreuz. Aber er überwindet sie nur aus Liebe. Er stirbt in die Völker zurück, damit er sie nachziehen kann hin zu dem Einen, in dem alle Seelen Frieden finden. So viel Vergangenheit der alte Bund hat, so viel Zukunft erwirbt der neue.

Wir wissen schon, daß Scham der Todesschmerz der Gemeinschaft in uns ist. Jesu Angst und Leiden ist dies Herausgerissenwerden aus dem alten Bund. Nur

von daher kommt ihm die unerhörte Kraft, als erster Bürger des neuen Bundes, in den alle Völker eingehen können, zu überleben. Und in Jesus erst gewinnt nun die Überwindung des Todes selbst die Richtung nach vorwärts in die Zukunft. Wie der Mann am stärksten die äußere zweckhafte Natur innerhalb der Gattung, wie der Sänger am stärksten die innere Begeisterung der Gemeinschaft verkörpert, wie der Greis am deutlichsten die Kultur nach rückwärts verkörpert, so ist Jesus innerhalb der Todesüberwinder der volle Überwinder, weil er den Tod auf seinem eigensten Gebiete, dem der Zukunft, heimsucht und von hier das Jenseits ins Diesseits zu erstrecken anhebt. Daher werden die Träger des Christentums, gestützt auf das Judentum, zu den Trägern der Weltgeschichte, soweit diese nicht ewigen Mord und Totschlag, sondern endgültige Weltverwandlung bedeutet.

Wo Wahn und Bahn – der erste brach,  
Folgt an und an – der letzte nach. (Goethe)

Die Todesschmerzen schaffen die Seele. Es gibt keine Seele, bevor nicht ihr Träger Anteil am ganzen Wesen des Menschentums empfangen hat. Dazu muß er aber offenen Blickes die doppelräumlich doppelzeitliche Wirklichkeit ertragen lernen. Die Seele tritt im Menschen zu seinem natürlichen, geistigen, kulturellen Leben als hinzugeschaffen aus seinen Todesschmerzen, seiner Selbstüberwindung, seiner Berufung und seinen Liebestaten. Deshalb vermag nur die Seele im Menschen offen das für Natur, Geist und Kultur geheime Wesen des Todes zu ertragen. Deshalb spricht man wohl von der Seele als von der Trägerin der „offenbarten“ Wirklichkeit.

Weil die Seele zunächst in einzelnen bestimmten Menschen, Stiftern der Religion, aus ihrem Krampf und Kampf gegen den Tod erlöst worden ist, deshalb sind wir in diesem Abschnitte schon über die Darstellung der bloßen Kräfte der Wirklichkeit hinaus an die Schwelle der Gestaltungssoziologie vorgedrungen. Denn Laotse und Buddha, Abraham und Jesus haben zwar für immer die offenbare Wirklichkeit ertragen gelehrt; gleichzeitig aber spielen sie eine historische Rolle mit ihren Jahreszahlen (600, 300 v. Chr. usw.) und Wirkungskreisen. Nur in ihnen verbindet sich das ewige Kräftespiel mit der einmaligen Gestaltung. Nur sie stehen vor jedem vom Weibe Geborenen als beides zugleich: ewig unerreichtes Ziel und längst geschehene Gestalt. Denn alle anderen Menschenarten: die Alter des Lebens, die Typen des Geistes, die Geschlechter der Gattung, sind zwar wirklich, aber ohne Geschichte. Die Liebe, die den Tod überwindet, ist nie ohne Geschichte. Sie zieht Millionen und aber Millionen in die neue geöffnete Wirklichkeit hinüber und verwandelt die Welt. Nun geschieht nicht mehr nur immer dasselbe, sondern Natur, Geist und Kultur werden zu Trägern der Geschichte, wenn sie angeschirrt an den Triumphwagen der Liebe mithelfen, die Wirklichkeit der Seele zu gestalten.

Erst damit wird aus Weltkräften, die maßlos, grenzenlos und ziellos immer wallen, Gestaltung, die ein für allemal waltet. Die Todesüberwinder haben ein für allemal gestiftet, was immer wieder die Sehnsucht aller ist, die sich die volle Wirklichkeit des Lebens erleben. Aus Naturflucht und Volksbesinnung, Kultur-entsagung und Selbstüberwindung jener einzelnen wird die Geschichte aller.

Die Gestaltungen, die das natürliche und das gestiftete Kräftespiel hervorbringt, werden in der Gestaltungssoziologie dargestellt.

### 1. Abschnitt

#### *Der Mensch: Sozialpsychologie*

Jedes wirkliche Leben oder Sterben wirkt auf uns und wird von uns gewirkt als Natur, Geist, Kultur oder Seele. Naturzweck, begeisternder Wert, Kulturzusammenhang und seelischer Sinn sind die wechselnden Dominanten, die wir aus der Wirklichkeit heraushören und in die wir einstimmen oder zu denen wir mitwirken durch unsere Anerkennung. Die Wirklichkeit kann uns jeweils mehr als Naturform von außen oder als Geistform von innen anmuten. Sie kann uns bald in der Wirkweise der Kultur festhalten, bald in der Wirkweise der Seele heimführen.

Diese Wirkweisen ordnen alle Gebilde, in die Menschen mit eingebaut sind, in zweckmäßige oder in geistig-ideale, in Bedeutungszusammenhänge, d. h. Kulturgebilde, oder in beseelende und erneuernde Vorgänge. Der einzelne Mensch aber tritt auf bald als natürliche Wesen, bald als Kulturmensch, als liebende Seele oder als Fackelträger des Geistes.

Der Mensch ist also nicht der ruhende Pol in der sozialen Erscheinungen Flucht. Er ist in der Ehe und im Geschlechterkampf ein ergänzungsharrendes Fragment, im Geistesleben aber ist der Denker mindestens ein Duett von Denker und Nachdenker seiner selbst! Während das Geschlechtswesen „Mensch“ bestenfalls die „bessere“ Hälfte, oft aber nur Viertelmensch ist, ersetzt umgekehrt ein Plato in Wahrheit eine ganze Universität, trägt ein Leonardo da Vinci in seinen geistigen Lenden ein Dutzend technischer Wissenschaften. Nichts hindert das Geistwesen, eine Gemeinschaft von Tausenden zu verkörpern, deren Geist es ausspricht, wie es Goethe getan hat. Der echte Philosoph ist eine wahre Polis. Als Kulturträger ist der Mensch weder Scherbe noch Verband, sondern Glied; d. h. er gibt ein Beispiel der Gattung, und er wäre, getrennt vom Stammbaum der Art, bedeutungslos. Gerade nur soweit er diesen Zusammenhang geduldig erleidet, ist er kultiviert.

Umgekehrt, als Liebender, schafft er Gemeinschaft, überwindet die Scham, d. h. er stirbt der vorhergehenden Gemeinschaft und wird dadurch einsam und einzig. Er aber, der Einsame, ist das Gegenteil des sogenannten „Individuums“, dieses Wesens, was man irgendwie angeblich als Mensch „ist“. Der einzelne kann ja gerade nur werden. Hingegen ist ein Individuum, also etwas Seiendes, wenn man es am wirklichen Menschen sucht, nur seine Natur als Weib oder Mann. Denn im Individuum soll ja etwas Objektives erfaßt werden. Objektiv kann immer nur ein Stück außen gegebener Natur sein.

Die einzelne Seele im Sinne des Transsubstantivum ist also gerade kein „In-



dividuum“, denn das Naturhafte, von außen Gegebene, opfert der einzelne, wie wir wissen, gerade aus Liebe, aus seelischer Kraft, auf. Der echte einzelne läßt sich durch keinen Staats- oder Natur- oder Denkwzweck zum Individuum stempeln. Denn er bezwingt mich und meine an ihm versuchte Zwecksetzung gerade, wenn er ein wirklich einzelner ist. Denn dann liebt er; ja, und dann muß ich ihn irgendwie wieder lieben. Und wo bleibt dann meine Objektivität, die zur Aufstellung des Begriffs „Individuum“ gehört?

Durch diese Einsichten wird „der Mensch“ frei von allen Vorurteilen einer objektiven Doktrin über sein Wesen. Wir lösen uns durch sie heraus aus der ungeheuerlichen Alleinherrschaft einer „objektiven“ Psychologie, die seit Aristoteles „den“ Menschen festlegt auf sein Wesen.

Der Mensch ist weder „in erster Linie“ ein Objekt der Zoologie noch ist er in erster Linie ein Subjekt der philosophischen Freiheit. Er ist, wie Dostojewskij nicht müde wird, es zu zeigen, kein „Stift“, keine bekannte Größe, sondern er ist eine ständige, unvorhergesehene, unausdenkliche Überraschung. Worein er sich verwandeln wird, weiß niemand. Sobald man ihn aber festlegen will, etwa auf seine Vernunft, revoltiert er dagegen gewiß. Denn er wird der nächste Mensch.

So können wir die Würde seiner Vernunft, die Stärke seiner Natur, die Schönheit seiner Seele nur dadurch retten, daß wir ihnen die Bereiche einräumen, die ihnen zukommen, keinen aber übertreiben.

Preist uns jemand den Menschen als den Idealisten, den Geistmenschen, so werden wir dem erhobenen Haupt des Menschen die Kraft und Ehre geben, die ihm gebührt. Aber die Bereiche des Herzens, der Gattung oder der technischen Handhabung darf der Kopf nicht von der unmittelbaren Verankerung im Wirklichen und von der Erkenntnis des Wirklichen ausschließen wollen.

Was die philosophische Psychologie für „den ganzen Kerl“ ansieht, ist nur eine, nämlich die geistige Erschließungsform seines Geheimnisses. Und deshalb treten wir aus dem Bannkreis der Metaphysik-Dreiteilung heraus, durch die „der Mensch“ in Sinnen, Kräften und Wirken künstlich auf seine Dreiheit eingeschränkt wird. Schon in unserem Geistkapitel brach diese Dreiteilung der geistigen Menschentypen in sich zusammen. Als Frucht unserer Begegnungen mit der Wirklichkeit in den letzten vier Abschnitten wird nunmehr eine Überwindung der landläufigen Einteilung der Menschenseele möglich. Diese Einteilung fristet sich seit Aristoteles. Sie ist noch einem Wilhelm Wundt selbstverständlich! Sie ist aber handgreifliche Metaphysik.

Man teilt die Seele unveränderlich – bei allen Varianten im einzelnen – ein in drei Vermögen des Vorstellens, Wollens, Fühlens. Kant selbst, der Befreier von aller Metaphysik, hat seine drei Befreiungstaten bekanntlich an dies Schema angelehnt. Denn seine drei Kritiken der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft entsprechen jenen drei angeblichen Grundkräften der menschlichen Psyche. Die Kritik der Urteilskraft faßt allerdings das Gefühl ganz von

der Seite des Ästhetischen an. Aber auf diese Seltsamkeit kommen wir noch zu sprechen.

Die Dreiheit Denken, Wollen, Fühlen muß berichtigt werden. Sie ist nur aus einer Abwendung des philosophischen Kopfes vom Wirklichen, aus Metaphysik entstanden. Der Hauptfehler steckt im Begriff des Fühlens.

Das Fühlen enthält ganz unvereinbare Dinge. Genau so wie die Philosophie die Grundbedeutung der Ästhetik (die Witterung des Lebendigen und der Zukunft) in Vergessenheit gebracht hat und wir diesen vierten Zukunftssinn, den Führersinn, erst wieder in seine sinngabende Rolle einsetzen mußten, genau so steckt im Fühlen ein Doppeltes. Das Fühlen ist ein metaphysischer Rest für zwei getrennte Wirkweisen der Einzelseele.

Einmal: Der Mensch kann erleben. Alle moderne Lebensphilosophie z. B. meint ja in ihrer Wendung gegen die bisherige Philosophie nicht das „bloße“ Leben, sondern diese Erlebniskraft des Menschen, sein Leben zu erleben. „Erleben“ ist aber nur die unserem leidgewachsenen Geschlecht positive Wendung für das, was den Alten der Gang unter ein schweres Joch, ein Dulden, ein „subire vitam“ schien. Daher haben die lateinische und griechische Sprache für Erleben kein Wort mit gleich zuversichtlichem Klang. Sie sprechen von Pathos und pati, in abgeblaßter Weise von recipere, rezeptivem Leben. Und deshalb sprechen wir in Ermangelung eines technischen Wortes für Erlebnis vom „Passivum“. Aber es ist das Erlebnis nur die allgemeinste Form dieser uns schon vertrauten Wirkweise des Passivums, mit dem wir uns dem Zusammenhang der Dinge und ihrer Bedeutung hingeben.

In dem angeblichen Gefühl der Seele „für Lust und Unlust“ ist also als die eine selbständige Kategorie die Kraft zu leiden oder zu erleben als „Wirklichkeit“ auszuscheiden. Leiden ist keine Verneinungsform der Lust. Wir leiden ganz ohne Abneigung, weil und insofern wir erleben.

Zum anderen: Die Gegenkategorie zum Erleben liegt unter dem Begriff der Lust ebenso bis zur Unkenntlichkeit verschüttet. Der Idealismus hat vor allem das Schöne und Häßliche als Gegenstand der fühlenden Urteilskraft angesehen. Jenes erwecke Lust, dieses Unlust. Wir haben die Kunst und damit das Schöne als Erscheinung des Göttlichen anerkannt, aber eben doch als bloße Erscheinung. Die göttliche Wirklichkeit, auf die aller schöne Schein zurückweist, oder vielmehr, die er ankündigt und vorwegnimmt, der er prophetisch die Fackel vorträgt, ist die Liebe. Die Kraft zu lieben ist das Göttliche im Menschen. Sie ist seine Schaffenskraft. Nur ihr Reflex ist die Richtung des Gefühls auf Schön und Häßlich, wie ja auch z. B. der Sinn für Zeremonien und Ritual uns als Reflex der Kulturkraft aufgegangen ist. Diese reflexive Form des Gefühls ist also von der Reflexion des Denkens zu Unrecht vor die volle Wirklichkeit der Mächte im Menschen gesetzt worden, aus deren Vermögen die Seele uns sich offenbare. Das kunstvergötternde Übergewicht der Ästhetik über die Liebes- und Schaffens- und Erlebenslehre ist unhaltbar.

Die Psychologie hat die Dreiheit der Kategorien von Denken, Wollen, Fühlen aus einer künstlichen Einengung der menschlichen Seele auf die „rein geistigen“ Werte des Wahren, Guten, Schönen gewonnen. Sie hat damit statt des Gemeinwillens, der Kulturzusammenhänge und der Liebe einzig die „objektiven“ Ideale des Kopfmenschen, des philosophischen „Individuums“ zur Erkenntnis des „Menschen“ herangezogen. Die Seele aber hat

ein Vermögen zur Begeisterung für Werte und zur Vergeistigung,  
ein Vermögen zum Kampf und zum zweckmäßigen Handeln,  
ein Vermögen zum Leiden und Erleben von Gewordenem,  
ein Vermögen zum Lieben und zum Schaffen von Werdenem.

Was gewinnen wir durch dieses Heraustreten aus dem Dunstkreis der akademischen Psychologie? Wir werden uns nicht nur hüten, uns an einem Menschen zu vergreifen, als müsse oder dürfe er über den Leisten des philosophischen Kopfes oder des Volksgenossen oder des leiblichen Tieres oder der mystischen Seele geschlagen werden. Von alledem kann nicht mehr die Rede sein, weil man eben nie wähen darf, man könne „von vornherein“ über den Menschen Bescheid wissen. „Der Mensch“ hat kein a priori. Er bleibt ein Wunder zwischen all dem vielen von ihm Bekannten. Das psychologische Experimentieren an seiner Natur, genauer an seiner natürlichen Seele, ist wertlos und sinnlos. O ja, als Objekt der „Individualpsychologie“, als „natürlicher Seele“ verbliebe dem Menschen nur das Denken, Wollen, Fühlen! Gerade das erklärt ja ihren Irrtum: Ein beobachteter Mensch kann allerdings weder erleben noch schaffen! Dem beobachteten Menschen steht statt dieser beiden Wirkweisen in der Tat nur ihr abgeschnittener Stumpf, das Gefühl für Lust und Unlust, zu Gebote. Die Beobachtung kastriert ihn. Wir gewinnen also Einblick in die Gründe des Irrtums aller Individualpsychologie. Die bloße Selbstbeobachtung, die zu jener Dreiteilung der Seelenvermögen geführt hat, vertreibt den Menschen aus der Wirklichkeit seiner Leidenschaften und seiner Liebesmacht. Aus ihrer Gegenwart entzückt, wird er auf „metaphysische Gefühle“ von Lust und Unlust beschränkt; und dieser Kerker wird nur gemildert durch die uns schon sattsam bekannten Ausbrüche in das Genieland künstlerischer Ideen.

Aber diese Klärung gewinnt auch einen praktischen Nutzen für die Soziologie. Denn nun wird der ungenießbar aufgebauschte Gegensatz von Individuum und Gemeinschaft, Individualismus und Sozialismus, Einzelnem und Gesellschaft gleichgültig. Dieser Gegensatz hindert uns seit hundert Jahren daran, auch nur das geringste wirkliche Leben nüchtern zu erfassen. Er ist heut als Schlagwort wohl hoffentlich nicht nur breit-, sondern auch totgetreten. Wenigstens deutet es darauf hin, wenn Othmar Spann die (ihm gleich verhaßten) Begriffe Sozialismus und Individualismus durch „Ganzheit und Gezweiung“ ersetzt. Denn darin zeigt sich schon der Ekel, der alle ernsthaften Forscher wegen dieses Streites ergriffen hat.

Nur Köpfe à la Bentham oder Shaw, die man bei uns Westler nennt, unter den Soziologen z. B. v. Wiese oder Oppenheimer, kommen über die rein rechnerische Unterscheidung von Einem und Mehreren nicht hinweg und halten sie für real. Alle andern fühlen längst und setzen beredt auseinander, daß der einzelne nur scheinbar ein einzelner ist und die Mehrzahl nur scheinbar eine Mehrheit. Aber alle nehmen die Widerlegung dieses Begriffspaares Individualismus und Gemeinschaftsstreben dennoch furchtbar ernst und widmen ihre ganze Erörterung diesem Problem.

Das Problem existiert nur solange, als es „den Menschen von vornherein“ zu geben scheint, auf deutsch: „das a priori gegebene Individuum“. Aber in Wirklichkeit rechnet niemand mit solch festen Größen. Und in der Wirklichkeit nimmt niemand den Gegensatz Individuum und Gemeinschaft ernst. Weder der Laie noch der echte Denker plagt sich um diese Schulschlagworte. Beide haben Besseres zu tun.

Denn den echten Philosophen plagt es, daß seine Gedanken zwar Tausende verschiedener Rollen spiegeln können, daß er also zwar König eines geistigen Gemeinwesens sein darf, daß aber dieser sein reflektiver Teil seinem aktiven oder passiven Menschentum, seinem natürlichen und geschichtlichen Beruf Gewalt antut. Der Geist ist grausam gegen den Menschen im Philosophen.

Der echte Laie, ein Weib oder Kind, fühlt umgekehrt genau, daß die Wirkweisen aus der Einheit wirken müssen, daß er sonst verloren ist. Das führt z. B. ein Mädchen auf seinem Weg durch tausend Versuchungen ihrer Natur sicher, daß es eben nicht dem kurzen Naturzweck nach außen die sinnvolle Biographie seiner Liebe nach vorwärts aufopfern darf – während der Mann eher zwischen Begeisterung (innen) und Pflicht (rückwärts) schwankt; aber auch ihn vermag die Pflicht meistens zu leiten. Der Mensch im Laien nämlich verschließt sich jedem Übermaß an Geist oder Natur.

Der Gegensatz zwischen Einzelem und Gemeinschaft muß bei der Wahl des Rüstzeugs für die Beurteilung der wirklichen Kräfte außer Anschlag bleiben. Nur Zeiten und Räume sind aller Wirklichkeit übergeordnete Formen oder besser Wirkweisen. Sie geben die Grundkategorien sowohl für Verbände wie für Individuen. Es gibt nicht „den Menschen“ einer Psychologie außerhalb der Soziologie. Die Psychologie ist keine Tochterwissenschaft der Philosophie. Dieser Irrtum hat sie zur Metaphysik verurteilt. Der Mensch ist ein politisches Lebewesen in viel höherem Maße als es der Metaphysiker Aristoteles geglaubt hat. Denn auch der Philosoph und die Seele des Philosophen strecken sich nicht nur nach dem abstrakten Wahren, Guten, Schönen. Sogar der Philosoph gehört zur Wirklichkeit, sogar der Philosoph hat eine Seele, sogar der Philosoph muß neben denken und erleben auch kämpfen und schaffen, um zu philosophieren, und indem er philosophiert<sup>1</sup>. Es liegt umgekehrt, als die Metaphysiker es dar-

---

<sup>1</sup> Diese Soziologie des Philosophen wurde zuerst, hundert Jahre vor den Existentialisten, herausgestellt von Henrik Steffens. Siehe meine Biographie dieses Ahnherrn in Schlesische Lebensbilder III (1931), 278.

zustellen lieben: Das Ziel des Menschen ist es nicht, Philosoph zu werden, sondern das Ziel des Philosophen muß es sein, trotz seines Denkens ein wirklicher Mensch zu bleiben. Kein Handwerk steht dem so im Wege als das des Kopfes. Denn die Begeisterung, mit der er jede Gemeinschaft zu denken vermag, erzeugt allzu leicht die Einbildung, mehr als ein Mensch zu sein. Aber der Mensch ist das Maß aller seiner Teile, auch seines Kopfes, auch des Philosophen im Menschen. Der Philosoph ist deshalb nicht identisch mit dem Denkapparat „eines Menschen“. Er kommt vielmehr zu Gedanken, die „den anderen“ abgehen! Die Kultur zeitigt Erlebnisse, die Seele datiert nach Ereignissen, der Naturkampf liefert Ergebnisse. Zu diesen drei Ausschöpfeweisen des Geheimnisses der Wirklichkeit tritt ebenbürtig das Schöpfen der Erkenntnis.

Erlebnisse, Ereignisse, Ergebnisse sind also umschaffbar in den Raum des Geistes. Dabei handelt es sich aber nie um Gedanken eines einzelnen, sondern um Erkenntnisse der Geistesgemeinschaft, für welche die Denker amtieren.

## 2. Abschnitt

### *Krieg und Frieden, Heer und Fabrik*

Im Krieg und im Frieden werden Kräfte in Bewegung gesetzt, die aus Natur und Kultur, aus Geist und Seele stammen. Denn die Natur muß technisch bewältigt werden, die Seelen müssen todesbereit sein, der Geist muß die Heere und die Rechtsgenossen binden, und die Kultur muß sich bewähren, ob sie es verdient, tradiert zu werden.

So treten hier die abgesonderten Vermögen in ihrem Zusammenhang auf. Ihre wechselseitige Durchdringung führt den Krieger, den Feldherren, führt die Produzenten und die Eheleute vor immer wechselnde Kombinationen und Permutationen der Grundkräfte.

Am Kriegsheer, an der Industrie und an der Ehe sei nun dieses reiche Spektrum der uns vereinigenden und trennenden Kraftlinien vergegenwärtigt.

Von Managers und Teams, Partnern und Gruppen, Combines and Kollektivs hallt heut die industrielle Soziologie wieder.

Mit einhunderteinundvierzig verschiedenen Arten des Managers, des Betriebsleiters selber, rechnet der amerikanische Arbeitsnachweis (Dictionary of Occupational Titles U. S. Department of Labor, Washington 1939, Titles Part II, S. 16–20, prepared by the Job Analysis and Information Section). Unter der Fülle dieser Betriebsleiter stehen in noch unabsehbarer Fülle die Betriebsangehörigen. Wenn allein die Möbelarbeiter unter einhundertsevenundsiebzig Abarten verzeichnet werden, so muß sich eine auf Lesbarkeit ausgehende Soziologie von vornherein bescheiden: Eine Beschreibung der Sozialformen der heutigen Produktion kann hier nicht folgen, weder in dem Sinne, in dem jenes

Wörterbuch der Beschäftigungen ihre Aufzählung versucht, noch in dem farbigen Sinne einer Schilderung.

Aber es ist mir unvergeßlich, in wie allgemeinen Wendungen Max Planck in seinen Erinnerungen das Thema seiner Dissertation schildert; er war eben auf allgemeine Gesetze aus. Und je schlichter, so sagt Planck, eine Formulierung in der Physik, desto umfassender ist ihre Gültigkeit.

So will dieser von außen auf die Gesellschaftsordnung geworfene Blick nur das überall Wiederkehrende erfassen, das in den beiden Hälften dieser Ordnung sich findet. In Krieg und Frieden findet sich die Gesellschaft vor allem als Kriegsheer und als Wirtschaft.

Dies also sind die Ganzheiten, deren Elemente und deren Einheit wir zu erfassen versuchen: Kriegsheer und Friedenswirtschaft.

#### a) Führer oder Manager?

Um beiden gerecht zu werden, mag uns ein unerwartetes Vergleichsstück helfen: das Friedensheer.

Das Friedensheer wird oft mit dem Kriegsheer bei der Analyse gleich behandelt. Das ist ein europäisches Vorurteil. Das amerikanische Vorurteil versucht das Heer für einen Unterfall der Industrie zu erklären. Allen Ernstes erklären die amerikanischen Soziologen Heerführung als einen Sonderfall des Management! Wir wenden uns gegen beide Vorurteile.

Wir unterscheiden: Kriegsheer  
Friedensproduktion  
Friedensheer

und sagen:

1. Ein Friedensheer produziert nicht. Also gehört es nicht zur Produktion, Wirtschaft, Industrie.
2. Ein Friedensheer setzt nicht das Leben ein. Also ist es nichts Ernsthaftes, sondern ein Übungsspiel.

Das Kennzeichen der beiden ernsthaften Träger des Lebens, der Industrie im Frieden, des Heeres im Kriege, ist die Unerbittlichkeit der Leistung. Wir müssen essen. Was alles dazu für nötig befunden wird, muß geleistet werden. Wir müssen uns bei der Arbeit die Hände gründlich schmutzig machen. Das tut kein Friedenssoldat; die Uniformen müssen ja sauber bleiben. In Tübingen rief ein Oberst zwei Leute seines Regiments an, einen Unteroffizier und einen Mann: „Das Boot meiner Tochter sitzt im Ufersand fest; macht es flott!“ Nichts geschah, außer daß die beiden verlegen sannern, wie sie's machen sollten. Da kamen zwei Gymnasiasten, zogen Schuhe und Strümpfe aus, wateten hinein, und der Kahn war flott.

Es sind sehr gewichtige Wahnideen, die auftauchen, wenn vom Friedensheer statt vom Kriegsheer aus Staatssoziologie getrieben wird. Weil ein Friedensheer „an sich“ noch ein, wenn auch nützliches und notwendiges, Spielwerk ist, gehört

es in die „Welt“. Weil hingegen ein Kriegsheer das Sterben verlangt, ist es niemals weltlich; sondern immer beseelt. Denn alles, was den Tod überwindet, gehört ins Reich der Seelen. Niemand aber kann aus „Nützlichkeit“ für andre sein Leben dahingeben. Alle Nützlichkeitsapostel, an ihrer Spitze Jeremias Bentham und Franklin, alle Formaljuristen, an ihrer Spitze Laband, sind ohnmächtig angesichts des Soldaten Pflicht, sein Leben zu lassen<sup>1</sup>. Die Zeit jenseits meines Todes verschmilzt mit der Zeit diesseits meines Todes zu ein und derselben Zeit, wenn ich mein Leben an einen Kampf wage. Dies Verschmelzen von Diesseits und Jenseits über den Todesgraben hinüber erhebt die Krieger über die Natur der Welt Dinge. Denn in der Welt lebt jedes Ding seiner eigenen Zeit und bleibt ihr verfallen. Der Soldat kann nur Soldat werden, weil ihn jener zeitenverbindende unweltliche Strom trägt.

Wir nennen diesen Strom analytisch Glaube, Liebe, Hoffnung. Glaube heißt er von dem Krieger her, welchem die aus dem Diesseits und dem Jenseits seines Sterbens zusammengeschmiedete Einheitszeit die Befehle gibt. Hoffnung heißt er in seinem Aspekt, der die auf die Krieger sich verlassende Heimat erfüllt. Liebe heißt er als der Krieger und Heimat verschweißende Reif. Aber der überpersönliche Charakter, Tote und Lebende, Lebende und Zukünftige verschweißende Charakter ist Glaube, Hoffnung, Liebe wesentlich. Und er wohnt auch in jedem todesbereiten, und das heißt ja nur schlagkräftigen Heer. Die Franzosen von 1940 wollten weder fallen, noch Paris zerstören lassen. Also hatten sie zwar ein schönes Friedensheer, aber kein Kriegsheer. Denn nicht auf die Uniformen kommt es an, sondern auf die Kräfte, die Zerstörung der schönsten Gebäude und der schönsten Helden gläubig, liebend, hoffend zu überleben.

Die scheußliche Benennung von Glaube, Liebe, Hoffnung als „Tugenden“, als moralische Tugenden, hat den Blick getrübt für die soziologische Funktion dieser Dreifalt. Diese Kardinaltugenden sind ja nicht ethische Tugenden, sondern die Organe unserer Zeitwurzeln. Sie sind also außermoralisch wie Atmen und Verdauen. Diese Kräfte existieren und funktionieren, oder sie funktionieren und existieren nicht. Wir können sie nicht „wollen“. „Ich will lieben“, „ich will hoffen“, „ich will glauben“, sind Sätze der Impotenz. Die Welt läßt freilich solche Kastratensätze durch, ohne in Gelächter auszubrechen. Aber kein Mensch, der sich noch etwas denkt bei dem, was er hört, kann wähen, dieses überindividuelle Tauwerk der Tod und Leben verschweißenden Zeitbrücke könne von ihm gewollt werden. Gesundheit des Leibes und Heil der Seele sind, oder sie sind nicht. „Wollen“ wir sie, dann werden wir krank oder verrückt. Wir finden uns nach dem Maß unserer seelischen Heilheit im Netz des Zeitzusammenhangs zappelnd vor. Der Soldat mag bei diesem Zappeln jubilieren oder weinen; die Hauptsache ist, daß er nicht davonläuft. Nicht das Individuum in uns „glaubt“ und widersteht. „Feige sind wir alle“, hat Blücher gesagt. Daß ich

---

<sup>1</sup> Die Unfähigkeit des deutschen Staatsrechts, zwischen Kriegsheer und Friedensheer zu trennen, behandelte meine akademische Festrede „Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft“, Breslau 1932.

davonlaufen möchte, wenn scharf geschossen wird, und daß eine Mutter weinen muß, wenn ihr Sohn ins Feld zieht, das sind nur vom Grimassenheldentum geleugnete Selbstverständlichkeiten. Der einzelne Mensch in uns soll nicht „gern sterben“, wie die entsetzlichen Heldenbücher von Pleyer und anderen verkündet haben; „les Allemands n'aiment pas la vie“, hat Clémenceau gesagt. Und von 1933–1945 haben alle Deutschen offiziell diese ewige Jünglings-Häresie zu glauben vorgegeben. Es ist eben leichter, das Leben wegzuworfen, statt es zu leben. Daher bedarf es hier dieser Zerlegung in den Lebenswillen der „ein-altrigen“ Individuen im Heere und in die Dreifalt von Glauben, Liebe und Hoffnung, zwischen den morituri und den supervivente, den todesbereiten Kriegern und der, dank ihrer, überlebenden Geschlechterfolge. Kraft dieser Dreifalt ist uns Mehraltrigkeit eingeschrieben.

Der Krieger verfügt seine Ahnen und seine Enkel im selben Namen, wenn nötig unter Verlust des eigenen Lebens. Aber dieser Verlust ist nur sinnvoll im Zeitgefüge einer größeren Zeiteinheit aus mindestens drei Generationen. Der Soldat setzt mithin drei Generationen als das Zeitminimum seines Glaubens. Es gibt kein Kriegsheer, wenn es nichts Vergangenes in eine Zukunft nach dem Kriege hinüber zu überliefern gibt! Den Soldaten erweist sich also der Sinn ihrer Kämpfe aus einem Jahrhundertglauben. Mit Jahrhundert meinen wir keine Zahl 100, sondern ein vor mich und hinter mich reichendes Zeitgefüge mit unbestimmt verlaufenden Rändern. Wer im Heere kämpft, den trägt eine unbestimmt und unbegrenzt auslaufende Zeitenflur von rückwärts her und nach vorwärts hin.

Der Frieden hat die entgegengesetzte Zeitrechnung. Und nur im Kontrast zum Kriegsheer wird diese Zeitrechnung der Industrie verständlich.

Im Frieden wirtschaften wir. Und diese Wirtschaft dreht alle Zeitmaße um. Eine Stunde und eine Stunde und noch 22 Stunden, die geben den 24stündigen Arbeitstag des Kraftwerkes. 72 000 Arbeitsstunden bauen eine Brücke. 2 400 Arbeitsstunden ist die durchschnittliche Arbeitszeit eines Arbeiter während eines Jahres. Die Zeit der Industrie geht aus von dem Zeitatome der Stunde. Denn die Industrie denkt vom Markte her, dessen Aufträge sie erfüllen, dessen Käufer sie beliefern muß. Die Zeitrechnung der Industrie ist daher abstrakt. Denn sie wird von der Lieferzeit rückwärts auf die Arbeitsgänge zurückgerechnet. Wenn ich in drei Monaten liefern muß, dann muß ich doppelt so schnell produzieren, als wenn ich sechs Monate Frist gelassen kriege. Die Menge der Arbeitskräfte stellt also eine Ziehharmonika dar, je nach der Dringlichkeit der Marktlage. Die Erstorbenheit der Betriebszeit wird von dem Scherzwort erhellt: „Eigentlich hätte alles schon gestern getan sein müssen.“ Denn so sieht die Welt aus, wenn man keine Zeit hat. So ist der Betrieb das Gegenstück zum Krieg, der nur Sinn behält, solange sich das alte Recht und die freie Zukunft in den Gefallenen als Ewigkeit begegnen.

Daraus folgt, daß die Arbeitszeit der Fabriken keine Bedeutung, keinen Sinn



im Leben des Arbeiters hat. Das Kalkulationsbüro berechnet die nötige Zeit vom Produkt her rückwärts und legt so viele Arbeitskräfte an, wie in diesen Zeitrahmen passen. Die Worte „Belegschaft“, „Einstellen“, „Angestellter“, ja „Betrieb“ selber, erzählen deutlich von dieser Fremdbestimmung meiner Arbeit durch die industrielle Zeitrechnung. Die Romantiker können sich das am besten verdeutlichen, wenn sie den Tagelöhner Homers und die Stundenlohnrechnung der Lohntüte von heute scharf gegeneinander stellen. Der Tag jenes Tagelöhners, den der tote Achilleus beneidete, war ein Tag im Leben jenes Knechts, und er harmonisierte den Tageslauf der Sonne und den Lebenslauf des Mannes. Der Tag gab da dem Abend und dem Vormittag, der ersten und der letzten Stunde, ihre einzigartige Farbe.

Die Stunde im Industriebetrieb wird um so richtiger verlaufen, je fungibler und vertretbarer sie ist. Es darf ihr nicht anzumerken sein, ob es 13 Uhr oder 23 Uhr geschlagen hat. Der 24-Stunden-Tag der Industrie und der Tag des antiken Tagelöhners sind entgegengesetzte Zeitmaße. Der antike Tag war anthropomorph, menschlicher Erfahrung untertan, und er war irreversibel, unwiederholbar; die 24 Stunden aber sind abstrakt. Sie laufen ab in einer Gleichförmigkeit, als seien sie reversibel, als könnten Stunde 1–2, Stunde 4–5, Stunde 23–24 auch ihre Plätze tauschen. Sie sind gleichgültig gegen ihre Funktionäre. Es ist z. B. unwesentlich, ob in 4 Schichten zu 6 Stunden, in 3 Schichten zu 8 Stunden oder in 2 Schichten zu 12 Stunden gearbeitet wird, unwesentlich für den Betrieb an sich.

Die zwei Zeitrechnungen des Kampfes und der Arbeit umrahmen naturgemäß auch zwei entgegengesetzte Sozialgefüge. Die Ordnung des Heeres und die Ordnung der Industrie muß, wie jede Gruppe, zwei Räume und zwei Zeiten bemannen, um zu inkarnieren. Aber ein Offizier darf verlangen, daß der Soldat sein Leben opfert. Ein Manager darf gerade dies nie verlangen. Denn das Leben darf nur für den unendlichen Zeitgewinn geopfert oder gefordert werden, den wir im Kriege am Werk fanden. Weil ich zur Arbeit pro Stunde bestellt werde, deshalb enthalte ich dem Arbeitgeber den Einsatz meines Lebens vor, wenn ich kein Narr bin. Die Arbeitsquanten sind grundsätzlich kürzeren Sinnes als mein Leben; der Kriegsdienst ist grundsätzlich längeren Sinnes als mein Leben.

Deshalb ist der Offizier kein Manager, der Manager kein Offizier. Und kein Soziologe oder Psychologe, der das Heer managet, wird anderes als Desserteure und Capuas produzieren. Eben deshalb ist aber der Manager auch kein „Führer“, trotz der nationalsozialistischen Ideologie. Faschismus ist der auf die Wirtschaft übertragene Heeresschliff. Er ist in der Fabrik ganz unberechtigt, trotz Stalin. Um hier Klarheit zu schaffen, braucht man nur die Kraftlinien auszuziehen, die vom Führer im Heere und vom Manager im Betriebe zu den andern Partnern der Gruppe hinführen. Denn dann erhellt, daß Führer und Manager an verschiedenen Polen des Wirklichkeitskreuzes zu finden sind.

## b) Das Kriegsheer

Der Führer muß die Soldaten in den Tod schicken dürfen. Das ist die Vorbedingung für jede Kriegführung. Ohne dies Recht hört der Krieg auf. Wer kann aber verlangen, daß ich mich opfere? Nur der, mit dem ich mich identifiziere.

Zum Wesen der Führung gehört mithin, daß Führer und Leute sich als einer Art empfinden. Das geschieht nicht durch Anbiederei oder Weichlichkeit. Es geschieht durch Härte. Denn es geschieht ähnlich wie zwischen Vätern und Söhnen dadurch, daß wir uns als ein und denselben Makroanthropos, als Einen großen Menschen anerkennen. Da wir auch gegen uns selber hart sind in der Begeisterung, so kommt diese gemeinsame Verkörperung gerade dann zustande, wenn meine Härte gegen mich und deine Härte gegen mich zusammenfallen.

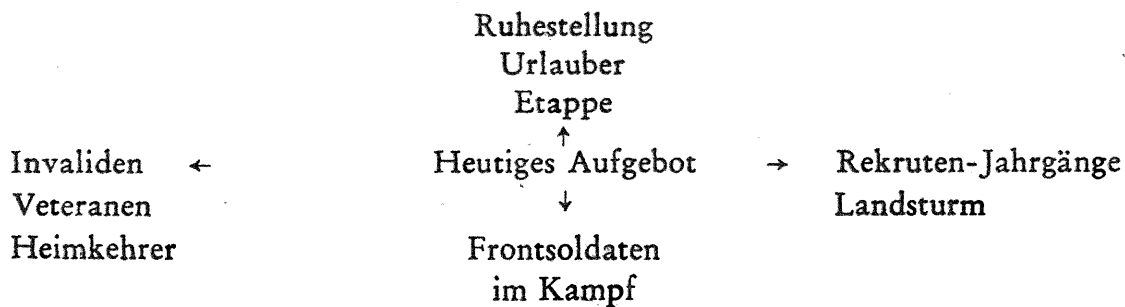
Der Führer ist also seinen Soldaten voraus in seiner Verkörperungskraft ihrer aller. Er verkörpert ihre Jahrhundert- und Generationen-Zeitrechnung, erinnert sie daran, zieht sie in diese Zeiteingliederung hinein und reißt sie dazu fort. Den General, könnte es übertreibend heißen, hält sich die Truppe, damit sie von ihm bei der Stange jener überlebensgroßen Zeitrechnung gehalten werde, in der mein Tod „nichts ausmacht“, wenn durch ihn nur Tradition und Bestimmung, Vergangenheit und Zukunft verschweift werden. Der Heerführer zwingt die Truppe, sich diese ihre „Zeit“ zu vergegenwärtigen.

Dazu nun erscheinen die Soldaten dem Führer notgedrungen in den wechselnden Aspekten ihres Einsatzes in den Schlachten. Jeder echte Führer – also nicht der bloße Haudegen, sondern der Stratege – sieht im Soldaten den Rekruten, den Frontsoldaten, den Urlauber, den Veteran.

Vor dem Heute seines Auges steht der Nachwuchs, die unausgehobenen Jahrgänge, stehn die abgekämpften Ausgedienten, die Sturmtruppen des Angriffs und die Etappenschweine. Und es ist ein und derselbe Kriegssoldat, der sich in alle diese vier Aggregatzustände wandelt. Deshalb spricht der Veteran immer für seine gefallenen Kameraden mit. Die Veteranen vertreten auch die Toten. In dieser Vertretung treten sie in ihr Jahrhundert ein und bestimmen es.

Die wichtigste Aufgabe jeder Soziologie scheint an diesem Punkt durch: uns zu verhindern, Menschen gegeneinander zu stellen, als seien sie dies oder das immer und überall. Denn derselbe tapferste Frontheld wird zum viehisch besoffenen, alles verprassenden Urlauber. Das bleichende Muttersöhnchen oder der forsche Kriegsabiturient wird zum Invaliden und Veteran.

Die meisten militärischen Handbücher und Instruktionen schränken den Horizont der Generäle auf nur einen dieser ewigen Heeresaspekte ein. Cäsar oder George Washington haben die volle Weite des Soldatentums umspannen müssen. In Räume und Zeiten entfaltet, sieht der Feldherr die Bestände, an denen die Heeresstärke sich bemißt, etwa so vor sich:



Man beachte nochmals die zwei Umstände: 1. Jeder Soldat geht durch alle vier Phasen. 2. Die vier Zustände sind diametral entgegengesetzt. Es wird besonders der notwendige Umschlag des Helden in das Etappenschwein bei Wegfall der Gefahr nicht genügend ernst genommen.

Es überwiegt die Neigung, zwei „Typen“, den Drückeberger und die Ernst Jünger-Kriegsphantasie zu malen. Aber es ist genau dieselbe Truppe, die sich in beide Extreme ergießt. Nur wer davon ausgeht, kann führen. Die ewigen Feiglinge und Lumpen, die gibts freilich. Indessen, sie spielen keine wichtige Rolle. Aber daß ein großartiges Heer außer Rand und Band gerät beim Übergang zur Ruhe, das ist die Sieg oder Niederlage entscheidende Zweideutigkeit des Soldatentums. Auch die anderen Pole sind so riskant. Die Rekruten haben 1918 in den Kasernen gemeutert, die 17- und 18jährigen. Wir Älteren hatten nicht so viel Verstand. Wir hätten uns weiter totgesiegt. Diese Meuterer, Jahrgänge 1900 und 1901, wurden dann die Nazis. Den Feldherren macht also die Zugehörigkeit zu allen vier Zuständen seines Heeres.

Dabei muß nun eine wichtige letzte Bezeichnung jedes Kriegsheeres nachgetragen werden. Denn hinter der Front, bei den Rekruten, bei den Veteranen rächt sich ja die Verdrängung des Geschlechtslebens im Heeresverband. Die Geschlechter trennt der Krieg. Die Geschlechtsnöte der aus ihren Liebeseinheiten gerissenen Muttersöhnchen, Liebhaber, Gatten, Väter, überschatten jede kriegerische Existenz. Um diesen Verlust zu kompensieren, bedarf es der Heeresdisziplin.

Die Gehorsamshaltung des gläubigen Kindes muß deshalb als „Disziplin“ in eine gute Feldarmee projiziert werden, damit ihre Geschlechtsverarmung übertönt und überstanden werden kann. Der Page, der Kadett, der Fähnrich, sind ja zarte Formen des Ersatzes für die in ihrem Lebensalter schon erwachende Geschlechterliebe. Jeder Soldat wird durch den freudigen Gehorsam auch geschlechtlich behütet. Denn auf jeder Lebensstufe führt eine gemeinschaftsbildende Kraft. Von der Geburt bis zum Zahnwechsel bindet uns gläubiger Gehorsam in die Gemeinschaft. Das Heer verlangt einen Rückgriff auf diesen Kitt oder Mörtel aus der Lebensperiode des kindlichen Gehorsams und hält den gut disziplinierten Soldaten durch Verwendung der Mittel, die dieser „archaischen“ Lebensstufe angehören, aufrecht.

Aber dem Feldherrn kann nicht entgehn, daß ihm nur die eine Anordnung

der Volkskräfte vor Augen steht, eben die, bei der jeder durch das Nadelöhr der Mobilmachung für den Ernstfall des Krieges hindurchgeht. Nur da wird ungemessen gedient und in karg bemessenem Urlaub „gelebt“. Der Dienst ist wie die ungemessenen Hand- und Spanndienste nimmer endend. Wache schieben in ständiger Bereitschaft muß ein Heer sogar außerhalb der Kampfhandlungen.

Ungemessener Dienst, verstohlenes Leben kennzeichnen den Krieg. Gerade die Ausschreitungen der Soldaten entspringen der Verkümmernng des dienstfreien Daseins. Und daher wirkt das Moralisieren so unecht; wenn ein Soldat ins Bordell geht, so tut er's doch, weiß Gott, in vollem Wissen, dies sei ein jämmerlicher Ersatz für die volle und ganze Liebe. Aber der „sündigt“ nicht, trotz mißverständener Moraltheologie, der um ein Gut betrogen wird und ohne Illusionen mit einem geringeren abgespeist wird. Er leidet ja selber grenzenlos an der Kläglichkeit des Ersatzes. Nur wenn er nicht litte, wäre er gefährdet.

### c) Der Betrieb

Der Leser wird schon selber bei der Ungemessenheit des Dienstes im Kriege an den Kampf um die Arbeitszeit und den Lohn in der Fabrik gedacht haben. Denn diese Kämpfe erweisen den Kontrast von Heer und Industrie. Die Arbeit ist gemessen und soll gemessen werden. Die Arbeit zu verkürzen ist ebenso ehrenvoll wie die unendliche Hingabe an den vaterländischen Dienst!

Denn im Frieden verhalten sich Liebe und Kampf umgekehrt wie im Kriege! Das Bordell, die Betrunknenheit, das Beutemachen, welche wir dem Mann, der aus der Schlacht kommt, nachsehen, sind unverzeihlich im Frieden. Denn der ist uns zum Beschreiten der wirklichen Bahnen gegeben, auf denen sich Liebe und Begeisterung erfüllen können. Werben, Freien, Singen – alles, was dem Huren fehlt – weihen die heile und heilende Liebe. Rufen, Beschwören, Anklagen, Verteidigen, Zeugen und Bestehen heiligen die Friedenstat der einzelnen Seele.

So bleiben der Notdurft des Daseins im Frieden jene selben Räume, die etwa die Nichtfrontkämpfer im Koordinaten-Kreuz des Heeres ausfüllen. Die Arbeit in der Industrie ist weder der begeisterndste noch der verliebteste Aspekt unserer Friedensexistenz! Und nur wer das als tiefe Notwendigkeit anerkennt, bleibt in der menschlichen Geschichte. Denn nur polar können wir unsere Zeit- und Raumbastionen bemannen. Wer heut die Fabriken als Kriegsheere zur Seligkeit der „Stachanows“ umfälscht, der lügt über die Kluft von Krieg und Frieden, von geschlechtslos und Geschlecht, hinweg. Krieg trennt, Friede vereinigt die Geschlechter. Die Wirtschaft der modernen Industrie aber sieht vom Geschlecht ab. Sie ist nicht männlich wie das Soldatentum, sondern die Industrie ist geschlechtlich neutral. Das geht so weit, daß Liebschaften zwischen Manager und weiblichen Angestellten dem Betriebsleiter schwer Abbruch tun. Das Geschlecht gehört also deshalb nicht in die Betriebe, weil ja der Betrieb der vollen

Ordnung des Friedens zugeordnet ist und weil in dieser das Liebesleben Schutz genießt und aufgerufen ist, sich zu erfüllen.

Das Graue der Betriebe ist also nicht sehr tragisch zu nehmen. Sie sind Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck.

Trotzdem gibt es auch in ihrer Ordnung des menschlich Wundersamen und Unerwarteten genug. Ja, der Leser darf mit Recht verlangen, daß hier unsere Methode erst sich zu bewähren habe. Eine Analyse der Fabrik ergibt allerdings, daß die gängige Beschreibung der Betriebe nicht radikal, ja nicht brutal genug verfahren ist. Es ist, als ob Marx und die Stalinisten trotz ihres Hasses gegen die bürgerliche Welt selbst sich der Kraft begeben hätten, die volle Wahrheit im Betriebe zu erkennen. Vielleicht ist dies der Grund: sie wollen ja im Betrieb die menschliche Lage par excellence sehen. So verschließen sie sich den Tatsachen, die diesen ersten Rang der Industrie erschüttern könnten. Wir haben auch eine vorgefaßte Meinung; denn wir setzen die Industrie als Polarität in das Doppelbild von Krieg und Frieden ein.

Indem wir aber von der vollen Wirklichkeit, die aus Krieg und Frieden besteht, herkommen, entfaltet sich uns die Industrie in reicheren Beziehungen, als die Marxisten sie sehen wollten. Denn die sozialen Beziehungen decken sich nicht mit der ökonomischen Spannung zwischen Kapital und Arbeit.

Vielmehr steht das Gesamtleben der Industrie unter einem Druck, über den die Antithese Kapital und Arbeit hinwegsieht. Dieser Druck entspringt einer Bedingung aller Technik und Wirtschaft, ohne die wir die Vorgänge im Betriebe nicht begreifen. Kraft dieser Bedingung bleibt jeder Betrieb im Verhältnis zur ganzen Produktion ein vorübergehender Betrieb. Und ein vorübergehender Betrieb lebt in einer Gefahr, welche ihm weder Kapital noch Arbeit abnehmen können.

Was soll das heißen?

Nun, die wirtschaftende Menschheit ißt das Brot auf, das sie bäckt. Man kann dasselbe Brot nicht zweimal essen. Verstehen wir unter „Brot“ alle Verbrauchsgüter, so zeigt sich, daß heut jedes Verbrauchsgut gewärtigen muß, durch ein Verbrauchsgut anderer Herkunft und anderer Herstellung verdrängt zu werden. Die Holzkohle wird durch die Kohle, die Kohle durch den Dampf, der Dampf durch die Elektrizität, die Elektrizität durch das Benzin, das Benzin durch die Atomenergie ersetzt. Der Wolle und Baumwolle machen die Ersatzfasern Konkurrenz. Früchte und Getränke ersetzen einander, Pferde, Zweiräder, Motorräder, Flugzeuge lösen sich ab. Die Eisenbahnen gehen an den Lastkraftwagen bankrott.

Industrie ist begrifflich eine auf unausgesetzter Produktionsänderung aufgebaute Produktion. Das Ganze der Industrie ist daher das einzig Bleibende in der Erscheinungen Flucht. Sie heckt nach dem Stande der Technik bestimmte Betriebe aus, für die aber dann andere verfallen. Gewisse Betriebe wie die Eisenbahn erwecken zwar den Eindruck der Dauer: sie fährt nun schon einhundert

Jahre. Aber es ist willkürlich, ihr ewige Dauer zuzuschreiben. Richtig ist vielmehr, daß die Vergänglichkeit der Eisenbahn der Industrie wesentlicher ist als ihre relative Dauer. Vorindustriell war die Erzeugung eher beständig als veränderlich. Industrie hingegen dreht die Proportion zwischen Beständigkeit und Vergänglichkeit zugunsten der Vergänglichkeit jedes einzelnen Betriebes um. In Amerika zeugt das Land davon. „Boom Town“ und „Bust Town“ kennt dort jeder. Dörfer, Bergwerke, Städte, Fabrikanlagen, Bahnanlagen verschwinden dort ebenso schnell wie sie gekommen sind. In dem Dorf, in dem wir wohnen, gibt es über 200 Kellerlöcher ehemaliger Höfe. In Europa wird dieser Wirbel des technischen Prozesses bemäntelt. Aber er ist auch hier wirksam, und wehe der Industrie, die ihre Betriebe verewigen will. Sie mag den bisherigen Betrieb zu neuen Aufgaben umbauen. Aber es ist eben dann in Wahrheit ein anderer Betrieb, in dem andere Produktionsprozesse vor sich gehen.

Die Gruppe, durch welche der jeweilige Stand der Technik aus der Gesamtindustrie in den Betrieb hineinwirkt, sind die Ingenieure. Versuchslaboratorien, Erfinder, Experimente erzwingen sich Einlaß in jede Firma. Damit tritt die Zukunft dieses bestimmten Betriebes unter die Herrschaft des noch nicht dagewesenen, der nächsten Erfindung, des nächsten Rohstoffes, des nächsten Fabrikats, der nächsten Kraftquelle. Also müssen wir die Ingenieure an die Zukunftsfront des Betriebs rücken. Sie erproben das, was zum ersten Male geschieht. Weil es zum ersten Male geschieht, gibt es da kein Taylorsystem, keine Zeitstudie. In Amerika haben sich zwischen Gewerkschaft und Betrieb viele Anstöße ergeben. Man wußte nicht, wie man die Arbeiter entlohnen sollte, die im Versuchslabor mitarbeiteten. Denn das war ja unvorhergesehene Arbeit! Die Gewerkschaften aber sind nur ausgerüstet, um vorhersehbare Arbeit zu „verdingen“. Daher ist ein Fabrikarbeiter recht eigentlich eine Kraft, deren Ablauf vorher bekannt ist! Die Arbeiter tun erwartete, vorausberechnete Arbeit. Nicht etwa, weil die Arbeit eintönig, sondern weil die Arbeit durchschaut ist, ist sie Fabrikarbeit! Sie gehört also an die Vergangenheitsfront; den Ingenieuren der Versuche ist sie diametral entgegengesetzt. Jede technische Verbesserung eines Erfinders nimmt so und so viel Arbeitern ein Maß von Freiheit weg. Weil Ingenieure experimentieren dürfen, deshalb dürfen Arbeiter an ihren Arbeitsgang keine Variante anbringen. Die schon für mindestens einen Ingenieur Vergangenheit, durchschaubare Wiederholung gewordene Aufgabe, die erst ist „Arbeit“ im industriellen Vollsinn. Und weil sie als wiederholbar überhaupt erst kalkulierbar ist, wird erst sie industriefähig – zum Unterschied von Handwerk, das ja oft genug nicht genau vorherkalkuliert.

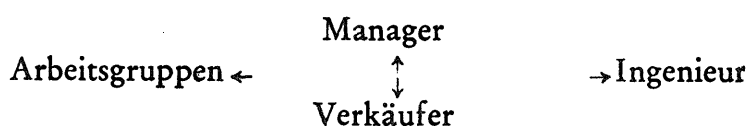
Arbeit ist das nur Wiederholte. Wo immer etwas noch nicht durchschaut und wiederholt wird, ist es mehr als Arbeit. Nun leidet alles nur Wiederholte in der Welt an einem Erzbrechen: Es kann sich gegen eine Veränderung der Umwelt nicht schützen. Dem Arbeiter, soweit er nur arbeitet in dem von uns hier gegen des Ingenieurs Tun festgelegten Sinne, bringt jede Änderung der

Betriebslage eine Gefahr, gegen die er machtlos ist. Jede technische Verbesserung bedroht ihn, denn sie kann ihn überflüssig machen. So wird nur in der Antithese Ingenieur – Arbeiter die Spannung sichtbar, die über die Arbeit sich legt: Sie kann jeden Augenblick überflüssig werden.

Daher widerstreitet es dem Interesse des Arbeiters, seine Leistung zu beschleunigen. Dieser eine Leistungsauftrag stellt die einzige Zeitspanne dar, für die er seines Arbeitsplatzes leidlich sicher ist.

Dies aber ist nur die halbe Wahrheit über die Selbstbehauptung des Arbeiters im Betriebe. Die andere Hälfte ergibt sich, wenn neben den Ingenieur der Betriebsleiter, der Manager, tritt, und der Verkäufer, der die Produkte an den Markt leitet.

Der Betriebsleiter vermittelt zwischen dem technischen Fortschritt durch die Ingenieure, den bestehenden Arbeitsgruppen im Betriebe und den Geschäftsleuten auf dem Markt. Und diese industriellen Koordinaten gliedern



zu einem Kreuze, in dem die Zukunft technisch, die Außenwelt kaufmännisch, die Werkgruppe wiederholbar von innen durch Betriebsleitung verkittet und verfugt wird.

Die Betriebsleitung aber wird vom Marktkaufmann gezwungen, zu kalkulieren. Und diese Kalkulation färbt nun die Brillengläser der Betriebsleitung in der revolutionärsten Weise.

Ich habe seit 30 Jahren auf diese Färbung hingewiesen. Als ich es zuerst tat, sagte ein alter Jurist kopfschüttelnd: „Ich sehe doch überall nur Menschen, einzelne Menschen“.

Nun, beim Tarifvertrag weiß heute sogar der Jurist, daß es nicht nur „einzelne Menschen“ gibt. Daher gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es sich auch herumsprechen wird, es sei im Betrieb nicht das Kollektiv „Gewerkschaft“, aber allerdings ein außerhalb des Betriebs nicht angetroffener menschlicher Zustand die Grundlage der betrieblichen Produktion. Die Gewerkschaft sagt: Alle Arbeiter vertrete ich wie ein Mann, wie ihre Mutter, wie ein einziger Kontrahent. Man könnte also die Schau des Tarifvertrages formelhaft wiedergeben in der Gleichung  $1 = \infty$ . Denn der Unterschied von dem einzelnen Arbeiter und der gesamten Arbeiterschaft soll überwunden werden.

Dann bleibt für den Arbeiter in seinem persönlichen Leben die Gegenformel bestehen:  $1 = 1$ . Als Wähler, Freund, Liebhaber, wahrt er seine Einzigkeit.

Aber mitnichten paßt die eine oder die andere Formel auf den Arbeiter an der Werkbank.

Das Kalkulationsbüro zwingt vielmehr den Arbeiter in einen dritten Zu-

stand. Dies wird den nicht wundern, der die Wucht der Zeitmaße bereits voll zu würdigen gelernt hat. Der Leser erinnere sich an die Ersetzbarkeit der Arbeitsstunde, die ja abstrakt von der Lieferung her zurückkalkuliert wird. Der 24-Studentag ist die Rechengrundlage auch in den Betrieben, die äußerlich ohne Schichtarbeit auskommen. Wo Schichtarbeit besteht, ist der durchgängige industrielle Produktionsprozeß allerdings leichter durchschaubar. So wollen auch wir es uns erst einmal leicht machen und den Betrieb, der 24 Stunden lang in drei Schichten arbeitet, voraussetzen.

In diesem Betrieb treten an einem Tage drei Mann füreinander ein, an den gleichen Platz für die gleiche Arbeit. Für das Büro sind die drei wie ein eiserner Arbeiter. Erst die drei gleichen der Maschine, die ja 24 Stunden laufen kann. Mithin ist die Tatsache, daß die Menschen nicht 24 Stunden „laufen“, ein Mangel für das Kostenbüro. Um richtig zu kalkulieren, muß es also  $1 = 3$  schreiben, und damit wird der Arbeiter in seiner leiblichen Bedürftigkeit ein Drittel der vom Kalkulationsbüro dem Maschinen-Inventar gleichgestellten Arbeitskraft. Hier liegt eine Wurzel bloß, weshalb allerdings die „unkräftige“, d. h. die zarteste und charakteristischste und persönlichste Gestalt des Arbeiters nicht in den Betrieb eingeht. Eingestellt wird der kräftige Teil, jene Kraft an ihm, die dann auch ein anderer und noch ein anderer liefern wird. Das Zarte und Gebrechliche ist freilich unser bestes Teil, denn es ist der wachstumsfähige Herztrieb. Aber eingestellt werde ich als der, der ich bin, nicht als der Werdende.

Die Industrie verlegt alle Wachstums- und Werdeprozesse heraus aus den Betrieben – in Schulen, Lehrwerkstätten usw. Die Rationalisierung eines Betriebes besteht gerade darin, daß nur mit festen Größen gerechnet wird, d. h. beim Arbeiter nur mit seiner Kraft, während den Wert des Menschen auch seine Schwäche ausmacht. Wir müssen viel rücksichtsloser dieser Gleichung  $3 = 1$  uns annehmen als jeder Liberale seines naiven  $1 = 1$  oder der Marxist seines  $1 = \infty$ . Denn wir erobern uns erst mit dieser Gleichung den Zutritt zum Betriebsinnern; ohne politischen Idealismus der Bourgeoisie und ohne ökonomischen Materialismus des Proletariats gilt es, den Betrieb von den Werkstätten des Handwerks abzusetzen. In der Werkstatt wuchsen Meister, Gesellen, Lehrbuben. Im Betriebe hingegen funktionieren feste Größen, die eben deshalb fungibel werden.

Was geschieht der Arbeitskraft, die in Schichtarbeit Eine aus Dreien wird? Nun, sie darf den beiden anderen Dritteilen nicht die Preise verderben. Wer in Schichtarbeit steht, muß den in einer Schicht zu leistenden Durchschnitt ungefähr innehalten. Sonst verletzt er die Betriebssolidarität der Arbeitskräfte. Diese brüderliche Solidarität der Schicht ist nicht die klassenbewußte Solidarität des Marxisten und auch nicht die Brüderlichkeit aus Schillers „Lied an die Freude“. Sie ist eine entsagende Selbstbescheidung wie der Gleichschritt mit einem Vordermann auf dem Marsche in Reih und Glied. Sie bedarf kaum des Bewußtseins. Denn sie entspringt gerade einem Verlöschen dieses Bewußtseins. Dies Gefüge von Arbeitskräften ist prähistorisch in dem Sinne, daß weder mein

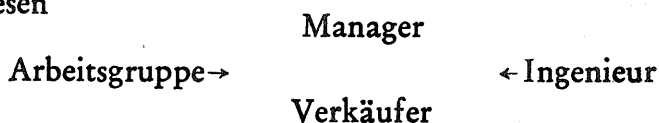


Wille, noch mein Bewußtsein es herbeiführen, sondern es ist ja umgekehrt: Aus dem Vollzug der Arbeit in dem mir gestellten Rahmen ergibt sich überhaupt erst das Muß, in dem ich da aufgeweckt und zum eigenen Willen aufgefordert werde. Wer in Reih und Glied marschiert, der summt besser halblaut vor sich hin. Zu viel Bewußtheit und Absicht beim Einzelnen würden den guten Marsch bloß stören. So viel und nicht mehr: dann wird am mühelosesten und am längsten marschiert werden können.

Wie, wenn es in der Fabrik so wäre wie auf dem Marsch? Weil die Zeitfolgen in uns Menschen viel tiefer dringen als jede Raumgruppierung, habe ich die Gleichung  $3 = 1$  in der Schichtarbeit aufgedeckt. Wie dem Marschierenden zwischen Vordermann und Hintermann der Halbschlaf am besten bekommt, so kann auch die  $3 = 1$ -Gruppe der Schichtarbeiter sich nur halten, wenn sie nicht immerfort „stößig“ wird. Das würde aber durch Spitzenleistungen Einzelner geschehen. Die Weiterungen wären unabsehbar. Der Marschtritt würde gestört.

Jeder Betriebsmann weiß, daß die selbe Vorenthaltung von Spitzenleistungen auch in der räumlich ausgebreiteten, gleichzeitig arbeitenden Gruppe zu Hause ist. Ich sehe ja in jeder räumlichen Gruppe nur die nachträgliche Projektion einer zeitlichen Gruppe. Wenn Eltern und Kinder gleichzeitig in einer Stube beisammen sind, so ist es einfach, zu begreifen, daß hier Zeiten in Raum projiziert worden sind. Wie, wenn die Maschinenwerkstatt genau die gleiche Projektion des Eisernen Mannes und des auf ihn gegründeten Denkens in den Raum wäre? Mir ist das gewiß. Aber das lebende Geschlecht ist so raumbesessen, daß ich den Satz  $3 = 1$  auch dem Leser zumuten muß, der jenen Ursprung im 24-Studentag nicht nacherleben kann.

In jedem Fall ist im Betrieb die Vereinzelung des Arbeiters unmöglich geworden. Die Arbeit wird „verwässert“. Unsere Formel zeigt, daß die Teilung in die vier Wesen



in den Arbeiter die Haltung  $3 = 1$  hineinsenkt. Dies Gesetz läßt sich aber außer Kraft setzen, wo immer die Arbeitsgruppe ihr eigenes „Management“ und ihr eigener Betriebsleiter wird. In einer Reihe von Schriften habe ich diese Konsequenz gezogen<sup>1</sup>. Ein industrieller Zeugungsprozeß lebendiger Betriebseinheiten, gestaffelt in Mitarbeiterstämme, kann allein die Formel  $3 = 1$  mit ihrem Korrelat  $1 = 1$  integrieren. Hier muß es genügen, die Ursache klargelegt zu haben, warum weder Unternehmer noch Gewerkschaft die Betriebsgruppe lebendig machen können. Alles Leben trägt eben seine Lebendigkeit in sich selber. Da ist nichts zu „machen“, auch nicht mit Gruppendynamik. Nur das Zellularprinzip der Vervielfältigung, der Fortpflanzung des Betriebsprinzips in so viele, seelisch

---

<sup>1</sup> Zuletzt in „Der unbezahlbare Mensch“. Käte Vogt Verlag, Berlin 1955.

vollständige Unterbetriebe wie tunlich, kann dem amorphen Charakter der Betriebe aufhelfen.

Die Arbeitskraft ist ein vom „Arbeiter“ und der „Arbeiterschaft“ genau unterschiedener Zustand der Betriebseingestellten. So wie niemand leugnen wird, daß Wasser nicht beleidigt wird, wenn man gelegentlich von Eis und in anderen Fällen von Dampf spricht, und es ist doch beidemal  $H^2O$ ; so wird auch das Mitglied der Gesellschaft nicht gekränkt, wenn es im Betriebe als Arbeitskraft betrachtet werden muß; aus seiner Lage zwischen Ingenieur, Betriebsleiter und Verkaufsbüro entspringt seine besondere Zustandseinheit, sein Aggregatzustand als  $1 = 3$ ; es tut voraussehbare, durchschaubare, schon vorher getane Arbeit. Das Wiederholbare aber drückt jeden von uns in die Lage dessen, der „ochst“ oder „büffelt“, der im Joch ächzt wie das edelste Zugtier, das Roß. Die Ehre des Gespanns im Joch ist, daß es ein Gespann ist. Team heißt Gespann. Das Wort, das heut als Modewort aus dem Sport herzukommen scheint, kommt in Wahrheit aus dem Ackerbau von dem team of oxen. Das ist gar keine Schande. Nur erläutert es, daß wir Raum schaffen müssen für verschiedene Aggregatzustände der menschlichen Gesellung. Der leere sonore Idealismus, der diese verschiedenen Aggregatzustände alle in einen Brei rührt und die gefühlige Etikette „Gemeinschaft“ darauf pappt, ist ein großes Unrecht an der uns anvertrauten gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Es ist mühsamer, die Geister zu unterscheiden, statt sie in Eins zu reden. Aber es ist die einzige Bezeugung des gleichen Gehorsams gegen die industrielle Wirklichkeit, die von jedem Arbeiter verlangt wird, zu der aber die Denker zu faul waren, weil sie beim Menschen nur das naive  $1 = 1$  anerkannten. Wir wollen daher unsere drei Gleichungen  $1 = 1$ ,  $1 = \infty$  und  $3 = 1$  noch einmal überprüfen. Unbedacht und unvorhergesehen hat das Chamäleon Industrie diese Gefüge überall, wo produziert wird, hervorgetrieben. Der Unternehmer, die Gewerkschaft, der Betrieb sind ja Strukturen, so unverwechselbar wie Kristalle, und sie treten mächtig allenthalben hervor, wo industrialisiert wird. Wir haben den Namen

Unternehmer	$1 = 1$
Gewerkschaft	$1 = \infty$
Betriebsgruppe	$3 = 1$

nun Schlüsselzahlen beigegeben, um sie voneinander abzuheben. Es bleibt uns aber noch eine Schwelle zu überschreiten.

Wir sagten vom Frieden doch, daß in ihm das Wirtschaften zweiten Ranges bleibe gegenüber unserer Erfüllung als Geschlechterwesen. Während im Krieg die Männergesellschaft umfassender als die Geschlechterordnung ist, sollte der Friede die Proportion

Arbeit geringfügiger als Geschlechterordnung  
aufweisen.

#### d) Die Ehe

Läßt sich nun für die Geschlechterordnung auch eine Zahlengleichung finden? Der Blick von außen, den wir durch diesen ganzen Abschnitt anwenden, fragt ja überall nach Quantitäten. Die gesamte amerikanische Soziologie z. B. beschränkt sich sogar auf die Außenansicht und quantitatisiert alle Vorgänge. Denn sie kennt einzig das Aktivum als Methode der Erkenntnis. Im Aktivum werden Objekte vergegenständlicht. Läßt sich das Objektivieren auch bei den leidenschaftlichsten Vorgängen ausführen, an denen wir weder neutral wie im Betrieb, noch eingeschlechtlich wie im Heere beteiligt sind? Mit andern Worten, ist eine ziffernmäßige Beschreibung des Liebesreiches nicht ebenso hoffnungslos wie, sagen wir, die reflexive und subjektive Beschreibung von innen her eines Steines?

Nun, Goethe hat vom Granit innerlich ergriffen gezeugt. Umgekehrt hat auch die Liebe ihre äußere Gestalt. Ihr Innerstes gehört also niemals vor den objektiven Betrachter, sehr wohl aber ihre äußere Gestalt. Diese äußere Gestalt aller Liebe hieß einst Hochzeit als Zeitpunkt und Ehe als Liebesbund. Beide Worte werden heute nur eingeschränkt verwendet, auf den Bund eines Mannes und einer Frau. Den Worten selber ist diese Einschränkung nicht anzumerken. Alle hohen Zeiten sind Hochzeiten; bei allen Liebesmählern vermählen wir uns. Martianus Capella hat ein Hochzeitsfest der Philologie beschrieben. Ich selber habe die innere Durchdringung von Krieg und Revolution, diese Durchdringung, die uns zum Schicksal geworden ist, als „Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution“ beschrieben. Aber freilich, niemand hat mir diesen Titel abgenommen, niemand hat ihn ernst genommen. Krieg gilt als Krieg, Revolution als Revolution. Wie sie aber nur als hochzeitlich vermählt ihren Sinn empfangen und ihren Sinn enthüllen, das wird aus allen Diskussionen angstvoll herausgehalten.

Die Hochzeit ist heute verengt zum Heiratstag zweier Liebenden. Aber Hochzeiten sind öffentliche Angelegenheiten. Auf Hochzeiten der Habsburger ist ihr Reich erheiratet worden. Daß ein Liebespaar die Gemeinde mitreißen kann, so daß für alle die Zeit erhöht wird, das allein unterscheidet das Konkubinat und die „freie Liebe“ von dem Liebesfrühling hochzeitlicher Machtvollkommenheit. Die Liebe wird ja in diesem Abschnitt von uns auf ihre äußerliche Gestalt betrachtet. Da ist sie erst vollkommen, wenn sie Teilnahme erregt. Sie muß sich der nicht Verliebten bemächtigen und muß sie zwingen. Auf Hochzeiten bemächtigt sich die Liebeswelt der Arbeitswelt und überwältigt sie.

Wie gesagt, es ist schwer, diese Einsicht zurückzugewinnen. Seit 150 Jahren tritt die private „Gewissensehe“ mehr und mehr an die Stelle der „Hochzeitlichen Ehe“. Diese Gewissensehe, die das Preußische Landrecht anerkannte und in der z. B. Hamann, der Magier aus dem Norden, gelebt hat, verzichtet auf den Zwang über die Gemüter der Unbeteiligten; sie verzichtet auf die Hochzeit.

Mehr oder weniger ist diese Form der Eheschließung im Vordringen. Die

Gesellschaft also wird nicht mehr in die Bündigung der Geschlechter auf Hochzeiten unausgesetzt hineingerissen. Wo Leute noch zur Hochzeit geladen werden, ist diese oft nur ein Empfang und hat daher sicher nichts Überwältigendes.

In einer soziologischen Untersuchung drängt sich dieser Unterschied zwischen hochzeitlicher und privater Eheschließung uns als entscheidend auf. Denn gerade die gesellschaftliche Wirkung stellt sich nur bei der Hochzeit und eben mittels der Hochzeit ein. Auf der Hochzeit macht ja die alltägliche Gesellschaftsordnung Platz, um ihr neues Trägerpaar einzulassen, und damit bildet sich eine Rangordnung. Die Gesellschaft erkennt ein höheres Leben an, dem ihre gleichgültigeren und gemäßigeren Tagesläufe sich unterstellen.

Solange Hochzeiten den Einbruch jedes neuen Bundes in die bestehende Gesellschaft verherrlichten, ist daher die Gesellschaft nie so isoliert und „total“ aufgefaßt worden. Heute beherrscht das bloß Soziale das Denken fast ausschließlich. Die Eheschließung wird in der modernen Soziologie wie einer unter anderen Vorgängen in der Gesellschaft registriert oder analysiert. Ihre gesellschaftsändernde Macht wird damit geleugnet. Vor 1800 war die Gesellschaft dank der Einschnitte durch Hochzeiten vorher und nachher eine andere. Die Hochzeit war nicht ein Vorgang innerhalb der Gesellschaft, sondern ein gesellschaftsstiftender Vorgang. Im geschichtlichen Teil wird sich zeigen, daß Hieros Gamos, die Hochzeit von Himmel und Erde, als die Geburtsstunde der Gesellschaft galt. Jede Hochzeit ist also für die teilnehmende Gesellschaft ein Geburtstag. Und der Toast auf das Hochzeitspaar vermählte nicht nur zwei Liebende, sondern erzwang von allen Teilnehmern am Mahl einen neuen Geist und eine Veränderung ihrer Ordnung. Im neuen Namen der Braut fand diese neue Zwangsvorstellung ihre förmliche religiöse, politische, rechtliche und sittliche Anerkennung.

Offenbar löst das heutige Verschwinden der Hochzeiten noch nicht die soziale Frage, wie denn die Gesellschaft ohne solche Erneuerungstage immer neu umgruppiert werden kann. Die Kämpfe um die Gesellschaftsordnung von heut und morgen sind so erbittert, weil ein Gesamtgeburtstag wie etwa der 1. Mai heut an die Stelle der zahllosen einzelnen Geburtstage der Gesellschaft gesetzt werden soll. Es entsteht der Wahn einer ewig unerfüllten Utopie der endgültigen Gesellschaft. Wahn ist ja die geistige Verfassung des Bräutigams vor der Hochzeit. Wir leben in gesellschaftlichen Wahnvorstellungen heute, weil eine Kollektivlösung gesucht wird, um die gesellschaftliche Ohnmacht der Eheschließungen zu ersetzen, aber der Zeitsinn bleibt unkultiviert und wird nicht eingeübt.

Dadurch wird die „Gesellschaft“ um ihre polare Beziehung zum „Bund“ gepreilt. Gesellschaft ist Abkühlungszustand des Alltags und muß vom Bund hochzeitlich stets neu eingeschmolzen werden. Dieser Rhythmus fehlt heute, weil die ausstrahlende Glut des Hochzeitstages sich nicht mehr der bestehenden Gesellschaft mitteilt. Infolgedessen wird die Gesellschaft als etwas mechanisches, als

eine Organisation gewährt. Aber sie ist nur eine bestimmte Phase des Ablaufes unserer Gemeinschaftskräfte, eben die in den Alltag eingetretene Phase. Nicht irgendeine bessere Organisation heilt die Erstarrung, sondern nur die Freiheit des noch nicht Organisierten, welches in den Alltag mit mehr als Organisation, mit organischer Zeugungskraft nämlich, einbricht. Jede Änderung der Gesellschaft, die ihre Qualität als „Phase“ erkennt, muß mithin Quacksalberei bleiben. Denn sie entfremdet die Gesellschaft dem Kraftstrom menschlicher Leidenschaften, aus denen sie stammt. Die einzige „Hochzeit“, welche den Utopisten dann bleibt, ist die Revolution. Nicht im Sturm des Liebesbundes, aber in einer Totalrevolution entläßt sich der Wahn. Eine Gesellschaftsgeburt auf Grund einer Weltrevolution gilt heut als Patentlösung, weil die Verteilung der Lebensvorgänge auf die Liebesfähigkeit jedes Hochzeigers nicht stattfindet. Die Gesellschaft geht leer aus, wenn Hinz und Kunz sich standesamtlich trauen lassen. Diese Leere im Zeitalter des Proletariats soll künstlich ersetzt werden.

Da wir Menschen sind und Menschen bleiben, so ist die Ablösung der Gesellschaftsordnung von unseren Lebenskräften, von unserer Zeugungskraft, ein aussichtsloses Unternehmen. Denn das Kältere muß tagtäglich in das Heißere neu zurückgebunden werden. Es gibt keine soziale „Synthese“, also keine Zusammenleimung von „Menschen“, sondern die Temperaturunterschiede von Arbeitern, Kriegern, Hochzeitern, müssen immer wieder überwunden werden. Dazu muß aber kälter unter den Einfluß von wärmer geraten.

An dem Verdorren des Wortes „Ehe“ kann nun dieser selbe Abfallsvorgang der Gesellschaft gerade so wie an dem von „Hochzeit“ eingesehen werden. Denn das alte Wort für Gesellschaftsordnung war Ehe. Der alte Bund und der neue Bund, das Volksrecht der Franken und die Satzung des Kaisers, sie alle hießen Ewa. Ewa und Aevum, Aeon sind die in einem Liebesbund, auf einer Hochzeit gestifteten Epochen. Die Ehe war ja bis 1800 auch Oikos. Wer „Oekonomie“ sagte, in der Bibel oder in der Philosophie, der sagte also etwas aus, das die Geschlechterordnung und die Gesellschaftsordnung einheitlich bezeichnete. Ehe war der ökonomische Heilsbegriff. Es gab eine Oekonomie des Heils, weil Gott Ehen stiftete und in den Ehen Epochen anhoben, kleine Ewigkeiten. Denn Ewa war nicht nur ein Raumbegriff, sondern eine bestimmte Räume ordnende kleine Ewigkeit. In Ewa hatte also Zeit über Raum sich siegreich stabilisiert. Auf einer Hochzeit brach diese Zeit in den Raum und blieb alsdann herrscherlich über ihm stehen.

Unser Wort „Ewigkeit“ hat sich gegen die sprachliche Wahrheit von Ehe getrennt. Und so salzen beide Worte nicht mehr. Ewigkeit im Sinne der Denker steht uns in der Soziologie nicht an. Von ihr wissen wir nichts. Aber der Aeon der Aeonen, die Ewigkeit der Ewigkeiten, in der Bibel meint nur die Zeugungskraft immer neu zu hochzeiten und immer neu Epoche zu machen<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Dies ergibt der Quellenbestand trotz des Artikels „Aeon“ in Kittels Theologischem Wörterbuch. Unser zweiter Band „Die Vollzahl der Zeiten“ stellt das klar.

Der heutigen Ehe fehlt, schon durch die Ehescheidung, das Epochenmachende, und es fehlt ihr, durch die Ablösung der Industriebetriebe, das ökonomische Element.

Nur dieses Produkt aber aus Epoche und Oekonomie, der Glaube an eine Zeit, die Räume gestalte, hatte den Namen „Ehe“ empfangen.

Die Oekonomielosen, die ohne eigenen Rauch, konnten ja vor 1800 nicht ehelichen.

Wir haben also Hochzeit und Ehe nur noch als Erinnerungen übrig. Wir haben statt dessen die Welt der Betriebe und die scheidbare „private“ Gewissensehe.

Damit bleiben Energien brach liegen; die Brache, in die beim Wegfall der Hohen Zeiten der Alltag fällt, haben wir schon analysiert. Wenn wir das Vakuum vom Wegfall der Oekonomie und der Epochenbildung her analysieren, ist es ebenso erschreckend.

Denn „Epoche“ gibt Zeit. Ehe meinte mindestens zwei Generationen und Familienbesitz und erbliches Vermögen. Heut wird nichts geerbt; dafür sorgen die Steuern. Und die Arbeit ist stundenweise geplant. Schon über einen jämmerlichen Fünfjahresplan zerreißen wir uns die Mäuler, da wo ein alter Volksschullehrer auf vierzig Jahre zu planen pflegte und ein Bauer oder König oder Goethe für die Enkel vorsorgte.

Jeder kennt alle die Aspekte der heutigen, gejagten Oekonomie selber. So beschränke ich mich auf die Folgerungen für Ehe und Betriebe.

In der modernen technischen Trennung von Liebesleben und Arbeitsleben hat zuerst das Arbeitsleben sich zum Souverän ausgerufen. Produktion geht vor Konsumtion. Fabriken kommen zuerst, Arbeitersiedlungen zu zweit. Die Welt ist in Produzenten und Konsumenten zerspalten, und da plant der eine Architekt eine Riesenfabrik für die Produktion, und der andere plant eine Vorstadtsiedlung aus lauter Zwergwohnungen. Als Riesen und Zwerge, so stehen sich Produzenten und Konsumenten gegenüber. Sie sind überlebensgroß oder untermenschlich auf 45 qm Wohnfläche; ohne Gastzimmer, ohne Platz für die Tante oder die Großmütter, d. h. ohne Strahlungskraft ist der Konsumentenhaushalt eine Karikatur auf die edle Haushaltung alter Ehe. Ihm sind ja die organischen Vorgänge amputiert, ohne die kein Leben möglich ist, die Vorgänge der Assimilation und des unausgesetzt veränderlichen Umfangs. Eine Konservenbüchse ist die moderne Wohnung. Einem Haushalt aber könnten neue Mitglieder einverleibt werden, könnten Gastfreunde ein neues Leben verdanken, könnten geistige Aufgaben zuwachsen.

Der Riesenbetrieb wird scheinbar besser behandelt. Denn er darf ja so groß sein, wie er will. 10 000, 15 000, 20 000 Arbeitern mag er Arbeit geben, in grenzenloser Massierung.

Wir sollten uns nicht davon blenden lassen. Die Konsumentenwohnung und der Großbetrieb sind beide tot. Denn sie werden beide für Organisationen aus-

gegeben. Organisation kann aber nur der von außen geordnete Prozeß werden. Organisation, ein Wort vom Ende des 18. Jahrhunderts, ist ja gebildet worden, um das Organische mechanisch nachzuvollziehen. 10 000 Arbeiter und die Kleinstfamilie sind nur organisiert, weil sich beide mechanisch verhalten sollen. Sie können sich nämlich beide nicht fortpflanzen. Das Lebendige aber ist fruchtbar und zeugungsfähig; die Organisation ist zeugungsunfähig und ausgemessen.

Nun, trotz Betrieb und Wohnsiedlung und Organisation, werden wir die Reste des ehelichen Lebens aufzuspüren haben. Dieser Abschnitt über „Ehe“ muß die fruchtbaren Lebensvorgänge in Wohnung und Betrieb aufsuchen, ob sie nun heute „Ehe“ heißen oder nicht. Wohin sind die hochzeitlichen und ehelichen Energien abgewandert, fragen wir. Dazu müssen wir den Schlüssel für alles fruchtbare Leben finden und zu den Schlüsselzahlen für Unternehmer, Gewerkschaft, Betrieb, hinzufügen. Diese Sätze lauteten:  $1 = 1$

$$\infty = 1$$

$$3 = 1$$

Die Zeugungskraft aber ruht auf dem Satze  $1 \times 1 = 1$ . Denn wo nicht zwei ein Leib werden können, wo nicht Einer und Eine selbstvergessen ineinander stürzen, da bleibt das Leben zeugungsunfähig.

Nun hat die Industrie sich in einem geradezu rasenden Zeugungsprozeß in zahllose Betriebe binnen 200 Jahren ausgezweigt. Eine solche Fruchtbarkeit muß diesem Satz  $1 \times 1 = 1$  entsprechen, oder er kann nicht gelten.

So aber ist es in der Tat. Die Gründer der Industrie sind immer die Stämme der Mitarbeiter. Und die Stämme solcher Mitarbeiter, Stäbe, Teams, Gründergruppe, Partner, sind immer sakramental gebundene Körper, in denen das, was einem widerfährt, auch eine Erfahrung des Partners wird.

Keine Fabrikgründung ist denkbar, es sei denn, einer könne einen anderen statt seiner selbst schicken, um für ihn zu handeln. Kein bloßer Angestellter oder Eingestellter kann einen neuen Betrieb gründen; denn sie finden sich im Betriebe vor. Zum Aufbau eines neuen Betriebes gehört eine weitere Qualität, die der Stellvertretung. Die aber ist nie aus Anstellung oder Einstellung erhältlich. Sie ist sogar unbezahlbar. Denn sie beruht auf der Identität des Vertreters mit dem Vertretenen. Die Schlüsselgewalt der Frau, die den Mann verpflichten kann, ragt noch aus der alten öffentlichen Ehe zu uns als Ausdruck solcher Macht. Wo zwei Eins werden, entsteht Vollmacht. Alle Bevollmächtigten sind Bruchteile von Ehebinden. Sie alle, der Abgeordnete und seine Wähler, Bismarck und der Staat, Goethe und die Dichtkunst, der Fabrikant und der Meister, der eine Filiale aufzutut, leben in ehelichen Verhältnissen, und für sie alle gilt der Satz:  $1 \times 1 = 1$ .

Natürlich sind sie und bleiben sie für den äußeren Augenschein getrennte Menschen, so wie Weib und Mann trotz Ehe zwei bleiben. Aber die aus der Zahl zwei gezogene Folgerung, sie blieben nun auch entzweit, wäre grund-

falsch. Partner, Eheleute, Mitarbeiter bleiben mehrzahlig. Aber das leibliche Getrenntbleiben interessiert an ihnen nicht. Sie werden umgetauft, weil ihre Vollmacht interessiert, mit der sie eine Korporation bilden, einen geistigen Leib, dessen Willen sie Anspruch geben.

Wo immer heut ein anderer für dich „dichtet und denkt“ – und wäre es die Sprache für den Dichter –, da treffen wir auf das Ehesakrament. Denn wir stoßen auf eine Veränderung der Gesellschaftsordnung durch Bundesschluß! Im Homer gibt es den berühmten Vers mit lauter Dualformen: „Wenn aber zwei zusammengehn und einer vor dem andern etwas wahrnimmt“, in dem die besondere Sinnform des Dual verkörpert geblieben ist. Der Leser erinnere sich, daß ja auch Vier und Drei nicht etwa bloß Zahlen einer Reihe sind. Sie haben eine besondere grammatische Qualität, die andernorts in diesem Buch noch erläutert wird. So aber ist es auch mit dem Dual. Wer auf eine solche Umarmung sich einläßt, dessen Wesen wird vererbbar und mitteilbar. Es kann Frucht tragen. Denn nun ist das Leben hinausgetreten über seine eigene Gestalt, in einen Schoß; deshalb kann es sich von seiner ersten Gestalt ablösen und vervielfacht werden.

Ein Stamm von Mitarbeitern kann Werkstätten, Filialen, Zweigstellen, Tochterunternehmungen ins Leben rufen. Kein Einzelner, der vereinzelt bliebe, könnte das. Denn dazu müssen wir uns auf andere verlassen können. Diese aktive Kraft des Sich-auf-jemand-Verlassens durchwaltet die Ehe und den Mitarbeiterstamm, wenn sie fruchtbar werden. Auch die Zeugungskraft der Industrie, der wir so blind vertrauen, dieser unerschöpfliche Nachwuchs neuer Betriebe und zukünftiger Unternehmer, kann versiegen. Ja, sie versiegt schon vielerorts. Denn alles hat sich verschworen, sie durch Organisation abzudrosseln. Wo haben denn noch auch nur Schulen Mitarbeiterstäbe statt organisierte Angestellte? Alles dies male sich jeder Leser selber aus.

#### e) Eins gleich Eins oder Der Lebenslauf

Zum Grundriß der Lebensräume aber hat er nun erst alle Elemente vor Augen. Das Element  $2 = 1$  erneuert die Räume, das Element  $3 = 1$  füllt die bloßen Arbeitsräume, das Element  $1 = \infty$  macht sie den organisierten Massen erträglich. Wie steht es nun mit der liberalen Gleichung des  $1 = 1$ ? Wir erkannten sie für die Person des Unternehmers eingangs an, ohne ihr weiter nachzufragen.

Daß sie nicht ein natürliches Faktum sein kann, ist nun gewiß geworden. Denn wir sind doch zwieschlächtig erschaffen. Die pluralistische technische Arbeit muß geleistet werden. Und die Politik scheucht uns in Massenvorgänge. Wo wäre denn da der Mensch noch mit sich selber identisch? Nervös und zerrissen, oder vermählt oder begeistert – wäre er eine Abfolge von unverbundenen Aggregaten.

Ohne geliebt worden zu sein und ohne gehorcht zu haben, kann niemand



mit sich selber einiggehen. Die Eins hatte der Humanismus an den Eingang zum Menschen geschrieben; wir setzen sie über seinen Ausgang. Wir werden Einer, im Laufe unseres Lebens, vielleicht. Die Bedingung ist, daß wir nicht nur laufen, uns selbst davonlaufen. Im Einsatz der Kräfte, mit denen wir uns hingeben, uns binden und lösen, erwerben wir die Eigenschaft der innern Einheit und Einzigkeit. Die Einheit wird also nie durch Selbständigbleiben erworben. Das wäre die Einheit des geisteskranken Monomanen. Sondern gerade sie wird durch Verwandlung erworben.

Denn in jeder Verwandlung tritt das Raumwesen Mensch in einen Zeitraum, in die Generation durch Ehe, in das Jahrhundert durch todesbereiten Dienst, in die Stunde durch Arbeit, in die politische Zeit durch die Massenbewegung. Diese Zeiträume zusammen aber bilden das Spektrum der vollen Zeit. Wie die verschiedenen Wellenlängen am Radio uns offenstehen, so müssen wir auf diese verschiedenen Wellen der  $1 = \infty$ ,  $1 = 3$ ,  $1 \times 1 = 1$  Zeitlängen uns einlassen. Der ganze Mensch tritt also erst aus Todesgemeinschaft, Liebesgemeinschaft, Geistesgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft hervor. Sie wetteifern um seine Seele: Heer, Betrieb, Ehe, Politik, alle wollen sie ihn ganz. Aber er ist doch noch mehr als jedes dieser Aggregate.

Das zeigt sich schon daran, daß Heer, Betrieb, Familie, Politik wahnsinnig werden, wenn es ihnen gelingt, den Menschen ihre Einzigkeit auszureden. Der Ewige Krieg, die Revolution in Permanenz, der dekadente Ahnenkult und die politische Anarchie à la Griechenland oder Mexiko der letzten hundert Jahre sind die Folge des Abfalls eines dieser Aggregate vom ganzen Menschen. Krieg, Revolution, Dekadenz, Anarchie sind die Folgen der Isolierung einer der Gemeinschaften aus Arbeit, Liebe, Geist und Opfer.

Wir erkennen aber auch jetzt die Beziehung dieses Abschnittes „Krieg und Frieden“ zu den vorhergehenden Abschnitten. Die Kriege und die Frieden gruppieren sich um die Fülle des Menschlichen. Alles, was die fünf ersten Abschnitte zerlegt haben, wirkt im Frieden und im Krieg vereinigt.

Gliedern wir die Lebensräume in Krieg und Frieden, so treten sie unter einen zeitlichen Rhythmus. Das schafft eine Zweideutigkeit. Denn dieser Band entschlägt sich ja noch der Geschichte; wir reden hier noch nicht von den Kreuzzügen oder den Revolutionskriegen oder dem Frieden von Versailles.

Mancher Leser wird es freilich kaum bemerken, daß wir übers Ziel hinausgeschossen sind. Fast alle Soziologien nehmen den Rhythmus um Krieg und Frieden als etwas abstraktes, einen geschichtslosen Naturtatbestand. Wir können aus diesem Verhältnis zwischen den wirklichen einzelnen Kriegen und Friedensschlüssen einerseits und dieser abstrakten Behandlung des Krieges und Friedens andererseits lernen, daß wohl jeder Rhythmus eine Abstraktion sein mag; denn einmal zu seiner Stunde ist der Rhythmus zuerst eingesetzt worden.

Ich habe die Inkonsequenz und Unlogik gern und absichtlich begangen. Die meisten Denksysteme unterscheiden nicht zwischen Krieg und Frieden; denn

der Idealismus sah nur den Frieden als denkwürdig an, der Faschismus und Kommunismus nur den Krieg. Wir müssen wohl erst einmal beide Welten, der Kriege und der Frieden, voll auf uns wirken lassen, ehe wir aus Faschismus, Liberalismus, Kommunismus und Idealismus uns herauswinden.

### 3. Abschnitt

#### *Die nächste Generation*

Im Veteranen und im Rekruten stehen zwei Zeiten den Frontkämpfern zur Seite. Das Heer, so sagten wir, bezeugt immer ein jahrhundertlanges Leben.

Dies muß im Zeitalter der Kurzatmigkeit nun noch genauer definiert werden: Jahrhundertlanges Leben ist ja nicht mechanisch so lang. Denn es überbrückt den Tod. Es ist also mehraltrig, pleiochron. Denn mehr als ein Lebensalter muß wirksam werden, damit „Krieg“ geführt werden kann. Wer nicht pleiochron, mehraltrig ist, mag zanken, streiten, boxen, ringen, töten, fechten, kämpfen. Krieg führen kann eine solche Gruppe oder ein solcher Einzelner nicht. Also erst die Einbeziehung von Rekruten und Veteranen gibt einem Kampfe den Rang eines Krieges.

Als die Synode von Neu-England 1685 zusammentrat, da sprach sie die Befürchtung aus, das Einwandererland der Nova Anglia könne *res unius aetatis*, die Sache nur je einer Generation werden. Wenn nämlich die Einwanderer ihren Pioniergeist auf ihre Kinder und Enkel nicht überpflanzten, so werde jedesmal der Glaube und die Energie absacken, und ein Weiterwuchs werde unmöglich sein. Die Prägung „*res unius aetatis*“, „*a matter of one age*“, die Sache eines einzelnen Lebensalters, ist ein grundlegender politischer Begriff. Wir werden im zweiten Bande belegen, daß ohne Mehraltrigkeit weder unsere Abkunft, noch Zukunft, noch unsere Gegenwart erschaffen worden sind.

Hier aber soll erörtert werden, wie sich im Frieden die Rekrut-, Frontsoldat-, Veteran-Reihe gestaltet. Zu Hause, wie bildet sich da der Zusammenhang der Zeit? Lebensalter, *aetas*, gehört ja zu *Aeon*, wie Ehe zu Ewigkeit, sprachlich gesehen. Ehe war also verbindlich gestaltete Epoche, aus Inkorporation, dank des Hineinstürzens von Einem und Einer in eine höhere Einheit des Dualis. Der Vergleich der Ehe und der Kriegsepoche muß also unsere Einsicht in die Tragweite der Mehraltrigkeit erweitern können. Denn die Ehe tritt ja mit dem Anspruch auf, der Zukunft das Gesetz vorzuschreiben. Kinder und Enkel sind ehelich oder unehelich. Kirchen erlauben Eltern, den Glaubensstand ihrer Kinder zu bestimmen. Staaten können Eltern nicht verhindern, ihren Kindern Vorurteile und Vernunft einzupflanzen. Erziehung ist Elternsache. Und was heißt denn erziehen, wenn nicht hineinheben in den Zeitenstrom der Generationen? Indem Eltern die Kaulquappen geschichtsloser Babies erziehen dürfen,

bestimmen sie dieser Babies Eintritt in die geschichtliche Stunde. Denn mit dem Erlernen der Muttersprache entscheiden die Eltern über des Kindes Glauben an Geschichte und Zukunft. Wenn das Kind die Eltern sagen hört: „Europa ist der Erdteil, der den technischen Menschen nun erschaffen muß wie einst den Heiligen und den Humanisten<sup>1</sup>“, dann wird das Kind europagläubig werden. Wenn es aber den geistvollen Vater hat, der mir 1939 schrieb: „Grüße aus dem alten Europa, das eine glorreiche Zukunft hinter sich hat“, dann wird dies Kind europaungläubig werden. Das Erlernen der Sprache ist also die grundlegende Hineinziehung der Kinder in die Zeit. Also ist Ehe Zeiterstreckung in die Zukunft des Menschengeschlechts. Sie gibt Vollmacht über künftige Menschen.

Um so wichtiger ist es, die Grundlage dieser Vollmacht zu erkennen. Die Autorität des Veteranen, so hat sich herausgestellt, beruht auf seiner Solidarität mit den Gefallenen. Denn der Krieg wird nur durch die Opferbereitschaft der Krieger als eines Mitteljahrganges, als eines Mittel-Alters zwischen Nachwuchs und Vätern, möglich. Also beruft sich der Veteran für seine Opferbereitschaft auf die Kameraden, die beim Worte genommen worden sind, und die daran geglaubt haben, auf die Kriegsoffer.

Worauf aber können sich die Eltern gegen die Kinder berufen, gegen Kirche und Staat? Weshalb nicht Erziehung in Waisenhäusern, Syssitien, Kadettenhäusern, Kindergärten von Staates wegen? Ja, weshalb?

Die Eltern müssen nicht auch, kein Elternteil muß in der Schlacht fallen, bevor sie Anspruch erheben dürfen, ihre Kinder zum Sprechen zu erziehen und damit den Einzug in die Zeit von heute zwischen Gestern und Morgen ihren Kindern zuzumuten. Nein, dieser erhebende Akt der Erziehung ist ja keineswegs eine mechanische Streckung des Kinderleibes, sondern er ist eine zwischen Gestern und Morgen vollzogene Zuchtwahl eines zeitlichen Ortes für das noch schicksallose Kind. Und dessen halten wir Eltern für fähig, Eltern, die wir täglich häufiger erklären hören, daß sie sich selber dessen nicht für fähig halten?

Weshalb können nicht ältere Brüder den selben Rang wie der Vater bekleiden? Wie, wenn wir alle bloß Älter und Jünger spielten? Keiner – so hat Bernhard Shaw, dieser klarste Vertreter der bloß einaltrigen Zeit ernsthaft vorgeschlagen – soll heiraten. Männer und Weiber treffen sich im Dunkeln zu dem von Shaw verachteten Akt der Erzeugung. Unerkannt fallen sie übereinander her. Und wenn dann die Kinder kommen, weiß niemand, wer der Vater ist. Laut Shaw tut das den Kindern nicht den geringsten Abbruch.

Ist das wahr?

Nein, es ist ein lächerlicher Witz dieses einaltrigen, dieses monochronen Witzboldes, der sich für die traurigen Erfahrungen seines eigenen geschlechtlichen Lebens mit diesem Vorschlag gerächt hat. Denn den jungen Shaw hatte ein

---

<sup>1</sup> Ausgesprochen auf dem Darmstädter Gespräch „Mensch und Technik“, 1952.

rasendes Weib entjungfert, und er hat aus Vernunft, wie er stolz sagt, später eine möglichst reizlose Frau gehehlicht.

Im Gegensatz dazu, so haben wir gesehen, wächst die rechte Ehe aus sieben Jahren Pubertät und sieben Jahren Freite ganz allmählich zur Reife unbedingter Gattenwahl. Wenn Erziehung eine Zuchtwahl ist, weil sie ein schicksalloses Wesen, das Kind, auf die Zeitbahn an einen einzigartigen Zeitplatz hinaufhebt, so geht dieser Zuchtwahl durch den Erzieher = den Vater eine Zuchtwahl durch den freierenden Bräutigam voraus. Weil er im Laufe zweier Lebensperioden aus dem hilflosen Stammeln seines Triebes zum Vollwort des Gelöbnisses heraufgewachsen war, wurde er potent zum Vollzug der Ehe. Seine Zuchtwahl wird sich also in der Erziehung des Kindes nur noch einmal als Akt der Übertragung vollziehen. Der leiblichen Zeugung entspricht also die Erziehungstat als etwas erst den Trägern selber Widerfahrendes, das hernach Frucht trägt.

Die Erziehung ist die Frucht der Zuchtwahl.

Dieser Satz läßt sich aber deutlicher entfalten, indem wir nun einmal vom Kinde ausgehen. Was sieht dies Kind in seinen Eltern und Erziehern? Was sieht es in ihnen, durch das sie anders sind als die Fremden, denen es nicht gehorcht und nicht zu gehorchen braucht, denen es sich entzieht?

Die größte natürliche Kluft unter den Menschen reißt das Geschlecht auf. Die Farbigen im Tunnel von Stuttgart, die Russen in Berlin haben 1945 die deutschen Frauen über den brutalen Kampf der Geschlechter belehrt. In unserem Zeitalter gelten freilich Kapital und Arbeit, Weiß und Farbig, Gebildet und Ungebildet, als die tragischsten Klüfte. Ich glaube das nicht. Ich glaube, daß die Urvernichtung im Geschlechterkampf droht. Der Don Juan und der Lüstling in jedem von uns Männern, die Dirne und die Despotin in jedem Weibe, bedrohen unser aller Existenz nicht nur gelegentlich, sondern tagtäglich. Jeder und jede müssen sich jeden Tag neu entschließen, ihre Eifersucht, ihre Lust, ihr Begehren, ihre Herrschsucht, zu überwinden, obwohl sie gerade aus der Schöpferkraft und der Herrlichkeit unserer Mannesart und Weibesart herrühren. Die Quelle unserer größten Freuden und der tägliche Ursprung des Lebens ist auch unsere größte Gefahr und die tägliche Bedrohung der Gesellschaft.

Wenn der Leser sich seine, durch die Zeitparolen verhüllte eigene Gefährdung durch das Geschlecht zugesteht, dann wird er auch verstehen, weshalb z. B. die Bibel oder Homer mit der Trennung in Weiblein und Männlein alle Gefahren und alle Spaltungen und Kriege hinreichend bezeichnet zu haben glaubten. Er wird sich dann vielleicht sogar dazu durchringen, zu sagen: „Sie haben das nicht nur geglaubt, sondern sie haben damit in der Tat alle anderen Konflikte zwischen uns Menschen mit eingeschlossen.“

Die Spaltung in die Geschlechter dringt tiefer als alle politischen, sozialen oder religiösen Entzweiungen. Sie ist das Entzweigen des Menschen, welches durch keine andere überboten wird. Denn die anderen Entzweiungen dringen ja nie bis in die letzte leibliche Gestalt. Der Beweis dafür liegt gerade darin

f

ausgesprochen, daß je ein Mann und ein Weib zusammen einen neuen Menschen hervorbringen können. Diese Tatsache ist in der Biologie das Merkmal für die Einheit einer Art. Keine andere Spaltung innerhalb unserer Art ist also Voraussetzung unseres Fortlebens, und auf keine andere Zerklüftung folgt eine so großartige Überbrückung. Gelingt die Überwindung der geschlechtlichen Kluft, so ist das Höchste geleistet. Daher darf uns die Umkehrung dieses Gesetzes auch nicht verwundern, nämlich: jedes Mal, wenn die Überwindung der Kluft nicht vollzogen wird, zerstört die Unzucht, die dann herrschend bleibt, unsere Art.

So wird der Leser also vielleicht nicht mehr protestieren, wenn wir den Satz zugrundelegen: Wo die Geschlechter nicht zum Frieden kommen, wird die Art verheert; die nicht geglückte Friedensstiftung zwischen Mann und Weib ist der Unfriede par excellence; als Adam seiner Frau Tun nicht verantworten wollte, da war der Ursündenfall, wie Helenas Raub die Ursache des Trojanischen Kriegs und die Ehescheidung Heinrichs VIII. die der englischen Reformation gewesen ist. Dann ist aber das Glück jeder solchen Friedensstiftung bereits eine Erbschaft an die Kinder. An den Eltern erfahren diese Kinder, es gebe in ihnen selber auch diese Kraft zum Friedenstiften. Hier haben sie vor sich ihr „Geschlecht“; in diesem ist aus zwei Geschlechtern ein Leib mit zwei Personen geworden. Die Zweideutigkeit dieses Wortes „Geschlecht“ wird nun sinnvoll. (In der Schweiz heißt „das Geschlecht“ die patrizische Familie noch heute. Die Berner Geschlechter, das sind die regierenden Familien.) Menschengeschlecht sagen wir, und trotzdem fragen wir, welchen Geschlechts, männlichen oder weiblichen, ein Menschenkind sei.

Dies kann nicht wohl anders sein, wenn doch erst der Mensch ausgeborn ist, der zum Frieden der Geschlechter beigetragen hat, indem er in sich mit dem entgegengesetzten Geschlecht Frieden geschlossen hat. Der Junggeselle muß das so gut wie der Ehemann. Indem er nämlich entsagt, sich zu verhehelichen, muß er auch Frieden machen; Priester oder Nonne besagen eben auch durch ihre Entsagung, daß in ihnen das Geschlecht unter einen höheren Frieden getreten ist.

Da erst ist der Mensch also in seiner Zeugungskraft vollendet, wo ihm das andere Geschlecht friedevoll begegnet. Da erst, so haben wir im Sprachkapitel gesehen, hat ein Mensch mit Vollmacht sprechen gelernt.

So haben Kinder an dem Zweigeschlechterwesen eine geglückte „Generation“ vor sich und über sich. Nicht theoretisch kann ein Mensch wissen, wessen der Mensch fähig ist oder wozu wir auf der Welt sind. Das staaterzogene Kind könnte nicht ahnen, daß wir den stärksten Trieb in uns befrieden können. Nur Eltern vermögen davon ihre Kinder zu überzeugen. Von den Eltern also nimmt das Kind die vorhergegangene Geschichte als Friedensvollzug in Empfang. Gäbe es nicht Eltern und Kinder, so beständen die neugeborenen Kinder aus lauter Einzelwesen. Nun aber fühlen sich die Kinder als eine eigene Generation. Denn sie haben die Richtung auf den Friedensschluß der Männlein und Weiblein nun ererbt. Als Einzelne haben sie nur den Sexus, die Triebe und die Leidenschaften

um die Triebe herum. Die Generation der Eltern aber macht aus den Einzelwesen der Kinder eine zur Friedensvereinigung strebende Generation.

Die nächste Generation kommt also dadurch zustande, daß sie die vorhergehende Generation als ehelich befriedete über sich und vor sich sieht! Die Psychoanalyse beweist das sehr schön. Denn sie trat auf nach 1880, als die bürgerliche Familie zu zerfallen begann. Sigmund Freud fand Kinder vor, die in ihren Eltern nicht mehr die eingeschmolzene Generation, sondern den getrennten Sexus wahrnahmen, indem der Mann oder die Frau Liebhaber hatten und daher als getrennte Sexualwesen sich vor ihren Kindern bloßstellten.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Im Eheleben werden nicht nur leibliche Kinder erzeugt, und es werden nicht nur geistig die Kinder zu sich selber hinerzogen. Es wird auch drittens eine Leistung vererbt: denn der Friedensschluß der Geschlechter bestimmt die Weltanschauung der Kinder. Sie lernen an das Unmögliche glauben, an das Credo, quia absurdum est. Den hilflos im Netz ihrer Triebe zappelnden Kindern steht vor Augen der Friedensbogen, dessen Pfeiler Mutter und Vater bilden. Durch diesen Friedensbogen hindurch schreiten die Kinder nun in ihre eigene Zeit hinein. Weil sie durch den aus den Eltern gestifteten Friedensbogen schreiten, bilden sie selber die „nächste“ Generation.

Deshalb heißt dieser Abschnitt „Die nächste Generation“.

Denn wer weiß denn, daß nur die vorhergehende Generation den Neugeborenen den Pfad zum Generation-werden bahnt? Generation und Geschlecht wie Familie auch sind heut so unklare Wörter, daß sie von den Eugenikern mit Beschlag belegt und nur aufs „Mendeln“ untersucht werden.

Sie leiten aber in die wirkliche Geschichte hinein, aus der bloßen Natur heraus in eine Übertragung einer gemeinsam erworbenen Eigenschaft. Die Kraft zu zeugen und die Kraft zu überzeugen, bilden dank der Ehe die einheitliche Kraft, Epoche zu machen. Den Kindern bleibt es erspart, an ihrer Friedenskraft zu verzagen. Es ist ihnen prophezeit, verheißen und vorgelebt, daß jede Generation zum Frieden gelangen kann.

Nun wird der Leser auch begreifen, weshalb es so wesentlich ist, daß die Ehe alle Frieden einbegreift. Klassenkämpfe, Weltkriege, Konkurrenzstreit kann das lebende Geschlecht vertrauensvoll zu befrieden unternehmen, weil es ja seiner Eltern Generation vor sich hat. Da diese schon das Äußerste geleistet haben, kann jeder weniger tiefgehende Streit von dem nächsten Geschlecht erst recht geschlichtet werden! So steht allerdings die nächste Generation auf den Schultern der vorhergehenden. Das Eheschließen der vorhergehenden Generation entlastet die nächste Generation, so daß sie nun neue und weitere Friedensschlüsse zu der Ehe hinzu in Angriff nehmen kann. Seitdem es also Ehe gibt, der ein Mann und eine Frau befriedet entsteigen als Paar, als  $2 = 1$ , ist ein Energievorrat verfügbar, um in der nächsten Generation den Frieden auszu dehnen.

In der Tat ist das Menschengeschlecht ja ein in Lauf gesetzter Vereinigungsprozeß. Heute müssen ja Erdteile befriedet werden, gestern waren es nur Nationen, vorgestern Landschaften; einstmals war es ein Wunder, 5 000 Köpfe unter den einen Hut eines Stammesfriedens zu bringen. Dieser Verlauf ist in der ersten Ehe gesetzt. Denn die erste Ehe hat die Kettenreaktion ausgelöst, kraft der aus jedem Wurf von jungen Menschentierlein eine nächste Generation wurde.

Die Vererbung der Überzeugung, es könne Frieden werden, führt zu der Reihenbildung, die wir Geschichte nennen. In dieser Reihenfolge wird dem Urfrieden von jeder Generation eine neue Friedensschließung hinzugesellt.

Der Krieg verwahrlost nun allerdings die Grundlage der ganzen Geschichte. Denn in ihm schweifen die Männer aus, werden die alleingelassenen Weiber untreu, wird Unzucht und Laster eingelassen. Aber andererseits werden Kriege gerade für die nächsten Frieden ausgeführt: Den Frieden der Religion, den Frieden der Nationen, der Welt usw. Indem also Kriege in jeder Generation neue Frieden vorbereiten, sind sie der Ausdruck der „nächsten“ Generation. Indem sie dies Werk der Urgeneration bedrohen, bedrohen sie die Leistungen der vorhergehenden Generationen!

Im Frieden wird zu diesen Grundlagen zurückgekehrt; da wird umgekehrt die nächste Generation der Gefahr der Erschlaffung ausgesetzt. Dem faulen Frieden vermag manch eine Generation nicht mehr den Antrieb zu entnehmen, zur nächsten Generation zu werden und als die nächste Generation den nächsten Friedensschluß in Angriff zu nehmen.

Damit erhellt sich der Rhythmus von Krieg und Frieden. Wäre totaler Krieg und wäre immer Krieg, so gäbe es nur die Kriegsziele des lebenden Geschlechts. Wäre totaler Frieden und wäre immer Frieden, so käme es nicht zur draufgängerischen Freiheitstat und Freite der „nächsten“ Generation. △

Wir Menschen sind vorhergehende und nächste Generation in Einem. Deshalb sind uns Krieg und Frieden beide nicht fremd. Aber in Krieg und Frieden werden wir zu den bestimmten wirklichen Menschen einer bestimmten und wirklichen Geschichte, in der sich nichts wiederholt und in der nichts ungeschehen ist.

Wer das Wort, die „Nächste Generation“ mit Sinn und Verstand sagt, dem sind die Ehe, die Ewigkeit, die aetas und der Aeon und die Mehraltrigkeit nicht mehr Vokabeln. Er ist selber von der Macht der Zeitenbildung ereilt worden, und er weiß, daß sich in uns die Natur zu einer des Neuen fähigen Friedenstat gesteigert hat.

Die Nächste Generation ist nie mit Sicherheit zu erwarten. Sie braucht sich nicht zu bilden. Die vorhergegangenen Generationen können ihren Eindruck verfehlen. Dann werden die Nachkommen das Unmögliche nicht für möglich halten. Sobald aber die Nachgeborenen das Unmögliche für unmöglich halten, hört die Weltgeschichte auf, und der Urstand der bloßen Angeborenheit breitet sich aus. Da ja aber das Leben nie stille steht, so besteht der Urstand in Wahr-

heit in einem Rückfall. Was nicht vorwärts lebt, das lebt rückwärts. Die Kinder, denen keine älteren Friedensschlüsse Eindruck machen, werden ausdruckslos.

Nun brauche ich den Leser nicht daran zu erinnern, daß die Europäer seit 1914 unfähig gewesen sind, Frieden zu schließen. Aber daran muß ich ihn erinnern, daß diese Unfähigkeit die Bildung und das Aufkommen der nächsten Generation verhindert. In Bismarck, Wilhelm II., Hindenburg und Hitler z. B. als Ahnen erblickt der Enkel nur Fehlschlüsse, und so beginnt er zu folgern, daß wir zu Fehlschlüssen gezwungen sind. Diese Zwangsvorstellung ist die Folge der Friedlosigkeit; denn die Freien, das sind die ehelichen Kinder, die aus der glücklichen Ehe der Eltern die Kraft zum verewigenden Leben schöpfen. Es sind griechisch wörtlich die „Noch-weiter-kommenden“, die Eleutheroi. Aber die Kinder von heut werden die Verkommenen, die daran verzweifeln müssen, weiter als ihre Eltern zu kommen, deshalb weil diese Eltern sich ja im Kreise gedreht haben.

Nur die nachdenkliche Haltung kann also die jungen Menschen heut neuer Zeugung fähig machen. Sie müssen über das Unglück seit 1890 hinausdringen. Die Verfehlung der Friedensschließung durch ihre Älteren muß selber zum Thema derer werden, die einer nächsten Generation in den Sattel helfen wollen.

Auch hieran erweist sich die Stunde der Soziologie als ein biologisches Ereignis. Die Besinnung ist heut den Kindern, Studenten, Individuen, Abgesprengten, unerlässlich, weil sie sonst verkommen. Freiheit, Eleutheria, ist ja ein Weiterzeugen, weil ein Gefälle besteht aus dem ersten Eheschluß heraus.

Indem heut die Älteren den Jüngeren statt gelebten Friedens die bitteren geistigen Erkenntnisse des verfehlten Friedens anbieten, stiften sie einen neuen Bund, ein neues Gefälle, und zwar diesmal zwischen den Generationen, damit wieder das Unmögliche, das nächste Unmögliche, geschehe.

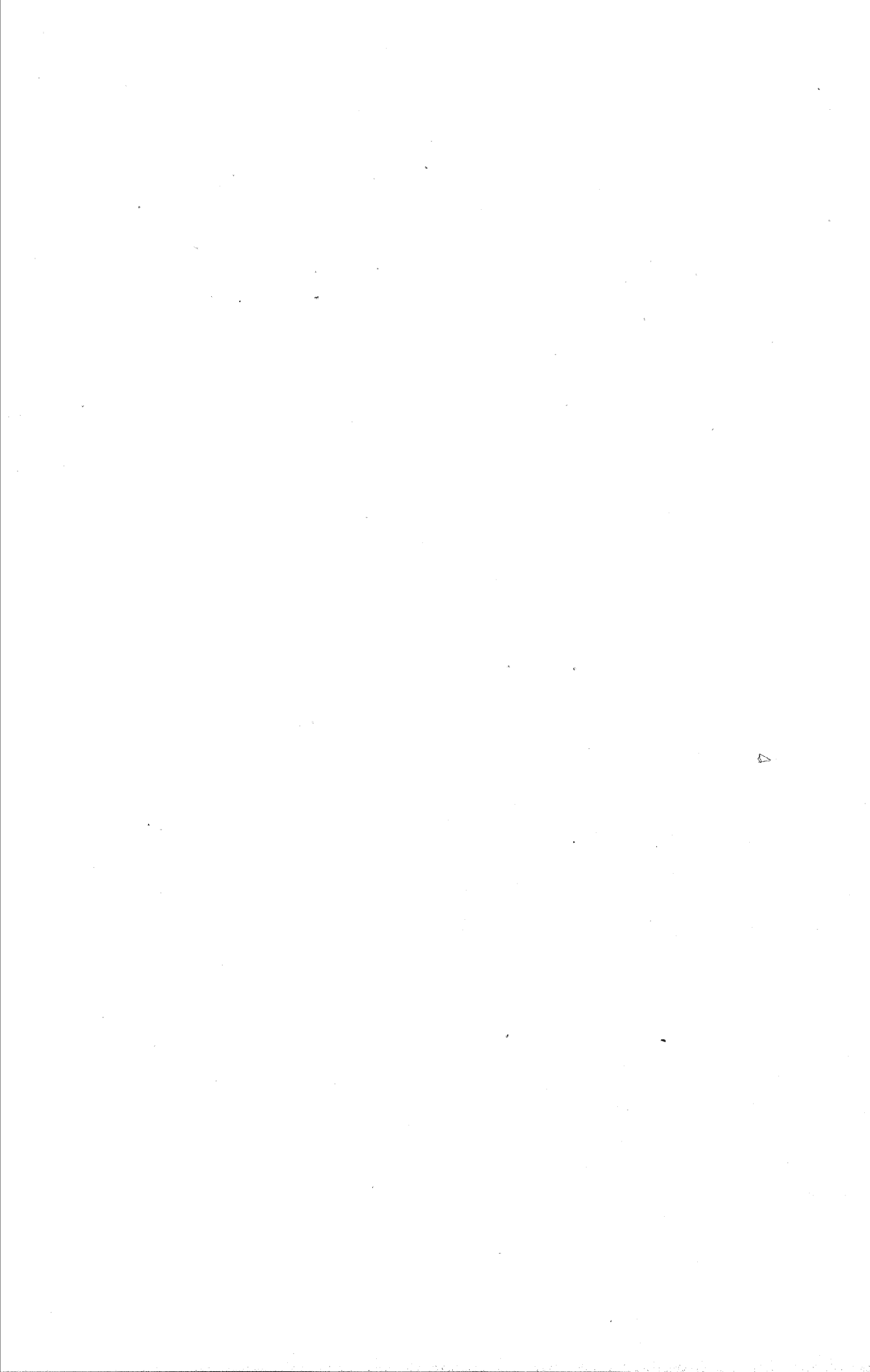
Der zweite Band wird zeigen, daß der heutige Zustand vor weit mehr als zweitausend Jahren vorausgesagt worden ist. Mehr als das, auch die Lösung von heut ist angesagt worden, nämlich eine gedankliche Durchdringung und soziale Bewußtwerdung der bisher naiv verlaufenen Erzeugung der Nächsten Generation.





Schluß

DIE TYRANNEI DER RÄUME UND IHR  
ZUSAMMENBRUCH



*Mythos, Metaphysik, Romantik, Utopie*

a) Die Gefahren des Weges

Unser Weg ist zu Ende! Und es stehen uns andere Wege bevor und wollen eingeschlagen werden, wenn wir die geschichtlichen Mächte und Gestaltungen „erörtern“ wollen. Die Orte dieser Mächte liegen auf einer anderen Ebene. Diese Mehrzahl unserer Wege, unserer Methoden und die Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Durchkreuzung ist schon in der Einleitung als das eigentümliche, viel-einheitliche Verfahren der Soziologie dargetan worden. Am Schlusse des ersten Bandes gilt es daher festzuhalten: Die beiden Wege in die Außenwelt hinaus und in die Innenwelt hinein sind hier – bei aller Kürze im einzelnen – grundsätzlich nicht nur halb, sondern bis ans Ende gegangen worden. Über sie können wir mithin schon hier abschließend sprechen.

Wir sind sie allerdings im ruhigen Bewußtsein ihres bloßen Teilcharakters gegangen, des Stückwerks dieser Methoden. Wir waren nicht darauf aus, diese Methoden als die einzig möglichen darzustellen oder nur das, was man auf diesem Wege antrifft, als die wissenschaftlich erkennbare Wirklichkeit gelten zu lassen. Wir brauchen z. B. nicht aus Respekt vor unserer eigenen Methode alle Erscheinungen entweder den geistigen Werten (Reflexivum) oder den Naturzwecken (Aktivum) zuzuordnen. So ernst wir die freiwillige Begeisterung des Innen im Reflexivum und die angespannte kämpferische Zweckmäßigkeit des Außen im Aktivum genommen haben, wir konnten uns von dem dialektischen Fanatismus freihalten, die beiden Glieder der Antithese Natur und Geist, Außen und Innen mit allem vollzufüllen, was sich an Lebensformen uns aufdrängte. Wir haben uns begnügt, „Kräftesoziologie“ zu treiben, d. h. den im räumlichen Spannungsbereich des Lebens immer wirkenden Kräften nachzusinnen. Neben dem zeitindifferenten Raum gibt es aber auch die gegen den Raum gleichgültige Zeit, die überall wirkliche Zeit. Unser Wissen um diesen weiteren Bereich der immer gewirkten Gestalten hat also unsere Darstellung entlastet. Und diese Entlastung ermöglicht uns nun an dieser Stelle ein kritisches Abgrenzen unseres „polyphonen“ Verfahrens gegen die „monotonen“ wissenschaftlichen Versuche, aber auch gegen die unmethodische, nur populäre, dafür aber seit Jahrtausenden neben der Wissenschaft hergehende soziale Mythologie. Volksmythus und monotone Soziologie sollen beide in diesem Teile einer Kritik unterzogen werden. Es gilt, unser Verfahren vor der Verdammnis als Unwissenschaftlichkeit des Mythos ebenso sehr wie als Unwirklichkeit der Eintönigkeit zu schützen.

---

<sup>1</sup> Dieser erste Abschnitt erläutert die verderblichen Einflüsse auf Gesellschaftslehre aus Philosophie und Theologie. Er kann daher getrost von allen unverbildeten Lesern beim ersten Lesen dieses Buches ausgelassen werden, zumal er gegen die schwer verständlichen Gegner schweres Geschütz auffahren muß. Dazu das neue Kapitel „Tenses, Times, Trinity“ in meinem „Judaism despite Christianity“, 1968.

Diese Definierung ist eine negative Aufgabe. Sie muß an dieser Stelle einsetzen, um zu begründen, weshalb wir zwar am Ende des bisherigen Weges, aber nicht am Ende unseres soziologischen Wissens sind.

Sprechen wir in dieser Selbstprüfung und Disziplinierung, wie Kant eine solche nach außen sich schützende Erörterung nennt, zuerst gegen die Soziologie mit der Einheitsmethode, sei es nun philosophische oder geschichtsphilosophische Monotonie, in die sie verfällt.

Wir behaupten, daß die philosophischen Soziologen ihrem methodischen Prinzip zuliebe die Wirklichkeit verarmen, daß sie aus dem Mittelpunkt der Wirklichkeitserfassung in die reine Raumbetrachtung entweichen. Die Formensoziologen wollen die Türen zur Wirklichkeit nur mit einem Schlüssel aufschließen. Dafür geht ihnen nur eine Seite der Wirklichkeit auf.

Wir behaupten, daß die geschichtsphilosophischen Soziologen Mythologie treiben.

Wir selber aber berufen uns zur Rechtfertigung unserer eigenen Methode auf Kant.

Wir werden mit unserer Doppelkritik nach beiden Seiten wohl am ehesten Gehör finden, wenn wir zuerst eine merkwürdige äußere Ähnlichkeit unserer Bemühungen mit den aufsehenerregenden Thesen eines Spengler und gewisser Formsoziologen eingestehen und ins rechte Licht rücken.

Die Soziologie sucht wie jede Wissenschaft nach Grundbegriffen. Seit geraumer Zeit ist das Problem der Kategorien des Soziallebens erörtert worden. Zum Beispiel unterscheidet Dunkmann in seiner „Krise der sozialen Vernunft“ als polare Gegensätze Mitwelt und Umwelt. Berühmt ist die Einteilung aller menschlichen Sozialformen in „Gesellschaft“ oder „Gemeinschaft“ durch Tönnies geworden. Sie ist zwar nicht ohne Kritik geblieben, aber beherrscht doch sehr weitgehend die populäre Sozialliteratur. Tönnies nennt – roh ausgedrückt – Gemeinschaft die gewachsenen, organischen, unbewußten Gebilde, Gesellschaft alles bloß organisierte, zweckhafte, technische Zusammenleben. Die Tönniessche Einteilung – die auch im Ausland sehr beachtet worden ist – ist neuerdings gefördert worden, indem Hermann Schmalenbach (an Max Weber anknüpfend), als dritte Kategorie – durch gewisse moderne Bünde und Gemeinschaften aufmerksam geworden – die des „Bundes“ als der Begeisterungsform des Zusammenlebens herausgearbeitet hat. Derselbe Schmalenbach hat bereits eine vierte rein religiöse Grundform angedeutet, die er aber ohne Namen läßt, und auf Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Spätzeit der Völker bezogen. In demselben Band der Dioskuren (1922) gebraucht Joachimsen für diese vierte Form das Wort „Gemeinde“.

Gesellschaft, Gemeinschaft, Bund, Gemeinde oder mindestens also die Formen des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit und der Spätzeit sind von Schmalenbach zu vier Kategorien gestempelt, die in allem Sozialleben auffindbar seien. Diese Begriffe gewinnen aber eine um so größere Bedeutung, als

Schmalenbach bereits versucht, ihnen auch eine gesetzmäßige Reihenfolge zuzusprechen. Er führt an, daß in Frühzeiten der Völker der Bund herrschte. Dann trete die Gemeinschaftsform in den Vordergrund, dann die Gesellschaft. Am Ende aber breche jene religiöse Form, die Joachimsen Gemeinde, Schmalenbach aber auch Bund nennt, führend hervor.

Die eigentümliche Wirkung dieser Vervollständigung der Tönniesschen rein formal-geschichtslosen Grundbegriffe ist aber, daß Schmalenbach auf diese Weise aus der reinen Philosophie in die Geschichtsphilosophie hinüberlenken kann. Seine Kategorien sind nicht nur Einteilungsprinzipien der Formen, sondern auch der Zeiten! Von ihm aus ist nur ein Schritt weiter zu dem genialen Russen Berdjajew, der „vier Momente des historischen Schicksals der Menschheit“ unterscheidet: Barbarei, Kultur, Zivilisation, religiöse Verklärung (Östliches Christentum, her. von Hans Ehrenberg, Bd. II Philosophie, 1925, S. 301).

Wer sieht nicht, daß hier der Anschluß an Spenglers Jahreszeiten der Kultur unmittelbar erreicht ist, da dieser ja Frühling, Sommer, Herbst und Winter der Völker verkündet.

Aber auch ein auffallender Anschluß dieses Systems nach der entgegengesetzten, nicht geschichts-, sondern formphilosophischen Seite läßt sich feststellen. Nach dieser rein formalen Seite erinnert das philosophische System von Tönnies-Schmalenbach an die ökonomische Theorie, die als Kritik des Marxismus von Paul Weisengrün 1914, wenn auch erst mühsam ringend, gegeben worden ist. Weisengrün will die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus gleichermaßen, und er hat als erster die Gleichwertigkeit von vier soziologischen Sphären oder Urkategorien verfochten. Sein Verdienst wird nicht dadurch geschmälert, daß er keine sehr bestimmten Vokabeln für diese Sphären zu finden wußte.

Es ist sehr fruchtbar, diese verschiedenen Bemühungen um eine Vierzahl einmal aufeinander zu beziehen. Zwei gehen vom Formalen, zwei vom Geschichtlichen aus. Zwei haben daher Elemente, zwei Perioden benannt. Aber alle wollen mit diesem Namen sowohl den Elementen wie den Perioden zu Leibe rücken.

Weisengrüns Urkategorien	Tönnies-Schmalenbachs Modi	Berdjajews Momente	Spenglers Stufen
Stämmisch-völkisch-politische Sphäre	Bund des Altertums	Barbarei	Frühling
Geschlechtlich-familiäre Sphäre	Gemeinschaft des Mittelalters	Kultur	Sommer
Wirtschaftliche Sphäre	Gesellschaft der Neuzeit	Zivilisation	Herbst
Individuell-psychische Sphäre	Gemeinde der Spätzeit	Religiöse Verklärung	Winter

So haben wir das eigentümliche Schauspiel, daß reine Philosophen (Schmalenbach), Geschichtsphilosophen (Spengler), Religionsphilosophen (Berdjajew) und Ökonomen (Weisengrün) ganz unabhängig voneinander alle auf eine Vierzahl von Grundkategorien zusteuern, die in Geschichte und Gesetze des Soziallebens hineinzutragen von Wert sei. Die entscheidende Wichtigkeit solcher Grundkategorien sei ihre gegenseitige Unableitbarkeit. Jede sei uns gleich selbständig und ursprünglich gegeben.

So sagt auch der Rumäne Demetre de Gusti in seiner Wissenschaft von der Sozialwirklichkeit (Paris 1941, S. 69), daß die Gesellschaft vier Tätigkeiten aufweist, die nicht aufeinander reduziert werden können. Er nennt sie kosmische, biologische, psychische und historische Cadres.

Unsere eigenen Aufstellungen über die Durchkreuzung der Wirklichkeit nach vier Grundrichtungen gewinnen von diesen verwandten Bemühungen her zunächst eine Art Bestätigung. Es wäre wohl auch möglich, unsere beiden Paare Innen–Außen, Vorwärts–Rückwärts in die vorstehende Tabelle nach ihren Formen wie ein Prokrustesbett einzuordnen, also das Aktivum und Reflexivum, Passivum und Transsubstantivum. Dürfen wir diese Namen als Bezeichnungen der Aggregatzustände alles Menschlichen auffassen? Dann wäre also der Augenblick gekommen, diesen Ausdruck des „Aggregats“, den die Naturwissenschaften zuerst vertieft haben, von ihnen heut zurückzufordern und erfolgreich in seine lateinische Urbedeutung der Gesellung von Menschen wieder einzusetzen? Vier solche Aggregatzustände würden mithin von uns wie von den anderen unterschieden? Das scheint sehr bedeutsam.

#### b) Die Mythen um die Zahl Vier und die Metaphysik

Und doch müssen wir einen solchen zahlenmäßigen Vergleich unserer Grundkategorien mit den vorher aufgeführten als unfruchtbar, ja als die eigentliche Verkehrung unseres Beginns ins Mythologische bezeichnen. Es haben nämlich die Vierzahlen in allen diesen Fällen und dem unseren nur etwas Negatives unter sich gemeinsam! Das Auftreten der Vierzahl bedeutet an sich nichts als die Hinwendung zur Fülle der Erscheinungen, bedeutet ein Hinauswachsen der Betrachtungsweise aus dem rein logischen Bereich! Wenn die Griechen den Kosmos erfassen wollen, so sehen sie in ihm vier Elemente: Wasser, Feuer, Erde und Luft. Und die Chinesen, das Volk der Soziologie vor allen Völkern, treiben die Bedeutung der vier Himmelsrichtungen aufs äußerste! Der soziale Raum wird hier von der Mitte her in Norden, Süden, Osten und Westen so einseitig aufgeteilt und ausgedeutet, wie bei Spengler die Jahreszeiten der geschichtlichen Zeit den Rhythmus geben. Auch für die Kosmodizee, die Schöpfungslehren der kirchlichen Theologie, ist die Vier grundlegend<sup>1</sup>. „Sie ist das

---

<sup>1</sup> Als Beispiel nenne ich den Abschnitt „Die Zahl im Aufbau biblischer Stücke“ aus J. Schildenberger, „Vom Geheimnis des Gottesvolks“. Heidelberg 1950, S. 136 ff.

„Sinnbild“ des nach vier Seiten ausgedehnten Raumes, der in vier Jahreszeiten geteilten Zeit, des in vier Altersstufen ablaufenden Lebens.“ Daher die Symbolik der vier Erzengel, der vier Kardinaltugenden, der vier Flüsse, die im Paradies entspringen, und der vier Flüsse, die vom Kreuze in die Welt verlaufen. „Was die vier Weltgegenden, Elemente, Winde, Jahreszeiten, Weltalter, Weltmonarchien usw. für die diesseitige Natur- und Weltgeschichte, das sind die heiligen Vervielfachungen für die Kirche. In ihnen breitet sich immer Göttliches aus in die Welt.“ Wie fein dieser Gedanke durchgedacht ist, zeige folgendes Beispiel: Weil das wirkliche Leben ins Zeichen der Vierung gesetzt wird, deshalb bedeutet der viereckige Heiligenschein statt des runden auf dem Haupte eines Heiligen, daß der Heilige noch in der Welt, mit anderen Worten: daß er noch am Leben ist! Die ausführlichste Verherrlichung der Vier als Weltordnungszahl findet sich bei dem in stärkster asketischer Spannung des Weltgerichts lebenden Radulfus Glaber im 11. Jahrhundert. Den Gegensatz zur Vier der Welt bildet nach der Kirchenlehre die heilige Drei, in welcher Gott über die Welt hinausgehoben wird als der Dreieinige<sup>1</sup>.

Nach einer anderen Richtung ist erwähnenswert, daß Philo, der Jude, auf den sich alle Kabbalisten gern berufen, die Vier in seinem Buch von der Welterschöpfung behandelt hat. Er bemerkt, mir scheint, polemisch gegen das erste Kapitel der Schrift vom Himmel des Aristoteles, daß erst die Vier die Körperwelt des räumlich Ausgedehnten darzustellen gestatte. Denn die Eins symbolisiere den Punkt, die Zwei die Linie, die Drei die Fläche. An diese Philostelle knüpft übrigens wohl das okkulte Geschwätz von der Vierten Dimension, in der alles „ganz anders“ sei, an.

Direkt an die Begriffe unserer Tafel erinnert schließlich auch die pythagoräische Tetraktys des Lebens, welche in vierfacher Steigerung das Leben sich aufgipfeln ließ, indem darnach

primitives oder Urleben	als Wurzel
vegetatives	als Stamm
animalisches	als Blüte
intellektuelles	als Frucht

aufeinander folgen sollen.

Wir kommen damit zu dem überraschenden Resultat: Alle Welt- und Ganzheitserfassung hat von altersher in der Vierzahl eine Mindestgrenze für ihre Prinzipienlehre gesucht! Und in der Tat, denken wir nur einen Augenblick an das logische Schlußverfahren der reinen Dialektik! Noch und gerade die Drei – von Zwei und Eins ganz zu schweigen – hat jeden Denker, der sich ihr ergab, der rein logischen „Selbstbewegung der Begriffe“, Dialektik genannt, in die Arme getrieben. Die Hegelsche Bewältigung der Weltgeschichte durch die Drei-

<sup>1</sup> „Drei und Vier“ behandelt mein Aufsatz in „Quatember“ 1952/53, 2. Heft. „Variationen zum Thema Quatember.“ Belehrend ist auch J. Gonda, „Reflections on the Numerals“. Utrecht 1953.



heit Thesis, Antithesis, Synthesis ist nur das letzte und bekannteste Beispiel in der Reihe solcher Versuche, wie des Aristoteles geradezu religiöse Verehrung der syllogistischen Drei für die Naturphilosophie und Metaphysik verhängnisvoll geworden ist. Alle reine Geistesphilosophie sieht sich in dieser Versuchung und ihr nach alle Geisteswissenschaft. Der Bankrott dieser Methode für die Staats- und Sozialwissenschaften ist durch ihre Früchte bei Hegel und Marx an den Tag gekommen. Die Soziologie als Wirklichkeitserfassung mußte also von vornherein nach einem Selbstschutz gegen den Rückfall in die Bahnen der bloßen inneren Gedankenbewegung instinktiv suchen und greifen. Damit erlangt aber die Vier für die Soziologie eine Bedeutung, wie sie die Eins für die Naturwissenschaft hat. Die Vier ist die unterste Stufe der Unübersichtlichkeit! Das Bedürfnis nach Vereinfachung stößt dort, wo eine Ganzheit festgehalten werden soll, beim Herabsteigen aus der Vielheit schon bei der Vierheit an ihre Schranke. Denn jedes weitere Erfassen der Wirklichkeit ist genötigt, sich vor dem Schein der Übersichtlichkeit zu hüten, weil dieser immer eine Überheblichkeit unseres Verstandes bedeutet und die Ganzheitserfassung ausschließt. Es ist verboten, weniger als Vier zu setzen, wo man nicht zusammenzählen will aus Atomen, sondern von wirklichem Leben erzählen will! Es ist die Sicherung gegen den Einbruch der rein objektivierenden Theorie, wenn der mit seinem Herzen und seinem ganzen Vermögen vergegenwärtigende Soziologe sich verbietet, unter die Vier hinunterzusteigen in die Schächte bloßer Reflexion ohne Erfahrung. (Den Gegensatz von Zahl und Erzählung als den Schlüssel zur soziologischen Methode haben wir in den Sozialpsychologischen Forschungen, Bd. II, 1922, aufgedeckt.) Nun fällt uns ein Gesetz des Erzählens in den Schoß, das die ja von Smuts verfochtene Lehre des „Holismus“, von der Ganzheit, erst praktisch macht: Beim Erzählen spielt die Zahl nicht dieselbe Rolle wie beim Zählen. Denn beim Erzählen steigen wir vom Ganzen zu den Teilen hinunter und dürfen deshalb niemals unter vier hinuntergehen.

Die analytische Neigung wiegt in den meisten Soziologen vor. Daher wird das Erfassen von Ganzheiten nirgendwo geübt oder gefordert, wo es Lehrstätten für Soziologie gibt. Vier oder drei oder zwei werden durchwegs für Summen aus 1 und 1 und 1 und 1 angesehen. Aber die Mathematiker selber sind von dieser Einseitigkeit frei. Im beliebtesten Lehrbuch der Höheren Mathematik steht: „Die Fähigkeit unseres Geistes, bestimmte, wohlunterschiedene Dinge zu einer Einheit gedanklich zusammenzufassen und umgekehrt diese Dinge als deren Elemente anzusehen, muß vielmehr als eine der ursprünglichsten Fähigkeiten des Geistes angesehen werden.“<sup>1</sup>

Der Respekt vor einem Stück Welt, einem Ganzen, verbietet mir also, ihm die Logik des nur dreigliedrigen Gedachten aufzuzwängen. Umgekehrt kann welthaftes Denken die trinitarische Logik verderben. Deshalb ist das Abrutschen

---

<sup>1</sup> v. Mangoldt-Knopp, Einführung in die Höhere Mathematik, I (8. Aufl.), Stuttgart 1944, S. 526.

in die Vier, die sog. Quaternio terminorum, bekanntlich der beliebteste theoretische Denkfehler in politischen und soziologischen Debatten! Die Quaternio nennt man die Verdoppelung des Mittelbegriffs in einem Syllogismus. Ein gesunder Syllogismus umgreift drei Begriffe. Bei der Quaternio wird nicht mehr aus A und B auf C geschlossen, wie im Schlußverfahren allein zulässig ist (Hauptstelle Aristoteles, Erste Analytik I, 24), sondern das scheinbare Mittelstück B müßte richtig als B<sub>1</sub> und B<sub>2</sub> auseinandergehalten werden. Aber vier Begriffe kann die Logik niemals in einen Beweis zusammenfassen.

Will sie sie fassen, so geht das nur beweislos als relativistische Proportion, also etwa  $\frac{A}{B_1} = \frac{B_2}{C}$ . Deshalb endet alle rein theoretische Wirklichkeitserfassung, die sauber arbeitet, notgedrungen im Relativismus! Oder aber, der häufigere Fall, weil der Relativismus vermieden werden soll: man läßt eine Quaternio terminorum sich einschleichen und kann dadurch scheinbar im logischen Beweisverfahren drin bleiben. Die (meist unbewußte) Quaternio terminorum erlaubt dem theoretischen Denken, die heiß ersehnte Wirklichkeitsfassung als scheinbar doch „bewiesen“ auszugeben.

Die beliebteste metaphysische Dreiheit verdient als Beispiel für alle anderen auf diese Verführung näher angesehen zu werden. Kant hat sie (K. d. r. V., 2. Aufl., S. 305 Anm.) klassisch gekennzeichnet: „Die Metaphysik hat zum eigentlichen Zwecke ihrer Nachforschung nur die Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, so daß der zweite Begriff, mit dem ersten verbunden, auf den dritten als einen notwendigen Schlußsatz führen soll . . . Die Einsicht in dieselben würde Theologie, Moral (d. h. Soziologie!) und durch beider Verbindung Religion, mithin die höchsten Zwecke unseres Daseins bloß vom spekulativen Vernunftvermögen und sonst von nichts anderem abhängig machen.“ Daraus ergäbe sich auch der analytische Weg, „indem wir von demjenigen, was uns Erfahrung unmittelbar an die Hand gibt, der Seelenlehre, zur Weltlehre und von da bis zur Erkenntnis Gottes fortgehen.“

Die Aufgabe, auf dieser dürren Weide logisch die bunte Fülle der sozialen Erscheinungen zu erspekulieren, führte zu dem Kunstgriffe, die Freiheit mit ihrem Träger, dem Menschen, so zu identifizieren, daß auch der unfreie, unvernünftige, leidende, gesetzliche Mensch schlechterdings als derselbe Mensch wie der philosophische Kopf galt. Philosoph und Bauerndirne wurden also wie ein Wesen angesehen, dessen Wesen die Freiheit des Philosophen sei (Kant, Kritik der reinen Vernunft, S. 700). Die Folgen dieser Denkfreiheitslehre des Kopfmenschen für die Völker sind ja bekannt. Der Weg zu ihr war die unvermerkte Spaltung und Doppelung des reichhaltigen Begriffs Mensch, je nachdem es paßte, alles aber unter dem Schein, es sei immer nur die Rede von seiner, des Menschen, einer Freiheit, in logischen Schlüssen aus Gründen zu folgern!<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Der unbezahlbare Mensch. 1955, Whom Money cannot buy. 1968.

Hat man das zuchtlose Spiel dieses in sich so sauberen Syllogismus einmal durchschaut, so muß man das Bedürfnis aller Soziologie, diese Dialektik zu vermeiden, entschieden bejahen. Man muß begreifen, daß und wie alle Völker und alle Zeiten sich der Anwendung der Logik und Theorie – auch in Form der Metaphysik – auf das Volksleben mit Hilfe der Vier erwehrt haben. Nur so wurde gegen den Einbruch der Einzelheit, Einzelzahl, Vereinzeln, der Addition, des Atoms, der rechnerischen ratio in die höher gegliederten Formen des Menschentums ein Riegel vorgeschoben. Die theoretische Analyse kann zwar auch zum Mehr-als-Drei aufsteigen, aber doch immer nur so, daß sie es aus Einzelem zusammensetzt, also nur scheinbar.

Den Schluß von der Summe auf das Ganze kann alle Logik nur durch einen Saltomortale ziehen. Sie kennt das Einzelne genau, das Ganze nie. Aber jede Wirklichkeitserfassung kann eher auf die ganze Kenntnis des Einzelnen als auf die Erkenntnis der Ganzheit Verzicht tun! Das Festhalten der Ganzheit leistet die Vier, weil sie nicht nachträglich vom Einzelnen aufsteigend gefunden, sondern umgekehrt als untere Grenze der Ganzheit festgehalten wird.

Die Vier auch in unseren Beispielen ist mithin nicht als Ergebnis des Zusammensuchens von vier einzelnen Prinzipien, sondern als Urphänomen der Intuition und jeder schöpferischen Erkenntnis aufzufassen, als Form, das Leben der Menschheit in seiner Weltfülle zu ergreifen, als Mythos, wo sich ein Ganzes immer wieder durchsetzt. Eine Gewerkschaft und ein Kegelklub, Liechtenstein und die Vereinigten Staaten sind Ganzheiten, die sich trotz verschiedener Größe ihrer Glieder ähnlich herausbilden müssen.

Sobald wir uns freilich über dieses antilogische Bedürfnis nach Mythenbildung als einen Urinstinkt einmal klargeworden sind, erhebt sich gegenüber jeder einzigen der in der Tafel oben wiedergegebenen Vierheiten ein großes Aber. Sie sind wissenschaftlich unhaltbar. Denn sie alle täuschen vor, im Wege der Forschung gefunden worden zu sein. Die Soziologen glauben ehrlich, sie hätten die einzelnen Kräfte oder Formen oder Sphären oder Modi einzeln gefunden und dann im Ergebnis erst zur Vierheit verbunden. Sie verkennen den eigenen triebhaften Weg zum Mythos und halten die Vierzahl für ihr Ergebnis, statt für ihre – natürlich subjektiv unbewußte – Voraussetzung.

Es muß genügen, diesen Vorgang der unbewußten Selbsttäuschung an einem Beispiel zu verfolgen. Wir wählen dazu Schmalenbach. Es drängt ihn über die Dialektik von Tönnies hinaus, der alles in Gesellschaft oder Gemeinschaft spaltet. Er fühlt, daß diese Begriffszange ermüdend, ungerecht und vor allen Dingen unergiebig ist. Er glaubt nun, und nach seinen subjektiven Motiven sicher mit Grund, nur den dritten Modus des „Bundes“ hinzubringen und hat daher seine Untersuchung die soziologische Kategorie des Bundes genannt. In dem Augenblick aber, wo er mit dieser Kategorie, wie er selber sagt, „ein wenig systematischer“ (S. 249) zu arbeiten beginnt, benötigt er plötzlich die Unterscheidung zwischen dem Bunde im Altertum der Völker und dem Bund in der

Spätzeit, das heißt, seine Kategorie bewährt sich als einzelne gerade nicht. Sie führt zu einer Quaternio terminorum. Er selbst verdoppelt den Begriff „Bund“, um nun doch den vier Epochen Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Spätzeit gerecht werden zu können. Sein Bewußtsein wird also hier, wie so oft bei dem echten, tieferen Forscher, überwältigt von dem Geist, den die soziologische Aufgabe in ihm geweckt hat. Sein Geist trägt ihn weiter als seine Logik. Sein a priori beherrscht ihn. Unsere Voraussetzungen brauchen eben weder zeitlich noch psychologisch unserem soziologischen Forschen vorauszu gehen. Deshalb sind sie doch unsere wirklichen Voraussetzungen.

Aber natürlich hat die grundsätzliche Selbsttäuschung der Soziologen in bezug auf ihr Verhältnis zum Mythos und damit zur Vier ihre schlimme Folge. Mythologie als Wissenschaft ist so unhaltbar wie Metaphysik.

Bei den chinesischen Lehren ist uns das ohne weiteres klar. Wenn da unsere menschliche Welt mit dem äußeren Erdenraum gleichgesetzt wird, wenn die Mitte dieses Erdenraumes da ist, wo der Kaiser von China ist (deshalb „Land der Mitte“!), wenn sich ringsum die vier Weltgegenden mit ihren vier heiligen Bergen erstrecken, so dünkt uns das eine Kuriosität wie die vier Elemente und die vier Winde der Alten. Unser europäisches Denken ist gegen solche Naturraum-Verabsolutierung gefeit. Weniger gefeit ist aber die abendländische Seele gegen den selben Kunstgriff, wenn man statt des Raumes die Zeit verabsolutiert. Das wirkt auf uns. Das ist unsere Mythenform. Und diesem Griff nach der Naturzeitlichkeit und ihrem Viertakt verdankt Oswald Spengler seinen verblüffenden Erfolg. Der musikselige und geschichtsüberladene Mitteleuropäer ist in die Welt mehr vom Zeitrhythmus her eingewachsen. Aber durch diese Neigung der abendländischen Seele wird die Zeitvergötterung nicht wahrer. Spenglers Rhythmologie mit ihren sechs Kulturen ist um keinen Deut wahrer als Chinas Staatslehre oder die griechische Mythologie mit ihren sechs Zeus, sieben Aphrodites usw. In die Zeitlichkeit den Menschen einzuschließen, bleibt genau so ein beweisloses mythologisches Gleichnis aus der Physik wie die sonstigen reinen Naturerscheinungen das Ethos der Menschheit nicht aussprechen können.

Kants Kritik aller Metaphysik hält wie ein Cherub die Wacht vor dem verlorenen Paradies der Wirklichkeit, so daß kein dialektischer Systeme-Macher von der bloßen Logik aus mehr einzudringen vermag. Aber seine Kritik kann ohne weiteres übertragen werden auf die Bemühungen einer Raum- oder Zeitphysik, von der entgegengesetzten Seite ins Reich der Wirklichkeit mit bloßen Raum- oder Zeitsymbolen einzudringen. Unsere entscheidende letzte Frage in diesem etwas mühsamen, aber unvermeidlichen Ringen um die Definition unserer Soziologie, um ihre Abgrenzung gegen Aberglauben und Unwissenschaftlichkeit wie gegen bloße Theorie ist die, ob auch die Tönnies-Schmalenbachsche und die Weisengrünsche Begriffsbildung kritisch unhaltbar sei.

Hier wird ja allerdings nicht mit Raum- oder Zeitsymbolen gearbeitet. Sie

verwenden keine physischen, sondern ethische Vokabeln (Gemeinschaft, Bund, Gesellschaft, Familie, Nation). Sie beweisen damit historisches Taktgefühl. Aber auch ihre historischen Kategorien bleiben willkürlich und daher pseudowissenschaftlich. Ihre Namenwahl für die Grundbegriffe erfolgt aus dem Bereich der in der Wirklichkeit selbst bereits ethisch gefärbten, geschichtlich zu Teilen der Wirklichkeit gewordenen Namen! Die Zange, mit der Tönnies oder Weisengrün begreifen wollen, besteht also selber aus einem Teil derselben im Fluß des Lebens sich wandelnden Namen und Kräfte, die sie mit Hilfe dieser Zange erkennen und beurteilen wollen. Weshalb wird aus diesen Namen gerade „Gemeinschaft“ herausgehoben oder „Gesellschaft“? Wo liegt die Verpflichtung für den nächsten Forscher, von diesen Heraushebungen Notiz zu nehmen? Ohne diese Verpflichtung ist keine Wissenschaft, sondern persönliches Meinen da. Und selbst dies persönliche Meinen stolpert alsbald über seine eigenen Festsetzungen. Denn es muß vielleicht schon beim ersten Beispiel dieser bestimmten „Gesellschaft“ alle Kennzeichen einer „echten“ Gemeinschaft zusprechen oder dem und dem „Bunde“ die Merkmale der Gesellschaft. Dafür ist irgendeine Gemeinschaft ein echter „Bund“. Solcher Kennzeichnungen kann sich der autoritäre Gesetzgeber eines Staates unterfangen; denn er kann die Namen gesellschaftlicher Erscheinungen durch sein Gesetz zu Rechtsbegriffen versteinern. Der Soziologe aber, der in seiner Ohnmacht so befehlen will, spottet seiner selbst. Sein Wirken kommt ja gerade hinter Theologie und Jurisprudenz heute auf, weil auf deren Autorität für die Erkenntnis der Wirklichkeit nicht mehr vertraut wird<sup>1</sup>. Er hat also erst recht keine Autorität, von ihm gefundene Begriffe aus den Namen des Lebens herauszuheben und zu Richtern anderer Namen zu machen. Weil er diese Autorität nicht hat, deshalb ruft er eine Art Kreiselgefühl hervor, wenn wir ihn ein und denselben Namen in Gegenstände der Erkenntnis und in Mittel, d. h. in Grundkategorien der Erkenntnis spalten hören; man weiß nicht, wer wen beurteilt, man glaubt sich im Wortmasken-Verleihinstitut. Für die Soziologie im ganzen erfüllt sich das Gericht, das Gottl in ihrer Tochterdisziplin, der Nationalökonomie, in seiner „Herrschaft des Wortes“ vollzogen hat. Er hat die wirtschaftliche „Dimension“ vom Definieren ins Blaue hinein befreit. Alle soziologischen Dimensionen werden heute so mißhandelt, wie er es schildert. Es fehlt der archimedische Punkt, von dem aus man die Kräfte den verschiedenen Polen der Wirklichkeit zuordnen könnte. Es fehlt an jedem unverrückbaren Maßstabe außerhalb des wilden Tanzes der Erscheinungen, auf den sich alle Kräfte beziehen ließen.

Um dennoch eine solche geforderte theoretische Ruhe, ohne die „Wissenschaft“ unmöglich ist, irgendwie aufzubringen, haben nun die Formalsoziologen den Ausweg eingeschlagen, ihre Vokabeln alle nur aus der einen Erscheinungswelt sozialer Kräfte zu entlehnen: Gemeinschaft, Gesellschaft, Bund usw., das

---

<sup>1</sup> Oben S. 55–56.

sind alles Vokabeln, die einen Gegensatz zur Einzahl des Individuums ausdrücken. Der archimedische Punkt wurde dadurch ersetzt, daß man das Individuum als irgendwie konstant setzte! Nur die Arten seiner „Beziehungen“ ergäben dann die bunte Fülle der Wirklichkeit. Aber das Thema der Soziologie bestände damit plötzlich nur noch aus den durch eine Mehrzahl von Angehörigen der Gattung homo sapiens gebildeten Verbänden. Wenn man die Namenskarte der Formsoziologen mustert, so hat man den Eindruck, am Sozialleben sei offenbar das wichtigste, daß der einzelne nicht darin vorkomme! Denn zwischen der leiblich sichtbaren Einzahl und Mehrzahl der Menschen, also aus einem rein sinnlichen Naturmerkmal heraus, wird ein prinzipieller Unterschied gesetzt, damit man wenigstens auf diese Weise an einem Punkte in Ruhe bleibe, beim Menschen! Wenn nur nicht gerade der vorhergehende Abschnitt bei der Analyse „des Menschen“ gezeigt hätte, daß die Wirklichkeit uns Einzelmenschen aus aller Ruhe und Gleichartigkeit herauswirft! Rassen, Völker, Familien, Kirchen, Klassen, Stände – ja, der Mensch, der alle diese „Verbände“, „Gesellschaften“, „Bünde“ in seiner Mehrzahl „bilden“ soll, der ist ja in der Einzahl eine gerade von uns durchschaute Uneinheitlichkeit. „Den“ Menschen gibt es „an sich“ nicht. Wie kann man über die Länder und Zeiten hin von „Gemeinschaft“ reden, wenn ein Philosoph, ein Mädchen und ein Malaie so verschieden sind wie dieselbe Soziologie das lehrt!

Die Soziologen verwenden einen unerlaubten Begriff des Menschen, den des Individuums. Und weil sie das tun, deshalb können sie nur die Hälfte der Wirklichkeit beschreiben, nämlich die zufällig für den äußeren Blick aus einer Mehrzahl von menschlichen Wesen bestehenden Wirklichkeitsformen. Das also ist die Verarmung, die sie vollziehen. Alle die Wandlungen des Menschen selber, vom Weniger als Eins zum Viel-Mehr als Eins können, ja dürfen sie nicht erfassen. Damit ist es am Tag, daß ihre Begriffe alle an fünfzig vom Hundert der Wirklichkeit: am Menschen geflissentlich vorbeisehen, um nicht durch seine un<sup>△</sup>aufhörlichen Verwandlungen beunruhigt zu werden. Die mythische Festlegung der Wirklichkeit auf die Natur draußen ging nicht. Aber diese historische Festlegung der Wirklichkeit auf „den“ Menschen geht ebensowenig. Die Wirklichkeit läßt sich nicht festlegen von jemand, der sie festlegen will – ohne sich selbst festzulegen.

Sie ergibt sich nur dem, der in die wirkliche Zeit und den wirklichen Raum selbst eintritt, der diese Mitwirkung an ihnen zur offenen Voraussetzung seines Denkens macht, dem nachchristlichen – und natürlich erst recht: nachnaturwissenschaftlichen – Soziologen. In demselben Augenblick nämlich, wo der Soziologe zugestandenermaßen nicht außerwirklich, sondern mitwirkend denken darf, kann er die gesamte Wirklichkeit, Verbände und Individuen, beide an dem Maße der wirklichen Zeit und des wirklichen Raumes messen. Sobald wir eingestehen, daß uns um unsere Zukunft und Vergangenheit, unsere Freiheit und unsere Natur bange ist, haben wir einen Maßstab, auf den sich alle Kräfte

beziehen lassen. Vor diesem Maßstab besteht für den Aufbau der Wirklichkeit zwischen einzelnen und mehreren kein Unterschied.

Mit den letzten Sätzen haben wir uns bereits über unsere eigene Stellung zu der Vierheit der Prinzipien erklärt. Nicht die Wirklichkeit selbst kennt die Vier; nur der Seele des Soziologen ist sie eingeschrieben. Solange die Soziologie Theoretik und das heißt Sache des Geistmenschen in uns bleiben will, hat sie keine Wahl: sie muß die Vier als Naturgesetz ausgeben. Und das hat eben nach langer Pause ein genialer Geist wie Spengler mit seinen vier Jahreszeiten getan. Vom reinen Geist her kann man ihn nur damit widerlegen, daß man alle Soziologie für unmöglich erklärt. Denn die Soziologie braucht die Vier. Aber der Geist hat in reiner Reflexivhaltung die seelischen Wirkweisen nicht zur Verfügung. Der reine Geist muß z. B. also leugnen, daß Geschichte eine Wissenschaft ist, weil sie ja die Wirkform des Passivums braucht, und er hat es gelehnet.

Aber er hat den Schaden davon gehabt. Denn er hat die Geschichte damit nicht aus der Welt geschafft. Jedermann weiß, es gibt sie und sicher irgendwie als Wissenschaft. Mit der Soziologie nun geht es dem reinen Geist gradeso.

Auch die Soziologie ist schon öfters als Wissenschaft totgesagt worden. Die Soziologie ist aber nur der immer sofort mitgegebene Gegenpol zur Geschichte. Alle Historiker arbeiten mit einer stillschweigend vorausgesetzten Zukunftserwartung. Das Aufkommen der Soziologie bezeugt nur die Tatsache, daß diese stillschweigende Zukunftserwartung niemandem mehr ohne weiteres geglaubt wird. Man wünscht eine ausdrückliche Menschenkenntnis. Man ist zu oft getäuscht worden. Also muß der Soziologe zum Miterleben des Historikers noch das Mitwirken auf sich nehmen, zum Passivum das Transsubstantivum. Nur indem er sich zur vollständigen Vierzahl der Wirkweisen als Wirker bekennt, kann er die Wirklichkeit selbst vor dem abstrusen Zahlenschwindel der Kabalisten, vor Spengler usw. retten.

Jedes Soziologen Ganzheitserfassung bedarf der Vier. Aber nicht der Ganzheit, sondern dem Vorgang der Erfassung ist die Vier eingesenkt! Die Vier ist Vierfalt der Methoden, nicht Vierheit der mit einer Methode erfaßten „Gegenstände“. Wir begegnen der Wirklichkeit nur, wenn wir ihr auf allen Wegen entgegengehen, die uns angeschaffen sind. Uns selber sind ja diese Wege der Seele, der Vernunft, der Kultur und der Natur aufgetragen. Denn sie sind nur die „Überbauten“, in denen das Töchterliche, das Mütterliche, das Sohnhafte und das Väterliche in uns allen ins Allgemeine streben. Wir begehen also diese Wege, sobald wir unseren beiden Generationen und unseren beiden Geschlechtern in uns beherzt entgegengehen. Die hochtrabenden Namen „Kultur“, „Natur“ usw. sollten uns nicht davon abbringen, daß in uns das ganze Geschöpf zum Leben kommen soll.

Erst wenn von allen etwas in uns lebt, haben wir sprechen gelernt. Das Fragment Mensch ist stumm, es sei denn, daß vier Brückenschläge es mit den Grundzeiten und Grundräumen verbunden haben. Das geschieht dem, der als Bräu-

tigam zwischen die Trennungen von Tochter und Mutter und Sohn und Vater tritt und in der umworbenen Braut die Mutter und Schwester und Tochter, oder der, die in dem Geliebten den Vater und den Bruder und den Sohn errahnen lernt. Wir können unsere Einheit nur dadurch erringen, daß wir unsere Erfahrungen an jeder der vier Fronten den anderen Fronten mitteilen. Dazu sprechen wir.

Jeder erzogene Mensch kann gar nicht anders als die Gegenseite auch mitdenken und mitsprechen lassen. Der Soziologe fügt also nur das eine hinzu, daß er um diese Tatsache ausdrücklich weiß. Statt dessen fällt heut so mancher Soziologe unter die gebildete Sprache „hinunter“, wenn er von Menschen redet. In einer Zeitschrift stand: „Es kann nicht länger wissenschaftlich bezweifelt werden, daß Kinder Mutterliebe brauchen.“ Eine ganze Schule ist stolz auf diese neue Entdeckung. Der Satz ist lächerlich. Denn hier brüsten sich Leute, daß sie als neugierige Kinder neu entdeckt haben, was sie von ihrer Mutter wissen mußten. Wer vergißt, was wir gegenseitig alle wissen, ist ungebildet.

Aber deshalb ist die Soziologie bis heute keine gesicherte Disziplin, weil sie noch immer weniger vom Menschen weiß als der Laie, statt mehr.

Diese Schwäche der modernen Lehren vom Menschen hat die Psychoanalytiker auf den Plan gerufen. Unsere Lehre kann deren Aufkommen begreiflich machen. Dreiviertel des Menschen waren unvertreten, als Freud zu suchen begann. Aber da er vom Dich und Du und Wir nichts verstand und ebensowenig von den Namen, so stellte er dem „Bewußtsein des Scherbenmenschen“ ein „jahrtausendaltes“ Unterbewußtsein gegenüber. Dafür ist kein Grund vorhanden. Bei C. G. Jung wird das arme Unterbewußtsein der Träger von ägyptischen und indischen Urtümern. Ein Priester liest Nietzsche und träumt von Dionysos; flugs bricht der Mithraskult von 100 v. Chr. aus seinem Unterbewußtsein; bloß weil das Gelesene in ihm Bild geworden ist.

So geht das nicht. Das Unterbewußtsein ist als Gegensatz zum Bewußtsein ein Mülleimer für drei weitere Reiche, die dem „Bewußtsein“ in Wirklichkeit nicht nachstehen. Der Mann hat Wissen, der Sohn hat Gewissen, die Tochter hat Scham, die Mutter Weisheit. Die schamhafte Seele leidet durch Selbstbewußtsein, der träumende und spielende Sohn wird durch sein Gewissen gezügelt, der mißtrauische Vater handelt nur dort, wo er weiß, worum es sich handelt. Und die Würde der Mutter bedarf der Weisheit in allen überlieferten Formen.

Die Psychoanalytiker haben erst Wissen und Selbstbewußtsein in das sogenannte „Bewußtsein“ zusammengezogen, dann Gewissen und Weisheit über Bord gehen lassen. Gegen den Descarteschen Stummel von Mensch haben sie recht. Aber nur gegen ihn. Das Geschlechtswesen in uns hat sein eigenes Licht, genau wie das Individuum. Uns „Specimens“ leuchtet das Licht in die Scham der bräutlichen Seele und in das Gewissen und in die Weisheit und nicht nur in den Verstand hinein. Durch den Reigen vom Dich zum Ich des Lyrikers, zum Wir und zum Es, werden die tiefsten Geheimnisse aussprechbar in gesitteter Art. Das namenlose Dunkel der Analysen lichtet sich. Träume verlieren an Bedeutung,



wo das Geschlechtswesen sprechen darf. Erst die Kränkung der Du-Bildung, die Verletzung der Scham, hat die Kategorie „Unterbewußtsein“ verschuldet. Das brüchige Ich ohne Brücken schien dann ins Bodenlose zu sinken. Aber Jung phantasiert. Die „Tiefere Grammatik“ ist den Psychoanalytikern dadurch überlegen, daß sie die gesunde Seele auch in den Tiefen des Geschlechts begreifen darf.

Die Verlegung der Vielfalt in ihre Erfassung aus der Ganzheit erscheint uns daher als die Geburtsstunde einer von Metaphysik und Mythologie gereinigten Soziologie. Weshalb aber ist es zu ihr nicht schon in jenem Augenblick gekommen, wo Kant alle Mythologie von der Naturseite her und alle Metaphysik von der Geistseite her als Übergriffe entlarvt hat? In der Tat hat Kant negativ alles zu ihrer Ermöglichung vorbereitet. Er hat dargetan, daß alle vom Denken ausgehende Methode immer im Denken verharret und nie an die Wirklichkeit herankommt. Die Methode des Denkens ist – die Methode des Denkens; nicht weniger, aber auch nicht mehr. Mithin gibt es kein inhaltliches Naturrecht, keine vollkommene Naturgesellschaft; es gibt keine natürlichen Völker und Ordnungen. Denn die Natur muß mit der ihr eigentümlichen Methode bearbeitet werden, um uns zur Natur zu werden. Zur Natur machen kann man aber nur einen Teil der Wirklichkeit. Die wirkliche Zeit und ihre Gestaltungen spotten dieses Bemühens; denn sie begegnen uns in der Natur nicht.

Es ist also offenbar, daß wir den unmittelbaren Anschluß an Kant suchen müssen, um unsere Soziologie gegen einen Rückfall in vorkantische Vorurteile sicherzustellen. Und es soll den Schluß dieses Abschnittes und damit dieser Darstellung der „Kräfte der Gemeinschaft“ bilden, daß wir diesen Anschluß an Kant herstellen, in dessen Sinn wir übrigens auch das Wort „Gemeinschaft“ gebrauchen. Kant hat nämlich für ein Teilreich der Wirklichkeit die von uns in diesem Werke gehandhabte Methode selbst, wenn auch ohne Deduktion, eingeführt und geübt! Er ist in diesem Sinne allen Nachkantianern und Neukantianern voraus und steht uns näher als sie.

Aber ehe wir Kants Vorgängerschaft zeigen, müssen wir eben dies Rätsel noch lösen, weshalb sich methodisch eher an Kant als an die Späteren anknüpfen läßt. Was ist das für ein Zwischenreich zwischen ihm und uns, zwischen der Krisis, in die er den Geist stürzt, und der Krisis, in der wir uns befinden? Wie kommt es zu diesem Zwischenreich? Und hat in diesem Zwischenreich nun wieder die alte Metaphysik und Mythologie wie vor Kant ihr Wesen treiben dürfen? Oder sind da noch neue Geisteskräfte aufgetreten, deren sich die Soziologie teils zu bemächtigen, teils zu erwehren hat?

### c) Romantik und Utopie

In der Tat, es sind nach Kant neue Mächte hervorgebrochen, die mit der Schurfhackle der Wissenschaft und der Glut des Geistes die Themen der Soziologie zu bearbeiten unternahmen, Mächte, die in uns allen noch heute wirken.

Und auch gegen sie müssen wir uns abgrenzen. Es sind die Geister der Romantik und der Utopie, von denen wir nunmehr zu sprechen haben; allerdings können wir uns da viel kürzer fassen, denn als Geschichte und Politik sind sie jedem Zeitgenossen wohlvertraut und daher bald bestimmt.

Romantik und Utopie rücken bald nach 1789 in den Raum ein, aus dem Metaphysik und Mythologie verjagt sind. Man bedenke, was diese Verjagung bedeutet! Es schien die völlige Entblößung der Menschheit von allem festen Wissen und Gesetz, die Revolution und die Anarchie der Geister wie der Völker. Ein panischer Schrecken griff um sich. Sollte es für die menschlichen Ordnungen keine gesetzgebende Wissenschaft mehr geben? War der Zusammenbruch aller seit Jahrtausenden für unveränderlich gehaltenen „ewigen“ Wahrheiten unvermeidlich? In der Tat, Geister wie Hölderlin oder Goethe oder Saint-Simon haben vom achtzehnten geradezu ins zwanzigste Jahrhundert hinübergelebt. Sie hielten ein Kompromiß für unmöglich. Aber wie wenige hielten es in dieser gefährlichen, eiskalten Freiheit aus! Und diese verzichteten eben auch alle gerade auf das, worauf die Völker nicht verzichten können: auf Volksordnung. Hölderlin, Goethe, Saint-Simon (wie später Schopenhauer und Nietzsche) haben außerhalb der Wirklichkeit ihrer Zeit bewußt leben wollen. Sie mußten es, weil sie die geistige Revolution als vollzogen ansahen.

Anders die Völker. Sie brauchten und brauchen immer Ordnung, Lehre, Wissenschaft. Zwar hob die Soziologie schon schüchtern den Finger auf, ihre Ansprüche anzumelden. Aber sie war noch ohnmächtig und leistungsunfähig. Man konnte sie schon leben, aber noch nicht lehren. Der panische Schrecken der Völker äußerte sich als horror vacui, als Furcht vor der Leere. Man mußte Zeit gewinnen, um der neuen Lage entgegenzureifen. Um deswillen wurde Kants Revolution – wie die französische – durch eine gigantische Geisteswendung noch einmal abgefangen und eingedämmt. Das, was man in der Politik Restauration und Legitimität nennt, das bedeutet im Wahrheitsgebiet die Herrschaft der Romantik.

Wir übergehen die Metaphysiken und Mythologien mit dem schlechten Gewissen, die nachkantisch das Vorkantische zu retten unternahmen, also Schellings mythologischen und Hegels und Fichtes metaphysischen Einschlag mit all ihren Epigonen.

Wahrhaft fruchtbar wurde nur die Romantik von Schlegel und Ranke bis zu Max Weber und Troeltsch, die große deutsche historische Schule. Denn das war der einzige Weg, um der Anarchie zu steuern und den heiligen Geist des Christentums noch einmal für ein Jahrhundert wenigstens an Europa zu binden (Novalis), daß man das Gewordene nicht um seiner Vernünftigkeit oder Christlichkeit oder Gesetzmäßigkeit willen erhielt, sondern – im Sturmgebraus der großen Revolution – einfach deshalb, weil man es in seiner Gewordenheit verklärte. Von den drei großen Verhinderern Kants hat Hegel den augenscheinlichsten Erfolg gehabt, weil er diese begehrte Verklärung der Geschichte philo-

sophisch ableitete. Aber sein Erfolg als Philosoph begleitete nur den Triumphzug der Geschichtswissenschaften selbst. Das Mittel der Romantik, zu restaurieren, indem man die geschichtlich gewordenen Bedeutungszusammenhänge der Kultur als letzte Werte setzte, war Kant noch unbekannt gewesen. Deshalb also brauchte man sich von seinen nur gegen Natur- und Denkvergötterung gerichteten Kritiken scheinbar nicht mehr getroffen zu fühlen, sobald man nicht das natürlich, sondern das geschichtlich Gewordene, das Organische verehrte. Solch organisches Leben aber war die Christenheit und das Christentum, die Kirche und das Abendland, mehr und mehr aber wurden es die europäische Kultur und die europäischen Nationen.

Man ließ die Geister der Kulturen und Völker, Volksgeister auftreten. In ihnen meinte man beileibe keine mythologischen oder metaphysischen oder theologischen Substanzen heraufzubeschwören. Waren und sind es doch Geistnaturen, um die sich's handelte, Niederschläge des Geistes in Formen und Gefäße. Von theologischen oder Naturwahrheiten war man zurückgekommen. Man ersetzte diese beiden Wahrheiten durch den berühmten Begriff der historischen Wahrheit. Also z. B. die gegebenen Völker oder die europäische Kultur oder das Mosaik der Religionen oder die bisherige Geschichte der Philosophie sind als Geschichte Offenbarungen Gottes. Ihre Gewordenheit also ist an sich schon eine Vollkommenheit. Sie sind nicht bloße Gefäße, sondern in sich selbst sinnvoll. Die Nation braucht nur in berechtigtem Selbstgefühl und später in echt vaterländischem Geist und schließlich in sacro egoismo sich selbst zu wollen, ihre eigene Natur, so ist dies kein Naturgeist, den sie will – eine Naturwahrheit wäre nach Kant beweislos gewesen –, sondern ihre historische Mission, ihre Geistnatur. Sie erfüllt dann automatisch ihre Aufgabe, ihr sind alle ihre Pflichten klar. Auf diese Weise wurde jedes Ziel, das nur irgendein Teil der Nation unter dem Ruf des Nationalen wollte, zum richtigen Ziel, jede Aufgabe zur historischen Mission, jede Zukunft durch die Vergangenheit gesegnet und geboten. So konnten Tschechen, Polen, Litauer und so fort ihre durch den Einbruch der Kirche, der Deutschen, der Wissenschaft, des Verkehrs international gewordene Geschichte hemmungslos rückwärts revidieren, bis sie ihren Völkernamen bei einem alten Historiker isoliert in einem Buche lasen. Hier war dann die ursprüngliche Einheit und Geschlossenheit, auf die man zuhalten mußte. Oder die europäische Kultur als Ganzes forderte stirnrunzelnd, von der übrigen Menschheit respektiert und geschützt, ja – im Weltkrieg – gerettet zu werden. Sie appelliert bis zum Überdruß an das Urteil der Geschichte. Man kniet buchstäblich vor der Geschichte als der Göttin des Lebens. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, bei dem alles Gewordene sicher ist, in letzter Instanz über alle ungeschichtlichen Mächte seinen Prozeß zu gewinnen. Je unausweichlicher es wurde, dem Ende einer isolierten europäischen Staatenwelt entgegenzusehen und „in Erdteilen zu denken“, desto weiter sprang die Angst vor dem Unvermeidlichen zurück, am Ende bis in die graueste Vorzeit. Die Romantik, die 1815 anhub, restaurierte das 18. Jahr-

hundert; heut schrecken Abgründe von Jahrtausenden nach rückwärts, die man im Geist zurücklegt, nicht, weil wie damals der wirkliche Sprung über den Abgrund nach vorwärts unmöglich, als ein Bruch mit allem und jedem bisher verehrten Werte erscheint. Es ist heute leicht, jene Wege nach rückwärts als Vergewaltigungen der Wirklichkeit zu erkennen, noch leichter, den Museumscharakter unseres Historismus zu bemerken. Es ist wichtiger, festzustellen, daß die europäische Kultur, die „in einer Tortur der Spannung“ dem Abgrund zueilte (Nietzsche), nur durch die Geisteskräfte der Romantik noch einmal ein Jahrhundert Zeit gewonnen hat. Als Technik und Kapital schon als Weltmächte uns tyrannisierten, rettete sich das historische Europa noch einmal in unsere Phantasie und in unsere Herzen und blieb hier noch Meisterin und Herrin!

Mit Recht hat sich daher die Soziologie noch neustens von einem Historiker vorwerfen lassen müssen, daß doch alle wertvolle soziologische Arbeit im 19. Jahrhundert von der Romantik geleistet worden sei. Das ist insofern richtig, als der Zwischenraum von 1789 bis zum ersten Weltkrieg gerade in seinen schöpferischen Leistungen durchaus im Zeichen der Restauration, dem Ausweichen vor einer transeuropäischen Zukunft gestanden hat.

Inzwischen ist aber auch die „ewige Wahrheit“ der europäischen Kultur im balkanisierten Europa ein Mythologem geworden. Die Vielzahl der Nationalitäten kann z. B. sich nicht mehr gegenseitig ausweichen, noch an den übernationalen anderen Erdteilen vorbeidenken. Bei jeder unerläßlichen gegenseitigen Berührung, Grenzverschiebung, Wirtschaftsverbinding, Geistesarbeit, Eheschließung zwischen Gliedern verschiedener Nationalitäten kann auf diese „ewigen Wahrheiten“ der Einzelnation offenbar nicht Bezug genommen werden, ebensowenig gegenüber Amerika, Afrika und Asien auf das Abendland oder die europäische Kultur.

Für die Geistesprache der Welt ist Europa Fragment geworden. Nicht die ewige Wahrheit seiner Kultur, sondern die Frage einer Mitgliedschaft in einer nicht durch das kleine „Vorgebirge Asiens“ abgesprengten Welt steht heute zur Entscheidung, soll sie und sollen ihre Nationen gerettet werden. Die Rettung der Nationen vor dem Schicksal der „graeculi“, der Kleinstaaten im Römerreich, hängt also – genau entgegengesetzt wie unter dem restaurierenden Aspekt – nicht an der Absolutsetzung ihrer Geschichte, nicht an der romantischen Lehre von der ewigen Wahrheit des Gewordenen, sondern daran, daß ihnen nun erst recht neue, unerhörte, eigenartige Schöpfungen als Glieder entspringen. Sie können sich nicht „ausleben“; sie können nur mitleben.

Der siamesische Zwilling der Romantik, der Geist der Utopie, teilt ihr Schicksal.

Der große und notwendige Gegenspieler alles Geschichtssinns ist ja die Politik im 19. Jahrhundert. Nur so fand das Leben sein Gleichgewicht. Politik aber wurzelte mehr und mehr in der Utopie. Als die Geschichtswissenschaft mit der Schaffung einer künstlichen Pragmatik durch die Bedürfnisse der Reformation

anhob, romantisch zu werden, erhob sich auch die Utopie. Die erste Utopie des Thomas Morus, in der er den Zukunftsstaat als Nirgendland schildert, ist noch heute unübertroffen, wie noch heute die entscheidende im 16. Jahrhundert geschehene Ineinsziehung und Verwechslung der Epochen Konstantins und Kaiser Heinrichs II. die Geschichte nach rückwärts verfälscht. Weltmächte werden beide doch erst seit 1815. Seit 1815 werden Geschichte und Utopie vom gegenwärtigen Menschen neu geschaffen; trotzdem aber werden diese seine eigenen Machwerke als von ihm unabhängige Mächte hingestellt, die er anbetet. Wie Hegel die nationale Romantik, so rechtfertigt Fichte den utopischen Sozialismus und in seiner letzten Epoche den Anarchismus des Mystikers. Fichte ist der Philosoph der Utopie. Utopie ist die Mutter des Sozialismus. Der Kraft der Utopie verdankt der Sozialismus seine Herrschaft über die Masse.

Die Utopie hat ihr gut Teil zur Verfälschung der Soziologie beigetragen.

Auch ihre Stunde hat mit der Romantik geschlagen. Die beiden großen Mächte des Zwischenreiches Romantik und Utopie sind beide geistige Willkürlichkeiten wie Mythologie und Metaphysik. Statt das unlösliche Wechselspiel der Wirklichkeit zu respektieren, zersprengen es diese vier Mächte mit ihren ungeheuren Einseitigkeiten. Sie stürzen über die Wirklichkeit aus dem Wetterwinkel ihrer Tendenz her, rücksichtslos alle anderen Tendenzen verleugnend. Sie wissen sich nicht selber als Geschöpfe der Gegenwart, sondern tyrannisieren sie als ihre Götzen, wie die Götter des Olymp ihren Erzeuger Kronos gestürzt haben sollen, damit sie nicht selber sterben müßten. Als sie ihn aber gestürzt hatten, erstarrten sie sogleich alle zu unwirksamen Statuen, zu bloßen Götzen. Die Soziologie kann sich in dem Auseinander dieser vier Geister für keinen entscheiden. Was soll ihr ein Viereck, in dessen Ecken vier verschiedene Geister hausen, nachdem sie sich längst am Kreuz der Wirklichkeit über die Einheit in jenen vier Äußerungen Gewißheit verschafft hat? Die Frage lautet also:

Gelten die unvereinbaren, sich		Besteht die Einheit des sozio-
gegenseitig zerstörenden Einzel-	oder	logischen Verfahrens gerade in
verfahren wie in diesem Viereck?		der Vierfalt seiner Sätze?

#### d) Kants Disziplin

Die Soziologie wird Wissenschaft, weil sie heut dies Problem zugunsten der Einheit entscheiden kann. Wie sie diese ihre Methode auszubauen hat, kann positiv erst am Ende des zweiten Bandes entwickelt werden. Denn wie der erste Abschnitt des zweiten reflexiven Teils die Reflexion über unsere Methode gegeben hat, so können wir hier im aktiven Teil auch nur den Kampf nach außen gegen die Gegner zu Ende bringen, hingegen muß der schaffende Methodenbau aufgeschoben bleiben bis in die Gestaltungsdarstellung überhaupt. Aber als Einleitung dazu darf doch hier schon die angekündigte Verbindung mit Kant hergestellt werden.

Kant hat es abgelehnt, die Wirklichkeit selbst zu ordnen. Kritik ist sein Geschäft gewesen. Aber um diese Kritik zu vollbringen, mußte er einen Teil der Wirklichkeit doch ordnen, und zwar eben den Teil, dessen Nichterfassung bis zu ihm hin aller Wirklichkeitserfassung im Wege gestanden hatte. Um die Metaphysik zu zertrümmern und die Erfahrungswelt von der Vergewaltigung durch bloße Logik zu befreien, mußte Kant der Naturforscher des menschlichen Verstandes werden.

Dieser Verstand ist freilich im Verhältnis zur Gesamtwirklichkeit ein Geringes. Gerade dieses Zurückführen der Logik auf ihr bescheidenes Maß ist ja Kants Tat.

Aber trotz dieser Einschränkung – die Kant ja selbst streng betont, wenn auch natürlich nicht in diesen Ausdrücken –: immer bleibt das Denken ein Stück Wirklichkeit. Die Methode der Soziologie ist aber dieselbe, ob sie ein Kaffeekränzchen oder die Wissenschaft, das Dorf oder den Erdteil erforscht. Der Kritiker der reinen Vernunft betrieb Soziologie. Denn er wollte das Denken als eine Wirklichkeit vergegenwärtigen. Wenn Kant bei diesem Geschäft, ein Stück Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, unbestritten Erfolg gehabt hat, so muß er die Frage der soziologischen Methode entschieden haben! Er mußte, wenn auch nur für diesen Unterfall gefragt haben: Kann man die Tatsachen und Gesetze des Kopfes, dieses inneren Verstandeskastens des Menschen, bloß logisch deduzieren oder nicht? Wenn er sie nämlich dialektisch aus einem Prinzip deduziert hätte, so hätte er damit sich selbst widerlegt. Denn er hätte damit bewiesen, daß man mindestens diese eine Tatsache der Wirklichkeit mit bloßer Logik beweisen könne. Damit hätte er der Metaphysik den kleinen Finger gereicht.

Kant hat aber naturgemäß die Gesetze der Logik nicht logisch deduziert. Er hat sie aus der Kraft der Erkenntnis entfaltet. Er wird nicht müde, diesen umgekehrten Weg hervorzuheben und ihn, diesen umgekehrten Weg, als den einzig gangbaren zu preisen. „Die analytische Einheit der Apperzeption ist nur unter der Voraussetzung irgendeiner synthetischen möglich.“ Wie die Logik wird auch die rohe Induktion abgelehnt: „Diese Einteilung ist systematisch aus einem gemeinsamen Prinzip, nämlich dem Vermögen zu urteilen (welches ebensoviel ist, als das Vermögen zu denken), erzeugt und nicht rhapsodistisch aus einer auf gut Glück unternommenen Aufsuchung seiner Begriffe entstanden, von deren Vollzähligkeit man niemals gewiß sein kann.“ Und er kommt zu den lapidaren Sätzen, deren logische Deduktion seit einem Jahrhundert bekanntlich vergeblich versucht worden ist und die nie gelingen wird:

„Die Funktionen des Verstandes können also insgesamt gefunden werden, wenn man die Funktionen der Einheit in den Urteilen vollständig darstellen kann. Daß dies aber sich ganz wohl bewerkstelligen lasse, wird der folgende Abschnitt vor Augen stellen.“ „... So finden wir, daß die Funktion des Denkens (im Urteil) unter vier Titel gebracht werden kann.“ Die Titel aber sind in Kants bekannter Anordnung

- |             |              |             |
|-------------|--------------|-------------|
|             | 1. Quantität |             |
| 2. Qualität |              | 3. Relation |
|             | 4. Modalität |             |

Die Modalität aber ist dabei Kants eigentliche Entdeckung. Hier handelt es sich nämlich um etwas, was in jedem anderen Urteile mitwirkt, um das Verhältnis des lebendigen Denkers zu seinem Denken! Das modale Urteil gibt an, ob etwas sein kann oder ob es wirklich ist in einer bestimmten Zeit oder ob es gar notwendig ist heute und alle Zeit. „Die Kategorien der Modalität haben das Besondere an sich, daß sie den Begriff, dem sie als Prädikate beigefügt werden, als Bestimmung des Objekts nicht im mindesten vermehren, sondern nur das Verhältnis zum Erkenntnisvermögen ausdrücken.“ „Die Grundsätze der Modalität sind aber nicht objektiv-synthetisch, weil die Prädikate der Möglichkeit und Notwendigkeit den Begriff, von dem sie gesagt werden, nicht im mindesten vermehren, dadurch daß sie der Vorstellung des Gegenstandes noch etwas hinzusetzen. Da sie aber gleichwohl immer synthetisch sind, so sind sie es nur subjektiv, das ist, sie fügen zu dem Begriffe eines Dinges (Realen), von dem sie sonst nichts sagen, die Erkenntniskraft hinzu, worin er entspringt und seinen Sitz hat.“ Er nennt nun die Grundsätze der Modalität „Postulate des empirischen Denkens“, weil das Verfahren, das sie fordern, gerade das sei, wodurch wir den Begriff zuerst erzeugen (S. 287 der zweiten Auflage).

In allen diesen Angaben wird der, der unsere eigenen Verfahren sich vergegenwärtigt, unschwer die Rolle des Transsubstantivum (vgl. z. B. oben I, 5), naturgemäß beschränkt auf das Logische, widerfinden. „Erkenntniskraft“ ist ein Unterfall der Schaffenskraft, ist nichts Reflexives, sondern etwas Gestaltendes und Verwandelndes im Gedankenreich.

Danach ordnen sich aber auch die Kategorien und Grundsätze, so daß wir die Qualität dem Innern, die Quantität dem Außen, die Relation (und also Kausalität) der Vergangenheit, die Modalität der Zukunft zuordnen dürfen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese ja natürlich nur in der doppelten Brechung des zweimaligen Reflexivum zutreffende Zuordnung im einzelnen zu erörtern. Statt dessen sei noch auf die vier Sätze hingewiesen, die Kant (S. 280 ff) auf die Grundsätze hinordnet.

Sie lauten: es gibt in der Welt diese Vier nicht:

Sprung		Lücke
Zufall		Schicksal

Dies alles wird verneint. Und in der Tat, alle Wirklichkeit ist die Verneinung dieser vier Gefahren, der Kampf gegen sie! Denn das Transsubstantivum ist nichts als die Aufhebung des Fatum durch seine Beseelung, die Reflexion duldet keine Lücke (Hiatus) in ihrem Innenreich. Das Passivum setzt alles in entwickelnden Wirkzusammenhang ohne Sprung oder Riß, und wie könnte für die

Wirkform des Aktivum an seiner eigenen von ihm behandelten und gehandhabten Außenwelt ein Kasus, ein Zufall existieren?

Auch in dem Schematismus der reinen Verstandsbegriffe weist Kant dem Schema der Modalität und Kausalität, unserm Vorwärts und Rückwärts, die eigentlich zeitordnungschaffende Aufgabe (S. 183 ff.) zu – so wenig er dort ahnt, daß es zwei Arten der Zeit gibt.

Und all dies, die vier Sätze von Zufall, Lücke, Sprung und Schicksal, die Kategorien, die Grundsätze, die Urteile, ist aus dem Begriff der Einheit „erzeugt“, unter Verzicht auf jedes logische Abrakadabra, frei von rein zufälliger Induktion, als prinzipielle Vierfältigkeiten!

Die Methode Kants denkt nicht in kontradiktorischen Gegensätzen wie die Logik. Ihre Kategorien stehen sich nicht feindlich gegenüber wie Mythologie und Metaphysik, Romantik und Utopie. Sie sind vielmehr so sehr Funktionen des einen wirklichen Vernunftgebrauchs, daß sie in jedem Urteil zusammenwirken! Es sind ja Urteile, die zugleich alle vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität enthalten, nicht nur möglich, sondern sie bilden die Regel!

So hat Kant die Wirklichkeit des Denkens, rein abgesondert als Weltteil in der Welt, mit einer Methode entdeckt, die zwar nicht der Gesamtwirklichkeit gerecht werden kann – denn er kennt nur die eindimensionale Zeit und den dreidimensionalen Raum, die beide der bloßen Naturform der Außenwelt angehören –, die aber von ihm deutlich von jeder Deduktion und Induktion unterschieden wird! Die Streitigkeiten der Wissenschaften, z. B. der Nationalökonomie, ob sie deduktiv oder induktiv verfahren, können vorkantisch heißen. Seine Methode wird von ihm statt mit jenen alten Namen, mit einem damals ziemlich jungen und noch poetischen Worte (Grimms Wörterbuch VI, 737) Leitfaden genannt (S. 91, 95, 102). Ohne diesen Leitfaden „laufen die Beweise wie Wasser, welche ihr Ufer durchbrechen, wild und querfeldein dahin, wo der Hang der verborgenen Assoziation sie zufällig begleitet“ (S. 811, vgl. Goethes Werke 25, 320). Genau das hat uns unser Koordinatenkreuz geleistet; es verhinderte das verlogene Verborgensein der eigenen Assoziationsleidenschaft, es leitete die Wasser der Beweise zwischen den festen Ufern der von uns selbst in der Arbeit durchlebten Vierfalt.

Aber es ist noch mehr als ein bloßes Gleichnis gegeben. Kant selber hat am Ende eines großen Werkes in der freier und müheloser geschriebenen Methodenlehre nicht mehr nur wie in den bisherigen Beispielen für einzelne Probleme, sondern für die streng gesetzmäßige Komposition des eigenen Werkes der gleichen Methode wie wir in unserem Buche sich bedient! Seine Methodenlehre zerlegt er nämlich in die vier Titel: Die Disziplin, der Kanon, die Architektonik, die Geschichte. So fest steht ihm dieser Aufbau, daß er den vierten Teil wenigstens als Attrappe hinzeichnet; er sagt: der Titel der Geschichte „steht nur hier, um eine Stelle zu bezeichnen, die im System übrig bleibt und künftig ausgefüllt



werden muß“. (S. 880.) Nun treten diese vier Hauptstützen von Kants Methodenlehre aber völlig hinüber in die bestimmte Zeit und den lebendig gegliederten Raum, die uns zur Wirklichkeit geworden sind. Denn seine „Disziplin“ soll nach Art „neidischer Feinde“ durch den Zwang von außen einen schon vorhandenen Zwang einschränken und vertilgen. Das ist die klassische Kennzeichnung des Aktivums der Außenwelt (vgl. dazu oben II, 3 S. 88). Die „Architektonik“ zweitens ist die innere articulatio (861) des Ganzen durch das Reflexivum der Systematik. Die „Geschichte“ drittens weist nach rückwärts, der „Kanon“ aber viertens streckt sich nach dem Willen Kants in das ihm allein bekannte Zukunftsreich der gesetzlegenden Vernunft nach vorwärts als Transsubstantivum.

Also nicht nur die Anordnung einzelner Gegenstände seines Denkens, sondern gerade die Anordnung seines eigenen Werkes zeigt die Entschlossenheit der Kantischen Wirklichkeitszuwendung.

Kant ist nicht der Vater der Soziologie, das gewiß nicht. Aber er ist der Schöpfer ihrer Disziplin, jener „negativen Gesetzgebung“, durch die Soziologie als Wissenschaft möglich geworden ist, und außerdem der erste Handhaber ihrer Methode für den Wirklichkeitsbereich des Denkens selbst.

Damit ist die tiefere Ursache aufgedeckt, weshalb während des Zwischenreichs von Romantik und Utopie die Geister an Kant hingen und auf ihn warten mußten. Wir warteten mit Recht. Denn er begrenzt des Zwischenreichs Anfang wie Ende. Seine Kritik hat Mythologie und Metaphysik bewußt widerlegt, unbewußt aber auch schon jenseits von Romantik und Utopie die Vierfalt der „Erkenntniskraft“ selbst durchwandert.

So hat Kant die Reiche des Verstandes und der Natur in der Raumebene, die Reiche des Gesetzes und der Liebe in der Zeitbahn endgültig voneinander getrennt und keinen einzigen logischen Trugschluß als tröstende Brücke zwischen ihnen stehen lassen. Eben durch den Beweis aber, daß sie von Natur oder von Gedanken wegen nie und nirgends zusammen sind, hat er uns aufgefordert, sie übers Kreuz zusammenzubringen! Wir allein schaffen die bis auf den Grund zerspaltene Wirklichkeit zusammen mit Leib und Seele. Eben deshalb müssen wir sie auch auf den Wegen des geistigen Schaffens übers Kreuz verknüpfen, durch neue Methoden der Wissenschaft, auch in ihnen lebendige Seelen, aus den Kräften der Gemeinschaft.

## 2. Abschnitt

### *Der Aufbruch aus „dem“ Raum*

#### a) Gegenseitig und Einsam

Die Kräfte der Gemeinschaft sind uns nun bekannt. Sie stellen keine Liste einzelner isolierter Kräfte dar, sondern sie entfalten die lebendige Einheit, in der wir zu Menschen werden. Es ist ja nicht so, daß wir einzeln auftreten und hernach Gruppen bilden. Nein, wir wachsen als Früchte am Baum des Menschen-

geschlechtes und treten in jeder Lebenszeit und Menschenart in Wirkweisen desselben uns alle durchströmenden Lebens auseinander. Die Art wirkt sich kraft unserer Eigenarten aus. Sie bedient sich unserer Eigenart, sie trägt unsere Eigenart, damit das ganze Menschengeschlecht nicht entarte. Unsere Art hat aber eben diese den Menschen auszeichnende Wirksamkeit, daß sie die weitesten kosmischen Räume und zeitlichen Spannen wie ein einziges Lebewesen durchwalten will. Der Mensch will überall und immer sein. Das kann der kleine Mensch nicht. Die Welt ist ihm zu groß; die Zeit ist ihm zu kurz. So spielen sich die kleinen Menschen in angemessene Räume und Zeiten hinüber. Der Raum des Universums wird von uns Menschen unausgesetzt in „Spielraum“ und Lebensraum, das heißt durch Zwischenwände unterteilt. Die hastenden Augenblicke der Natur werden von uns unaufhörlich zu Zeiträumen, Stunden, Jahren, Jahrtausenden komponiert. Nur in einem begrenzenden Raum, einer „Heimat“, und nur in einer entgrenzten Zeit, der Geschichte, gedeihen wir. Heimat und Geschichte sind übernatürlich und vornatürlich. Sie sind daher unbegreiflich, aber ergreifend.

Der Mensch wird also vom Leben der Gemeinschaft ergriffen. Damit werden vier Aussagen über unser Leben gleichberechtigt, obschon sie sich widersprechen. Es ist gleich sinnvoll zu sagen: 1. daß wir gelebt werden; 2. daß wir leben; 3. daß wir Leben erzeugen und 4. daß wir Leben nehmen. Unser Verhältnis zum Leben ist gleichzeitig passiv und reflexiv, trans-substantiv und aktiv. Um den Irrtum abzuwehren, daß der Mensch bloß aktiv (das heißt leben-nehmend, also „tötend“) sein Leben zu meistern habe, ist dieser Band selber in aktive, passive, reflexive und transsubstantive Kapitel aufgegliedert. Und es wird dem Leser nunmehr leicht fallen, diese am Eingang des Buches beschwerlichen Ausdrücke aktiv, reflexiv usw. zu begreifen. Sie bilden „die Liturgik“, das heißt die tiefere Grammatik jeder Gemeinschaft. Sie sind vielleicht imstande, die landläufigen Irrtümer über „den Menschen“ von unseren Wegen fernzuhalten. Hier am Ende seien die grundlegenden Ergebnisse noch einmal jenen Irrtümern gegenübergestellt, damit der zweite, geschichtliche Band sich auf sie gründen kann. Damit bildet dies Kapitel den Schluß des ersten und zugleich die Vorbereitung des zweiten Bandes.

Die erste Irrlehre ist die herkömmliche Lehre aller Schulen, die von „Zeit und Raum“ spricht, in denen sich der einzelne vorfinde. Eine solche unaufhörliche Zusammenstellung erweckt in uns zwei falsche Eindrücke, nämlich erstens, daß wir Zeit und Raum als einzelne erleben können, und zweitens, daß jeder einzelne das Wesen der Zeit und die Art des Raumes sozusagen parallel erfährt. Beides ist un wahr. Zeit und Raum sind soziale Erfahrungen. Kein einzelner kann Zeit oder Raum erfahren. Versucht er es oder wird er durch ein grausames Schicksal dazu gezwungen, so wird er entweder wahnsinnig oder aber „wahnherzig“ (wie die Kirche tiefsinnig in einem Hymnus sagt). Und Zeit und Raum sind nicht parallel gestaltet.

1. Zeit und Raum werden nur gegenseitig oder gemeinschaftlich erlebt. 2. Um „Zeit“ zu erleben, nimmt die Gemeinschaft die entgegengesetzte Struktur auf sich als beim Raumerlebnis. Dieselbe Gruppe ist nämlich in den Raum in der umgekehrten Weise verstrickt wie in die Zeit. Darauf hat dies Kapitel schon anfangs hingewiesen. Zuerst erfahren wir den Raum im großen und ganzen und leisten unseren Beitrag zur Raumfrage als Unterteilung, Einräumung, Beschränkung, Hausbau, Grenzziehung, Definition. Die Zeit aber erfahren wir zuerst als Sekunde, als abgeschnittenen Augenblick und leisten unsern Beitrag zur Zeitfrage mittels „Denkmaligkeit“; Denk-male sind Epochenbildung, Kalender, Biographie, Überlieferung und jede Vererbung erworbener Eigenschaften, da sie ein erstmals Geschehenes ein für allemal festhält.

Unsre Spielplätze und Spielrekorde bilden diese unsere beiden Hauptanliegen deutlich aus. Die Wiederkehr der Olympiade alle vier Jahre ist eine Epochenbildung, die jedes Kind versteht. Da längt sich die Zeit. Die Beiseitesetzung eines Fußballfeldes vor der Großstadt ist eine Raumabteilung, die sogar ein Grundstücksspekulant vornimmt: da begrenzt sich der Raum; er „zerfällt“ in Mietskasernen und Spielplätze.

Der Mensch wird sein ganzes Leben lang aufgefordert, Momente in der Zeit und Plätze im Raum für das gesamte Geschlecht zu verkörpern. Er muß daher in die Kultur, die Natur, die Gedankenwelt und das Reich der Zukunft, der Seele sich eingliedern. Dies ist sein Leben, daß er die Koordinaten dieser zwei Räume und zwei Zeiten beide verkörpern hilft. Wir müssen uns auswärts und einwärts wenden, rückwärts und vorwärts, um der Herausforderung des Lebens gerecht zu werden. Deshalb ist vor allem den Theologen Krieg anzusagen, soweit sie ihrem Hang frönen, alle Erfahrung über den Menschen auf seine Zeitlichkeit einzuschränken. Sie reden vom vergänglichen, sterblichen, vorübergehenden Sünder und von der unvergänglichen, unsterblichen ewigen Seele; sie reden vom Schöpfungstag und vom Jüngsten Gericht, von den ersten und den letzten Dingen (was so „Eschatologie“ heißt), als ob der Mensch nur ein in die Zeit gesandter Engel oder ein durch die Erbsünde gekennzeichnete Sünder sei. Engel und Sünder zusammengenommen sind noch lange nicht ein einziger Mensch von Fleisch und Blut.

Ebenso einseitig verfahren die Philosophen, ganz gleich welcher Schule, weil sie umgekehrt von Objekten und Dingen im Universum, im Todesraum ausgehen und diese objektive Welt in ihrer subjektiven Gedankenwelt widerspiegeln. Sie beschränken die wirkliche Erfahrung auf objektive Tatsachen und subjektive Erkenntnisse, also auf den äußeren und den inneren Weltraum. Geist und Natur zusammengenommen sind noch lange nicht das wirkliche Universum.

Diesem Entweder-Oder der Kirchen und Schulen stellen wir die Erfahrung entgegen, daß wir uns alle in vier Richtungen gerissen fühlen: der wirkliche, wirkende, eingewirkte Mensch wird vorwärtsgerissen in die Zukunft als sich erst noch formendes Präjekt, er nimmt sich als Tatsache, als Objekt, er wird als

Rollensträger, als Kultursträger und Amtsperson, als fix und fertig angesehen – also als ausgeformtes Trajekt, und er ist fieberhaft tätig, sich der Wirklichkeit gedanklich, also subjektiv von innen her zu bemächtigen.

Indem wir die Begriffe Trajekt und Präjekt den eingebürgerten Begriffen Subjekt und Objekt zuordnen, brechen wir den Wall zwischen Religion und Wissenschaft nieder. Es fällt uns wie Schuppen von den Augen. Die Religion hat nur die beiden weiblichen Grundhaltungen der bräutlichen Seele und der Mutter Kirche verklärt; sie ist ungerecht gegen Natur und Geist der Männer. Die Philosophie hat nur die beiden männlichen Existenzweisen von objektivem Vaterhandeln und subjektivem Sohnesdenken umkreist; sie ist blind gegen die zeitstiftenden Gewalten.

Damit wird jeder Irrlehre der Naturwissenschaft oder Soziologie der Boden entzogen, die von der bloßen Anschauung der Dinge oder Menschen im Raum ausgeht und die Zeit erst hinterher nachbringt, als sei sie vielleicht „die vierte Dimension“. Kein Raum wird ohne Zeit vorgestellt. Sie sind aber voneinander unableitbar. Wir werden zwischen Räumen und Zeiten hin- und hergerissen. Jeder unserer Sinne predigt ein anderes Evangelium. Der Tastsinn huldigt der in der Vergangenheit gestalteten Welt. Der Geruchsinn vertraut einer ungestalteten Zukunft. Die Augen stellen uns den Gegenständen gegenüber. Das Gehör versetzt uns in die innerste Schwingung des Alls. Danach wird es möglich, Grade der Wirklichkeit beim Menschen zu unterscheiden. Der Mensch, der nur objektiv lebt, ist weniger wirklich als der, den alle vier Richtungen bewegen! Eine Diagnose wird möglich, die beim lebenden Menschen Mangel an bestimmten Wirkweisen nachweist. Zu diesem Zwecke enthüllen sich Leib und Seele, Rolle und Geist der Menschen als Anordnungsweisen der vier Grundkräfte Präjekt, Trajekt, Subjekt und Objekt. Weder der leibliche Mensch noch der geistige Mensch sind je bloß Leib oder bloß Geist. Der Amtsträger ist nie nur „Rolle“, die Seele nie reine Seele. Vielmehr führt nur jedesmal eine andere Grundkraft und verdeckt vielleicht die drei anderen. Aber immer sind alle vier in jedem wirklichen Menschen wirksam und nur die Führung wird an eine oder die andere abwechselnd abgegeben.

Die Zeit ist also nicht die vierte Dimension des Raums. Und sinnvoller, als dem Raum drei Dimensionen zuzuschreiben, wäre es, von unseren drei Zeitdimensionen, Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart auszugehen und ihnen die Zeiträume, innen und außen, Denkmal und Augenblick, zuzuordnen. Die herrschende Meinung über die Zeit ist eine schreckliche Irrlehre. Sie nimmt mit Laplace unbesehen an, daß die Gegenwart sich aus der Vergangenheit herleite, und daß aus Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft „entspringe“. Die Wissenschaft von der Natur hat diesen Unsinn angenommen, weil sie naiv die Allgegenwart als Eigenschaft Gottes von den Kirchen erbt und kurzab auf die „Natur“ übertrug. Aber Moses erhob die Gegenwart zum Gott, weil der Natur Gegenwart gerade nicht eignet! Seitdem wissen wir, daß Gott Allgegenwart ist.

Gott und Allgegenwart sind zwei Worte für die Wirklichkeit, die der Außenwelt abgeht. Denn in dem toten Weltenraum galoppiert die Zeit „wie Wasser von Klippe zu Klippe geschleudert“ und ist nie gegenwärtig. Vielmehr wissen wir von der Zeit erst dann, wenn wir nicht mehr im Außenraum stehen. Erst wo eine Wand uns vom Toten trennt, wölbt sich uns aus Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart. Gegenwart heißt nämlich die Zeitspanne, in der sich eine Zukunft und eine Vergangenheit überschneiden und auseinanderlösen. Kein Mensch hat daher je Gegenwart, es sei denn im Verein mit anderen, die ihm Vergangenheit und Zukunft und Gegenwartsarbeit bezeichnen. Ältere und Jüngere, tote und künftige Menschen sind für den Menschen Vorbedingungen, damit er „jetzt“ sagen kann. Kann er aber nicht „jetzt“ sagen, so bleibt er sprachlos, zeiten- und räumelos, unbewußte Natur. Die Natur ist ohne Gegenwart. Laplace war ein Mystagoge; er vergottete die Natur, als er ihr Gegenwart zuschrieb. Seine Art Naturforscher sind Götzendiener.

Es ist eine Irrlehre, von „Zeit und Raum“ zu reden, eine der Erfahrung widersprechende Erfindung der Philosophen. Diese Erfindung beruht auf ihrer Verkennung der Sprache. Die menschliche Sprache ist das Koordinierungssystem, mit dem wir unausgesetzt Zeiten und Räume gegeneinander in polarer Zweizahl abgrenzen und uns selber auf sie verteilen! Sprechen heißt, uns selber in Räume und Zeiten übers Kreuz schlagen. Alle Zeiten und alle Räume sind Früchte der gesellschaftlichen Gegenseitigkeit. „Europa war einmal“; „Europa wird sein“. In diesen Sätzen setzen wir uns selbst in die Zeiten. „Der Franzose liebt es so; der Russe anders.“ Da versetzen wir uns in Räume. Die Philosophen haben diesen Sinn alles Sprechens nie verstanden. Sie wollten immer hinter die Sprache dringen. So mißdeuteten sie ihre Leistungen. Und warfen die schöne Stiftung unserer Zeiten und Räume durch das Wort auf den Kehrichthaufen ihrer Abstraktionen.

Schließlich ist es Unsinn, vom Individuum und der Gemeinschaft oder von einzelnen und der Gesellschaft zu reden, so als setze sich die Gruppe aus einzelnen zusammen.

Solch ein mechanisches Verhältnis vom Menschen im Singular zu Menschen im Plural ist immer ein krankes Verhältnis, nämlich das der Masse. Alle Gruppen und „der“ Mensch stehen vielmehr in einem Zusammenhang gegenseitiger Verkörperung. Wenn die Familie zusammenschmilzt, dann repräsentiert der letzte Sproß die Familie. Wenn das Judentum verknöchert, dann wird Jesus zum ganzen Israel. Umgekehrt, vierhundert Jahre nach Lionardo ist aus dem einen Genie das Millionenheer der Techniker und bildenden Künstler geworden. Sie stecken schon alle in dem einen Lionardo. Daß alle Christen schon in Jesus wie in der Nußschale stecken, ist der einzige Grund für seine Einzigkeit.

Der einsame Mensch verkörpert die Gruppe.

So ist also dem einsamen Menschen in jeder Soziologie ein Platz einzuräumen, wie wir im Kapitel von den Stiftern, wenn auch nicht breitspurig, getan haben.

Ohne die einsame Braut, in der sich die alternde Familie verjüngt, ist auch von dem gemeinsamen Familienleben nichts Rechtes zu sagen. Die Erscheinung des menschlichen Lebens ist also „einsam und gemeinsam“ (Lippert). Beides ist untrennbar. Es ist indessen nicht alles Leben entweder einsam oder gemeinsam. Wir haben das Hauptgewicht auf seine dritte Erscheinungsform gelegt. Alle Menschen leben gegenseitig in einem in der Natur buchstäblich „unerhörten“ Grade. Denn nur der Mensch hört unaufhörlich, weil er spricht<sup>1</sup>. Sprechen ist die Umbestimmung des Menschen aus einem Tier zu einem Antlitzträger. Wir sprechen von Angesicht zu Angesicht. Wir geben einander Ansehen, während wir sprechen. In jeder angeblichen „Mehrzahl“ von Menschen offenbart sich neben „einsamem“ und „gemeinsamem“ Verhalten als oberster Vorgang ein gegenseitiges Verhalten. Dies gegenseitige Verhalten beruft jedes Mitglied der Gesellschaft an eine Zeitfront als älter oder jünger und an eine Raumfront als weiblicher oder männlicher. Und zwar beruft uns jede neue Gruppierung neu. Kein Mensch kann also ohne gegenseitiges Verhalten um Zeiten und Räume wissen. Denn diese entstehen erst aus Gegenseitigkeit! Ohne diese Gegenseitigkeit werden wir bewußtlos, verrückt, schizophran. Der bewußte Mensch wird übers Kreuz der Zeiten und Räume dank der Teilnahme anderer Menschen ausgeprägt. Ohne dies Liebeskreuz stirbt der Mensch ab. Wir verdanken unser Denken dem Umstande, daß andere anders denken. So wie wir unseren Arbeitsplatz der Arbeitsgliederung danken, auch dann, wenn dieser Arbeitsplatz ein Soziologenschreibtisch ist. Weil die Gegenseitigkeit hoch über Einsamkeit und Gemeinsamkeit waltet, deshalb lassen sich die Kräfte der Gemeinschaft nicht aufzählen. Sie müssen vielmehr alle als aus einer Wurzel hervorgehende Gegenseitigkeiten angeschaut werden. Jeder ist nur deshalb eigenartig, weil die Art sich in ihn und andere hinein gegenseitig und wechselseitig entfaltet.

Um dem kritischen und nur blätternden Leser diese Gesetze an einem ihm vertrauten Tatbestand aufzuweisen, will ich die Wissenschaft der Physik zum Beispiel der Zeiten- und Räumebildung, der Gegenseitigkeit, Einsamkeit und Gemeinschaft wählen.

Derselbe Naturforscher, der das Weltall erforscht, denkt in einem dem äußeren Weltall gegenüberstehenden Innenraum fortschreitender Forschung. Kraft seines Amtes als Naturforscher setzt er also zwei Welträume voraus, die Welt der Natur und die Welt der Wissenschaft.

Derselbe Physiker, der die Zeit mißt, steht auf den Schultern seiner Vorgänger und will von seinen Nachfolgern überboten werden. Kraft seines Amtes setzt er also Zukunft und Vergangenheit voraus und hätte gar keine Geistesgegenwart ohne dieses Angesprochenwerden vom Ende und Anfang der Zeiten her. Er hört und will gehört werden. Einstein hört auf Galilei, und der zukünftige Physiker soll Einstein hören. Die Physiker leben also in einer erschaffe-

---

<sup>1</sup> Die überreiche Verwendung des neuen Stichworts vom „Dialog“ in unseren Tagen beweist den allgemeinen Umsturz der bisherigen Denkprinzipien zugunsten unserer neuen Sprachlehre.

nen Gegenwart. Und sie ist dadurch gebildet, daß sich in Einstein Galileis Vergangenheit und der zukünftigste Physiker ineinander umsetzen, sich „übersetzen“ oder überschneiden. Sogar der Naturforscher setzt also zwei Zeiten und zwei Räume voraus, er, der seine Aufmerksamkeit so stark auf die Außenwelt richtet, daß er sich und andere ganz und gar in die Natur hineinstürzt, so daß die Masse der physikalisch denkenden Laien tatsächlich blind dem Raumwahn verfallen scheint. Der heutige Laie glaubt, es gebe nur die Natur. Diese „Monisten“ beten das Geschöpf ihres eigenen Denkens, den Naturraum, an. Aber die Naturwissenschaft selber würde mit solchem Wahn aufhören, fortschrittsfähig zu bleiben. Fortschritt der Wissenschaft kann es nur geben, wenn er sich innen abspielt, dort, von wo die Natur betrachtet, erforscht, bezweifelt und gemessen wird, weil Kopernikus, Archimedes und Planck Brüder sind und Zeitgenossen. Dieser Fortschritt schreitet nicht in dem einzelnen Newton oder Planck fort. Nein, er überschreitet die Leben der Naturforscher X und Y. Er verbindet alle Physiker zu einem einzigen Experimentator und Theoretiker über Jahrhunderte hinweg. Nur weil alle Physiker einen Physiker darstellen, weil es „die Physik“ von 1600 bis 1950 gegeben hat, nur dank dieser Allgegenwart von Physik über 350 Jahre, ist die Kette von Experimenten und Irrtümern der Physiker sinnvoll. Die Physik kann sich gigantische Irrtümer und Irrlehren leisten, tausendmal mehr als der einzelne Sterbliche, weil sie eine große Gegenwart besitzt, auf welche die fernste Zukunft und die älteste Vergangenheit einwirken.

So wächst die Physik in einem geglaubten und geschichtlich erzeugten Kreuz der Wirklichkeit, einem Kreuzungspunkt von Zeiten und Räumen. Und dieser Kreuzungspunkt wird von jedem Physiker selber im Verein mit allen anderen Physikern hervorgebracht. Die gegenseitige Liebe der Physiker erschafft ihre innere Geistesgegenwart. Die gemeinsame Hoffnung der Gesellschaft, die sich Physiker leistet, erschafft ihre Zukunft. Der einsame Glaube der Laien, die sich entschlossen und entschließen oder entschließen werden, sich der Physik zu widmen, erzeugt ihre Vergangenheit, nämlich ihre Wurzeln vor aller Physik, dort wo „der“ Mensch in den Physiker übergeht.

Gegenseitig, gemeinsam, einsam sind also drei immer gleichzeitig gegebene Wirkweisen menschlicher Existenz.

Dies alles haben wir hier von den Physikern gesagt. Es gilt aber von jeder Gruppe; auch sie braucht die Einsamkeit. Denn im Notfall erneuert sich die Familie gerade, wenn die Gegenseitigkeit von Eltern und Kindern sich erschöpft und keine gemeinsame Hoffnung mehr waltet. Dann zieht sich das gesamte Kreuz der Familie in den einzelnen. Er erschrickt. Denn er merkt, die alte Familie ist zu Ende. So sehnt er sich in der Einsamkeit nach einer neuen Familie, und wie die Frucht der einsam gewordene Baum, so ist der Liebende die einsam gewordene und verzweifelnde Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit von vorgestern. Er erschrickt. Das heißt er entzweit sich mit sich selber. Und so wird der einsame, der erschrockene Liebende zeugungsfähig.

Der Unsinn hat hundert Jahre lang von einzelnen und der Gemeinschaft, vom Individuum und der Gruppe geredet. Das führt zu nichts.

Gegenseitigkeit, Gemeinsamkeit, Einsamkeit verhalten sich wie Blüten, Blätter und Frucht. Das Samenkorn des Einsamen ist einsam, aber beileibe kein Individuum und kein einzelner, sondern es ist das Gemeinschaftsleben im Übergangszustand, durch diesen Einsamen hindurch. Wir sind einsam, damit sich neue Gegenseitigkeiten bilden.

Nur wenn wir die Ergebnisse des ersten Bandes festhalten, werden wir geschichtsfähig und können wir uns im zweiten Bande der Gewalt der Zeit öffnen. Auch Leser und Schreiber dieses Buches sind nicht einzelne. Sogar sie sind verteilt auf älter und jünger, als zwei Zeiten-Träger. Jeder Autor ist „älter“ als seine Leser. Diese sind „jünger“ im Hinblick auf den Buchinhalt. Daher heißt der allgemeinste Ausdruck für das Nachrücken in der Bibel „Jünger“. Die Apostel heißen „Jünger“, weil ihr Herr ihr Priester, d. h. ihr Älterer (presbyteros) ist. Menschliches Leben heißt eben gemeinsame Zeiten aus Liebe erzeugen, und Ältere und Jünger werden menschlich, wenn sich ihre Zeiten kreuzen.

Erst recht sind alle wichtigeren Gruppen der Geschichte Gegenseitigkeiten von Älteren und Jüngeren oder von Inneren und Äußeren oder von Toten und Lebenden oder von Lebenden und Nachkommen. Überall herrscht das Gesetz der doppelten Zeit und des doppelten Raums, in die hinein sich alle vom Weibe Geborenen ergießen wie flüssiges Metall in die Form.

Unsern zweiten Band unterscheidet vom ersten, daß wir diese Gegenseitigkeiten nicht mehr beweisen, sondern voraussetzen werden. Weil wir sie voraussetzen, kann der Leser seine Aufmerksamkeit von jetzt ab auf den Hauptpunkt richten: wie schreiten wir in unsre Zeiten und Räume fort? Wie vollzieht sich der Fortschritt der geschichtlichen Räume und Zeiten?

Wir wissen es schon. Wir sprechen uns in unsere Doppelräume und Doppelzeiten hinein; wenn wir uns verloben, schwören, Berufe wählen, abstimmen, Namen geben und Visitenkarten abgeben, dann schaffen wir Zeiten und Räume, die es „sonst“ gar nicht gibt, sondern die ausschließlich auf unserm Aussprechen beruhen.

Die Geschichte des zweiten Bandes ist deshalb eine durchweg namentliche Geschichte. Wo Leute Erfolg haben, da haben sie eben mit Erfolg gesprochen. Nun wird von ihnen gesprochen und es wird ihnen ein Raum zugeschrieben. Die Spartaner heißen Spartaner und sie sind Widersacher der Athener. Sie sind nicht ein bloßer griechischer Stamm unter vielen anderen. Nein, kein anderer Griechenstamm ist den Spartanern gleich. Sie sind etwas für sich, weil sie in den eigenen Namen beherzt hineingeboren sind, weil sie einen Namenstag haben.

Im zweiten Band geht es namentlich zu, weil wir da von der Gewalt der Zeiten sprechen. Im ersten Band ist es noch immer abstrakt zugegangen, weil wir ja in die Kräfte des Raumes, Natur und Kunst, Ernst und Spiel, Innen und Außen, zuerst hineingeblickt haben. Da der moderne Leser von irgendwelcher



Philosophie oder Wissenschaft herkommt, so pflegt er immer mit dem Raum anzufangen, z. B. nennen die Physiker die Zeit eine vierte Dimension des Raumes. Schlagender kann man nicht beweisen, daß die Weltmänner ihre Gedanken mit dem Raum anfangen. Das ist ein Anfang, der zu nichts Lebendigem je führen kann. Im Raum herrscht der Tod. Es ist natürlich Wahnsinn, dem Raum drei Dimensionen und die Zeit als vierte zuzuschreiben. Es ist eben umgekehrt: die Zeit hat drei Dimensionen, Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart. Wo sie die hat, da ist der Raum der Physik, der Außenraum die vierte Dimension dieser dreidimensionalen Zeit.

Diese vierte Dimension des Außenraumes ist Todes-Raum. In sie fällt das von der Zeit Abgestoßene und Zurückgelassene. Der Raum der Natur ist der Müll-eimer der dreidimensionalen und damit wirklichen Zeit. Bei allem bloß im Außenraum der Physik betroffenen Ding ist von der Zeit abgesehen, und so ist es seines lebendigen Anteils an der Zeit bar! Das zeigt sich darin, daß es keinen Namen mehr hat. Der wird ihm abgestreift. Und statt dessen kriegt es eine Etikette, eine Ziffer und einen Begriff, eine Atomzahl oder eine chemische Formel. Es ist seiner Zeit entsetzt.

Jeder vernünftige Mensch, den die Universitäten nicht verthomisiert oder verkantianisiert haben, denkt aus übermorgen und vorgestern mit Vor- und Zunamen. Der unvernünftige Dr. phil. denkt „links“ und „rechts“, Ostblock und Westmächte, Frankreich und Deutschland; er endet in Geopolitik und Weltkriegen, weil er mit dem Raum angehoben hat. In jedem Außenraum wird am Ende alles kurz und klein geschlagen. Der Schutthaufen ist der physikalischste Raum.

Der lebendige Mensch rechnet nach Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen. Und die Völker würden ohne ihre falschen Lehrer auch so rechnen, nämlich nach Pfingsten, Weihnachten und Ostern, Sedanstag und Goethes Geburtstag; diese zeitlichen Feste suchen unsere Gedanken zu bestimmen, mit der Zeit statt mit dem Raum anzuheben. Sie predigen: denken wir alle Räume als Ausformungen der Zeiten, der Stunden!

Unser erster Band hat redlich den räumlichen Vorstellungen ihr Eigenrecht gelassen. Aber nirgends haben wir ihnen erlaubt, die Zeitspannen und Zeiträume der Liebe mit zu umspannen. Diese Vergewaltigung der Zeiten durch das Raumenken ist die Tyrannei des griechisch-akademischen Schuldenkens, das „Philosophie“ heißt.

„Soziologie“ ist immer noch bloß schlechte Philosophie, solange sie Räumen statt Zeiten den Vorrang einräumt. Unsere Wirklichkeit stammt ja aus der günstigsten Stunde. Weil unser Denken, so sagten wir im ersten Kapitel, seine Stunde hat, deshalb kann es als Heilskörper in den Gesellschaftskörper eintreten. Hernach aber haben wir eine Konzession gemacht, eine Konzession an die raumbesessene Gegenwart. Denn obwohl wir uns scharf für die Führung der Stunde entschieden haben, haben wir dem zum Trotz zunächst die Kräfte der im Raum

sich zeigenden Wirklichkeit aufgedeckt, bevor wir geschichtlich werden. Der erste Band hat die Räume und die Kräfte, die sie durchwalten, behandelt.

Wird der Leser uns diesen Kompromiß mit seinen eigenen Denkgewohnheiten für den ersten Band verzeihen? Die Lehre vom Kreuz der Wirklichkeit ist ihm gerade dadurch vielleicht aufgegangen, daß wir uns auf die herrschende Reihenfolge: erst Raum, dann Zeit, einließen. Im zweiten Band wird kein Kompromiß den Aufbau stören. Die Zeiten stürzen da hervor, wie sie seit dem ersten Tag immer urgesprungen sind, und bilden ihre Räume im Liebeskreuz wirklicher Menschen, mit Leib und Seele, Geist und Ämtern, in ihrer Gegenwart zwischen vorwärts und rückwärts, auswärts und einwärts. Denn das ist die Gewalt der Zeiten. Und die Kräfte der Räume, die Kräfte der Gemeinschaft treten in den Dienst der Zeiten, sobald diese zu walten anheben. Wo sich Zukunft und Vergangenheit liebevoll überschneiden – wie in der Familie – und sich eine Gegenwart bildet, da waltet die Zeit und da überwältigt sie die Raumkräfte und stellt sie in Dienst.

Das vorige Kapitel schloß: Wir zwingen die geborstene Wirklichkeit aus den Kräften der Gemeinschaft zusammen. Der neue Band zeigt, wann die geborstene Welt unter die Gewalt von uns geraten kann. Was gibt Gewalt? Das Wörtchen „Wann“ scheint keine Mehrzahl grammatisch zuzulassen. Aber der zweite Band hat es gerade mit dem „Wann“ in der Mehrzahl, im Plural zu tun. Die „Wann“ der Geschichte sind sein Thema. Der Ausdruck „Vollzahl der Zeiten“ ist also ein Versuch, den Plural von „Wann?“ auszudrücken.

Ist der Leser in diesem ersten Band genügend darüber erschrocken, daß er gar nicht in einem Raum zu Hause ist, sondern auf mindestens zwei Räume zersprengt lebt, dann werden ihm diese seine Räume notgedrungen zu Zeiträumen: Statt dem eintönigen Raum der Natur zu verfallen, sieht er, wie sich die Wände zwischen Innen und Außen unaufhörlich verschieben. Seine Räume werden Bahnhöfe oder Tankstellen seiner Zeitbahn. Von den Zeiträumen, das heißt von den dank ihres Gehorsams gegen die Zeit erlösten Räumen, von den Räumen in der richtigen Reihenfolge sozusagen, soll nun im nächsten Abschnitt die Rede sein. Damit sühnen wir den aus Schwäche gegen unsere ererbte Denkweise begangenen Fehler dieses ersten Bandes, die Räume zunächst „an und für sich“ betreten zu haben.

#### b) Nur Zeitenraum!

*„In der Struktur der menschlichen Seele muß die Anlage zu einer Zusammengehörigkeit zur Ganzheit vorhanden sein<sup>1</sup>.“*

Wir wissen bereits, daß dieses neueste Postulat der Psychiatrie den Ausgangspunkt und das Ziel jedes Menschen ausspricht. Wäre das Menschenkind auf sich als eine Individualität angelegt, wäre es nicht lebensfähig. Es ist so machtlos

---

<sup>1</sup> A. Maeder, „Wege zur seelischen Heilung“, Zürich, 1945, S. 213.

und kraftlos, daß es unter das menschliche Maß ins „Nichts“, ins „Minder“, in die „Spaltung“, also in zerstörende Vorgänge absänke. Der vereinzelt Mensch ist nicht der Baustein der Gruppe oder der Gesellschaft; denn der „einzelne“ wird schizophren, wahnsinnig, nihilistisch oder begeht Selbstmord.

Die Vorgänge, die zum Leben führen und in denen der kraftlose Säugling zum Meister des Lebens wird, sind Gegenseitigkeit, Gemeinschaft, Einsamkeit. „Einzeln“ sind wir Nichtse, und Nihilismus, Selbstmord, Schizophrenie sind die geistige, die leibliche und die seelische Abart dieses Nichts. Wir erwachsen aneinander, erstarken zusammen, meistern allein. Den Anfang macht die Stufe der Gegenseitigkeit, wie sie sogar Leser und Verfasser eines Buches eint. Ihre allgemeinste Form ist die Polarität von Hörer und Sprecher, Tochter und Vater, Schüler und Lehrer.

Die Mitte des Weges bildet die Stufe der Gemeinschaft. Das Gegenseitige, das sich wiederholt, erscheint als Gemeinschaft. Vater und Tochter, Sohn und Mutter erleben die geschehenen Gegenseitigkeiten als die Gemeinschaft der Familie. Lehrer und Schüler finden sich in der „Schule“ vor, die sie doch erst selber herangerufen haben usw.

Die dritte Stufe, am Ende des Wegs, hat dem Einsamen die Meisterschaft eingebracht; er ist damit der Erbe der Gegenseitigkeit und der Gemeinschaft. Durch seine Einsamkeit hindurch kann der Prozeß nun neu anfangen. Niemals verwechsle das Individuum und den Einsamen! Den Einsamen hat gerade die Gemeinschaft erzeugt.

Dies ist aber nur wahr, weil über uns Menschen nicht die Logik herrscht, die auf dem Satz vom Widerspruch gründet. Am Satz vom Widerspruch halten wir uns fest, wenn wir den Dingen der Natur gegenüberstehen. A kann dann nicht auch Nicht-A, B nicht auch Nicht-B sein.

In der menschlichen Familie gilt eine andere Wahrheit. Der Ursatz der soziologischen Logik lautet: Wir müssen einander im gegenseitigen Widerspruch treu bleiben. Denn die Kraft zum Bewußtwerden entspringt erst unserem Gegenseitig-Werden. Weil ein Mensch sagt: Du bist mein Vater, muß ein anderer sagen: Du bist meine Tochter <sup>1</sup>, und ein dritter vielleicht: Wir sind Geschwister. Alle Wahrheit ist symphonisch. Jeder Satz, den der sprechende Mensch wahrheitsgemäß setzt, zweigt aus der gemeinschaftlichen Mitte ab. Aus dieser Mitte wird ein jeder zu seiner Seite gezwungen, um „den“ Menschen im großen und ganzen zu verkörpern.

Wir kleinen Menschen sprechen und leben, um den ganzen Menschen zu verkörpern. Als der Mensch erschaffen wurde, da ward ihm der Sinn, die Panik des Raums durch sein „Überall“ und die Angst des Augenblicks durch sein „Immer“ zu meistern. Gott hat den Menschen erschaffen, sagen wir leichthin, als ob es nicht auf der Erde heute zwei Milliarden Menschen und 77 Generationen

---

<sup>1</sup> Die sentimentale Entwertung des Mutter-Sohn-Verhältnisses veranlaßt mich, diese Gegenseitigkeit so zu formulieren, weil sie dem Leser das frische Erfassen erleichtern kann.

durch die Zeiten gebe. Trotz unseres Leichtsinns ist der Satz wahr: Noch die kleinste Gruppe verkörpert einen großen Menschen, den Menschen, der durch Zeiten und Räume dauert, die dem einzelnen Nichts verschlossen sind. Dieser Verkörperung dient das Wissen, das Gewissen, das Bewußtsein. Das sogenannte Selbstbewußtsein aber ist der unaufgelöste Rest, ist das noch nicht oder nicht mehr investierte Verkörperungs-Kapital. Die Solidarität mit unsern Mitmenschen, unsern Gegenüber, ist also eine Vorbedingung dafür, daß ein Mensch seiner selbst oder der Welt überhaupt bewußt werden kann! Ich wiederhole den Ur-satz: Wir müssen einander im gegenseitigen Widersprechen treu bleiben. Das Gewissen, das Wissen, das Bewußtsein, das Selbstbewußtsein sind die Abwandlungen dieser Treue, je nachdem wir selber uns als Du, Wir, Ich, Es vorfinden. Sie sind einfach dasselbe Licht der Vernunft in vier Brechungen. Wer zum Beispiel als leiblicher Mensch mit „der Natur“ den Kampf aufnimmt, Dämme baut, Krieg führt, aktiv auf die Außenwelt re-agierte, der vertritt damit an der leiblichen Front alle Menschen und spricht für sie eine Wahrheit auch dann aus, wenn sie selber nicht im Kampfe stehen. Umgekehrt werden gleichzeitig dieses Aktivisten Kulturrolle, werden sein Geist und seine Seele derweil durch andere Sprecher vertreten. Der Mensch ist nicht Mikrokosmos. Aber jeder von uns ist nur Mikroanthropos im Verhältnis zu dem wirklichen Menschen.

So nimmst du immer deine Mitmenschen für dein besonderes Tun in Anspruch und so weißt du in jedem Moment weniger über deine eigene Menschlichkeit, als wahr ist!

An deiner eigensten Stelle repräsentierst du derzeit deine Gegenüber, denen du eben deshalb widersprechen mußt. Denn nur so kann die ganze Wahrheit zutage und ins Leben treten. So weicht der Wahn irgendeines einzelnen „Ich“. Wer „ich“ sagen muß, vertritt damit die Gegenüber an seinem Platz und zu seiner Stunde. Der Einheitspunkt, aus dem mir das scheinbar „eigene“ Bewußtsein zuströmt, liegt außer mir. Im Bewußtsein spiegelt sich nie der kleine einzelne, immer der große Mensch, wie die Spiele beweisen. Von diesem Einheitspunkt des Großen Menschen, der in uns hineinragt, ist nun noch ein Wort zu sagen. Denn es ist das Mißverständnis abzuwehren, als handle es sich hier um einen Punkt im geometrischen Sinne. Sohn, Vater, Tochter, Mutter; Abraham, Jesus, Buddha, Laotse; Geist, Leib, Kultur, Seele; Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt beziehen sich auf eine Mitte, die Ausdehnung hat und die lebt. Der mathematische Punkt wäre nur das Ende einer Linie. Hier aber handelt es sich um den Quellpunkt unserer Kreuzungen. In diesem Quellpunkt wechseln nämlich alle beschriebenen Haltungen ineinander über, und aus ihm werden wir zu jeder Haltung frei. Wer im Kreuz der Wirklichkeit den Punkt der Kreuzung mathematisch mißdeutet – und diese Mißdeutung ist mir oft begegnet –, der stellt sich vor, daß zum Beispiel dem Weiblichen das Männliche eben an einem Punkt gegenüberstehe, oder dem Alter die Jugend, der geformten Kultur die unendliche Seele und so weiter. Er denkt dann in Gegenständen statt in Gegenüber! Bei

Gegenständen allerdings bedeutet der Punkt, wo der eine endet, den Anfangspunkt des anderen: Hier steht ein Stuhl, da steht der andere; sie berühren sich, gewiß. Aber der Punkt, wo der eine endet, der andre anfängt, ist unverkennbar. Weininger zum Beispiel hat „das Männliche“ und „das Weibliche“ so schematisiert. Von wirklichen Männern und Weibern läßt sich aber nicht nach Schema F reden. Das Weiningersche Schema und alle ähnlichen Schemata sind der Methode verfallen, welche aus vereinzelt Individuen die menschliche Gesellschaft konstruiert. Das tut der Logiker, das tut die herrschende Soziologie, weil sie die Menschen wie natürliche Gegenstände im Außenraum betrachtet. Da ist hier ein Mann, da ein Weib, hier ein Junger, da ein Alter, hier ein Proletarier, da ein Lord. Aber „das Kreuz der Wirklichkeit“ ist nicht ein Schema. Es ist keine Wandtafel-Zeichnung innerhalb der Methode des auf Außendinge gerichteten Verstandes. Es gehört nicht in die Geometrie, sondern es ist selber Chronometrie; das will sagen, es ist eine andere und eigene Methode. Es ist die Denkweise des an der Gemeinschaft teilnehmenden Mitmenschen sogar dann, wenn er Bücher schreibt. Denn jeder Mitmensch muß so sehr mit seinen Mitmenschen zusammenhängen, daß er seinen Standpunkt mit ihnen auswechseln kann. Der Mitmensch muß die entgegengesetzten Zeiten und Räume auch denken; der Sohn kann die Mutter, der Vater seine Tochter in ihren Räumen und Zeiten „verstehen“. Jedem Mitmenschen also wird statt der Geometrie eine vermehrte Zeit und ein vielfältiger Raum beschieden. Er erfüllt alte Verheißung; er stiftet Künftiges; denn er bedenkt anderer Mitmenschen Lebenszeiten und Zeiträume mit. Wer teilnehmend in Zeiträumen lebt, muß zum Beispiel den Freund innen und die Feinde außen mit ansprechen. Denn die Zeit-Raum-Wände warten ja darauf, durch ihn versetzt zu werden. Dem „Mikroanthropos“, dem Mitmenschen, würde sein eigenes Wort zum bloßen Klatsch und Bierbankgeschwätz, sobald er nur von sich aus dächte. Ist doch der Grund all seines Denkens und Sprechens die Not, über diesen Zeitraum hinauszudenken! Wo Räume als Zeiträume durchschaut werden, da tritt die Sprache in ihrer wahren Funktion auf, welche eben darin besteht, jeden Zeitraum in Schach zu halten und keinem ganz zu verfallen! Wir sprechen, um immer neue Zeiträume zu erzeugen und also jedes einzelnen Zeitraums Herren zu bleiben.

Dies ist also der Sinn der Denkweise, die dem Kreuz der Wirklichkeit entquillt. Das Kreuz der Wirklichkeit ist nicht ein Gegenstand, eine mathematische Figur, die ich mir ausgedacht habe – wie oft habe ich diesen Unsinn hören müssen –, sondern im Kreuz der Wirklichkeit tritt jeder von uns kleinen Menschen unter die wirksame Wahrheit. Die wirksame Wahrheit aber wohnt nur dem Menschen im großen und ganzen inne. Erst im Kreuz der Gemeinschaft hat das, was dieses Buch sagt, Sinn. Es spricht mit Nachdruck, weil das Entgegengesetzte schon gesagt worden ist und uns lähmt. Ich widerspreche ausdrücklich und so eindringlich, wie ich vermag, damit ein volleres und planetarisches Kreuz der Wirklichkeit den deutschen, amerikanischen, schweizer, englischen Leser aus den

abgestorbenen Kreuzen ihrer Wirklichkeit empfangen kann. Es bedrückt mich, daß die Methode für leblose Gegenstände sich an die Gemeinschaften lebender Menschen herangewagt hat und diese in der Raumzeit der Natur, der äußerlich sichtbaren Welt, einsargt; und doch wurde diese Methode nur ausgebildet, um Außendinge, die außerhalb der eigenen Gemeinschaft uns gegenüberstehen, zu meistern.

Noch einmal denn: Der Mittelpunkt des Kreuzes ist kein mathematischer Schnittpunkt von vier Linien. Unser Herz ist die Kreuzweiche. Unser Herz ist kein Punkt. Unser Herz schlägt, damit es uns jeweils auf unsern Kreuzesarm verschlage. Das Herz ist der Abgesandte des Makro-anthropos in den Mikroanthropos, des Einen großen Menschen in uns kleine Menschen hinein. Kraft des Herzens organisiert sich die menschliche Gemeinschaft in uns hinein. Das ist, wie der zweite Band zeigen wird, die erste Erfahrung der großen Reichsgründer gewesen, daß die politischen Körper aus dem Herzen organisiert werden mußten. Sie nannten das Herz, aus dem die Sprache aufquoll, „den Organisator“. Denn das Herz zieht uns ins Gegenseitige, zu unsern Gegenüber. Es bindet uns also an unsern Widersprecher in Gespräch, Korrespondenz, Rollenverteilung, Arbeitsteilung.

Das Herz, Kreuzesquell aller Lebensarten, ist aber kein Grenzpunkt der Natur des einzelnen Individuums, sondern in ihm tauschen Hörer und Sprecher, so daß der Hörer zum Sprecher, tauschen Braut und Mutter, so daß die Mutter neu zur Braut werden kann! Der Vater wird wieder zum Sohn, das Alter jung. Dem Herzen verdanken wir es also, daß niemand dazu verurteilt bleibt,  $a = a$ ,  $b = b$ ,  $c = c$  zu spielen. Das Herz erlaubt uns, jeden Tag von vorn anzufangen.

Wir alle entstammen der Gegenseitigkeit menschlichen Herzschlags. Die Gegenseitigkeit führt zur Gemeinschaftsordnung. Die Ordnung verkörpert sich schließlich im Allein-Einsamen. △

Aber noch der Einsamste, ein Schopenhauer etwa, ist felsenfest davon überzeugt, daß seine Sprache ausreicht, um alles zu sagen, was irgendein Mensch leidet. Ist das nicht ein naiver Glaube, daß jeder Indianer, jeder Chinese, jeder Deutsche glaubt, die auskömmliche Sprache des gesamten Geschlechts stehe ihm zur Verfügung? Und daß dies sogar der Wahrheit nahekommt? Wie erklärt sich dieser Vollständigkeitsanspruch des einfältigen Sprechers? Er erklärt sich aus der Tatsache, daß kein Sprecher alleinsteht. Jede Sprache wirkt ja innerhalb einer Gemeinschaft und stellt die Gemeinschaft zwischen den Mitgliedern täglich wieder her. Niemand aber will einer Gruppe angehören, die nicht den ganzen Menschen in möglichster Vollständigkeit verkörpert. Der Mensch hält es nur in Gruppen aus, die dem großen Menschen nahekommen. Die tägliche Leistung des Sprechens beruhigt alle Mitglieder einer Gruppe darüber, daß die Gruppe wirklich und wahrhaftig Zeiten fügt und Räume abteilt: Wo das Kreuz wirkt, wird das Leben als vollständig empfunden. Da herrscht Frieden. Fragst du also, weshalb wird das Kreuz in jede Gruppe und Gemeinschaft unsres Geschlechts hin-

eingesenkt, dann ist die schlichte Antwort: Das Kreuz der Wirklichkeit ist nichts anderes als der Vorgang selbst, in dem sich alle Gruppen bilden und erhalten. Sie können sich nur so bilden, daß Menschen, statt jeder seine eigene Mitte zu bilden, aus der Kreuzesmitte der in dieser Gemeinschaft geltenden Doppelzeit und des für die Gemeinschaft eingefangenen Doppelraums getrost gegensätzlich und widerspruchsvoll leben oder wenn es sein muß, zu ihrer Stunde ein nächstes Kreuz stiften.

Als Karl Marx die Arbeitsteilung der Gesellschaft entdeckte, entdeckte er einen Unterfall der Gliederung der menschlichen Gemeinschaft. Auch die Wirtschaft gliedert und teilt jedem Menschen nur einen Teil im Haushalt unserer Arbeit zu. Aber der Haushalt unsrer Rasse ist umfassender als der Haushalt, den Marx Ökonomie nannte. Irreführt durch die Trefflichkeit seines Ausdrucks: „ökonomisch“, hat Marx die Zweideutigkeit des Wortes „Ökonomie“ übersehen. Deshalb hat er das tägliche Brot allein zur Grundlage des Ökonomischen gestempelt. Aber die Ökonomie unserer Verwirklichung ist nicht die Ökonomie unserer täglichen Arbeit. Das wird der zweite Band im einzelnen darstellen müssen. Hier helfe die bewundernde Anerkennung des Marxschen Staunens über die Arbeitsteilung dem Leser, sich zu orientieren: Das Kreuz der Wirklichkeit ist in die Gemeinschaft eingesenkt und stempelt sie zu einem Haushalt von Kräften, die uns tragen. Deshalb steht kein Mensch im Mittelpunkt. Aber er durchwandelt ihn, durchschreitet ihn allerdings, jedesmal nämlich, wenn er sich wandelt. Das Kreuz erlaubt jeder Kraft, in ihr Gegenteil umzuschlagen. Die Kreuzesmitte dringt also in jedes Mitgliedes Herz und deshalb kann von diesem Herzen die Gruppe mit vertreten werden. Besonders jede Gefahr ruft neuen Ämtern aus der Herzmitte. Des einzelnen Menschen Herz ist also exzentrisch zu ihm selber. Mittels seines Herzens können die Zentren seiner Gruppen in ihn hineinreichen.

Deshalb wird der Leser verstehen, daß dieselbe Vorstellung „Kreuz der Wirklichkeit“ Wahrheit so gut wie Irrtum fördern kann. Die Wahrheiten vom Menschen sind zweideutig. Sagt sie „niemand, nur dem Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet“. Verhöhnt du die Kreuzesfigur, dank der wir in Zeiten und Räumen wirklich werden, indem du sie als Figur der Geometrie mißverstehst, so sinkt das Kreuz zu einem Schema des Verstandes herunter. Es wird dann etwas wie die geometrische Methode der Ethik, die Spinozas trauriger Ruhm ist. „More Geometrico“ läßt sich kein einziger lebender Vorgang beschreiben. Denn alles Leben beginnt erst jenseits des Reiches der Schwerkraft und seiner Gesetze. Es beginnt erst da, wo wir Zeit gewinnen, indem wir über unser bißchen Zeit hinausgreifen. Aber als Wege deines Lebens werden die Kreuzwege der Wirklichkeit deinem menschlichen Schicksal gerecht. Während uns die Logik als Fallobst behandelt, vermag das Kreuz, wenn wir unsere Gedanken von ihm abwandeln lassen, auch unser Bewußtsein in das wirkliche Leben zurückzureißen; das wirkliche Leben aber treibt da, wo wir Blüten oder Früchte

oder Blätter am Baume des Lebens sind, wo wir uns gliedern in der Ökonomik unserer gegenseitigen Namen.

Und um meine eigene Warnung vor dem Schema zu beherzigen, will ich nun selber aufhören, Zeiten gegen Zeit, Räume gegen Raum bloß auszuspielen. Ich muß zwar wenigstens kurz unsere Lehre von den herrschenden Lehren abgrenzen, aber dann gilt es, dem Leser zu zeigen, daß es sich bei Zeiten und Räumen nicht um logische Gegensätze, sondern um eine Abwandlung des Lebens handelt, eine Abwandlung wie zwischen Raupe und Schmetterling, eine Abwandlung freilich, die nur dank unseres gemeinschaftlichen Lebens zustande kommt.

Alles Tote liegt in der Raumzeit der Physik. Aber um zu leben, schwingen wir durch Zeiträume. Und das Leben ist dem Tode überlegen. So muß die Physik aufhören, dem Leben Gesetze vorzuschreiben. Die Neuordnung unserer Vorstellung von Zeiten und Räumen ist das zentralste Anliegen der Gegenwart. Sie rechtfertigt daher dieses Buch. Denn die beiden bisherigen Horte der Lehren von „Zeit und Raum“, alle Philosophie und alle Theologie, verhindern diese Neuordnung. Sie behandeln nämlich entweder den Raum erst und die Zeit hinterher: Das tut aller Aristotelismus; es tut auch die Naturwissenschaft, der Cartesianismus, die Monadenlehre des Leibniz, die geometrische Ethik des Spinoza und der Geopolitiker und dergleichen mehr. Oder sie behandeln die Zeiten zuerst, Anfang und Ende, Welterschöpfung und Weltgeschichte und Weltgericht, Eschatologie und Ewigkeit. Dann bleibt der Raum unerlöst und gilt dann bloß als gefallene Natur. Die Theologen lassen den Raum der Menschheit seit Adam Gott aus den Händen gefallen sein. Aber wir fanden diese Zerreißung der Wirklichkeit in „Zeit und Raum“ reine Abstraktion. Es gilt aber, Zeiten und Räume zu durchflechten. Es ist also nicht dies der wichtigste Fortschritt über den Idealismus mit seinen Singularen „Zeit“ und „Raum“ hinaus, daß wir hier im Plural von Zeiten und Räumen reden. Die Mehrzahl ist zwar wahrer als die Einzahl; aber sie wäre doch noch immer schematisch. Bergson hat bereits den schematischen Schritt in die Mehrzahl der Zeiten vollzogen. Er spricht von der ersten und der zweiten Zeit. Aber er läßt uns vor der blendenden Antithese „schöpferischer“ und „astronomischer“ Zeit stehen. Er begreift sie als ewige Feinde, aber ihr Nebeneinander bleibt unbegreiflich. Das Fruchtbare des Spiels zwischen Zeiten und Räumen liegt also noch nicht in der Entdeckung ihres Plurals, sondern wir „verwirklichen“ die Theologie und Philosophie erst, wenn wir vermögen, die erste und die zweite Zeit, den ersten und den zweiten Raum als Reihenfolge der Stationen auf dem Lebenswege zu begreifen. Zwischen den Zeiten und den Räumen besteht eine lebendige Abwandlung, dank derer sie kein Schema der Logik, sondern Erfahrungen, es könnte auch heißen: Durchfahrten der Wirklichkeit, darstellen. Diese Durchfahrtsstationen nennen wir abwechselnd Zukunft, Innen, Vergangenheit, Außen, und begegnen einer jeden Kraft in einer anderen Grundhaltung. Wie verläuft nun dieses Geflecht? Wir haben es schon mehrmals ausgeführt, vor allem im Kapitel über die Sprache. Trotzdem soll es hier noch



einmal gesagt werden. Es soll nämlich diesmal so gesagt werden, daß es die Begriffe der Schule, Zeit und Raum, aus ihrer Starrheit löst und in die gegenseitige Bewegung setzt, dank der wir von ihnen überhaupt nur wissen. Der ersten Zeit (Präjekt) folgt der erste Raum (Subjekt), dann folgt die zweite Zeit (Trajekt) und zuletzt der zweite Raum (Objekt). Alle vier sind soziale und sprachliche Schöpfungen. Alle vier gelten nur in der Gemeinschaft und sind benannte Resultate sprachlicher Verbindung zwischen Sprechern und Hörern.

Diese beiden Eigenschaften der gemeinschaftlichen Geltung und der sprachlichen Hervorbringung zwischen Sprechern kommen allen vier Koordinaten der lebendigen Wirklichkeit zu. Unterscheidend tritt aber zwischen sie das Gesetz ihrer Reihenfolge. Die sogenannte Raumzeit der Physik, die Kant für die „einzig natürliche“ hielt, ist die vierte und letzte Erfahrung; sie ist die Erfahrung des Toten, Abgeschlossenen und Vergangenen, Fertigen und Erledigten: Einer endlichen, wiederholbaren, endgültigen Natur. Natur ist der zweite Raum, die Außenwelt. Die Natur kann also nur der erfahren, der schon geborgen im Schoß einer geschichtlichen Gemeinschaft ruhig seines eigenen Namens gewiß geworden ist. Damit sind drei Vorherigkeiten der Naturerfahrung oder Naturerkenntnis vorgelagert. Damit Homer Naturschauspiele objektiv beschreiben konnte, mußte er die drei Eigenschaften haben, Homer zu heißen, zu singen, Grieche zu sein. Was bedeuten diese drei Vorgänge, die seiner Erfassung der gegenständlichen im „zweiten Raum“ vorauflegen? Die griechische Geschichte hob ihn auf die trajektive Höhenstufe; hier stand er auf den Schultern der Ahnen und konnte einer ererbten Kultur vollendender Sprecher werden. Damit war also die zweite Zeit in ihm mächtig, die geschichtliche, institutionsverkörperte Zeit der geehrten Vergangenheit, die Kulturzeit des Trajekts und des Passivums. „Die zweite Zeit“, die Kultur, hat aber ihrerseits einen Vordermann, den ersten Raum. Soweit es Homers Sendung war, ein ungeheures Gedicht des ersten Weltkrieges und der ersten Nachweltkriegsepoche zu entwerfen, wölbte er einen „ersten Raum“, den Raum begeisterter Hörer und Nachkommen zur einmütigen inneren Erfahrung. Das ist die herrliche, subjektive Gemeinschaft, in die uns Künste und Forschungen hineinversetzen. Diesem Innenraum, der also dem Außenraum der Natur und der Kulturzeit der Vergangenheit voraufliegt, ist aber einerseits wiederum eine andere Koordinate vorgelagert. Dem Sänger offenbart sich die Welt. Wer erschafft sie? Dante hat nicht das Christentum geschaffen; er hat es nur subjektiv besungen. Homer hat nicht die Stämme und Städte der Griechen gegründet; er hat sie subjektiv verklärt. Dem subjektiven Innenraum liegt mithin die erste Zeit des Gebots vorauf, also jener Augenblick, „als das All mit Machtgebärde in die Wirklichkeit brach“. Als die Gebote „es werde Licht“, „raube das Feuer“, „halte den Sabbat“, erschollen, kraft deren allen die Sonne scheint, jeder von jedem Feuer erbitten kann und niemand immer arbeiten muß, da trat eine präjektive Zeit, trat der Befehl als die erste Gestalt der Zeiterfahrung in uns ein. Und mit der präjektiven Zeit nimmt der Wandel jedes Zeit-

raumgebildes immerdar seinen Anfang. Wir sind ein „Vor-Wurf“ unseres Schöpfers. Das ist ein guter Ausdruck, den Heidegger und Sartre geprägt haben, um „die erste Zeit“, die Zeit des Ursprungs, zu kennzeichnen.

Das nicht in die Zukunft namentlich gerufene Menschenkind ist noch nicht Mensch. Der keiner inneren Zeitspanne fähige Mensch, ist noch nicht poetisch. Der keiner Institution Ehrfurcht bezeugende Humanist ist noch nicht kultiviert, und der kultivierte, der keine alten Herkommen analysieren will, ist noch nicht aufgeklärt. Wir sollen aber Menschen, die Befehle vernehmen, Künstler, die begeistert singen, Amtspersonen, die Ehre im Leibe haben, und Kritiker, die auf nichts hereinfallen, alles in einem sein.

Die Verflechtung von Zeiten und Räumen bedeutet also zweierlei. Zunächst wird echtes Leben nie anders in die Welt eintreten denn als Gebot und Geheiß, als Imperativ. „Es soll Wissenschaft geben“, „es soll die Nation geben“, sind als Befehle im letzten Jahrhundert vergöttert worden. Was einen Menschen gebieterisch unterwirft, das wird die anderen drei Akte seiner Verkörperung nach sich ziehen.

Andererseits müssen alle vier Haltungen immer und zu allen Zeiten gleichzeitig und „überall“ am Werke sein. Daß ich geschaffen werde, daß ich offenbare, daß ich Kultur repräsentiere, daß ich der Natur gegenüberstehe, geschieht unaufhörlich. Was nacheinander eintritt, muß gleichzeitig werden. Ich war gestern Sohn. Aber Söhne muß es geben, wenn ich Großvater bin.

Das Nacheinander im Hervortreten von (1) Gebot, (2) Gesang, (3) Gesetz, (4) Gegenstand – bedeutet also durchaus nicht, daß Nr. 1 aufhören könnte, wenn Nr. 3 und Nr. 4 geschehen. „Die objektive Natur“ ist nichts Wirklicheres oder Wahreres als die Schöpfung aus Gottes Hand, so wenig Lebenschaffen (Akt 1) primitiver ist als Töten (Akt 4). Aber wir werden ins Leben gerufen, uns enthüllt sich sein Wesen, wir verkörpern seine Formen und wir zerschlagen sie wieder; in unaufhörlicher Durchflechtung zeitlicher und räumlicher Haltungen sind wir gezwungen, bald dem gebieterischen Augenblick uns unbedingt als seine angerufenen Träger, Präjekte, hinzugeben, bald dem Gefühl Raum abzudingeln und abzudeichen durch vertrauliche Mitteilung, dann aber dieser inneren Gemeinschaft Dauer zu verleihen durch bleibende Denkmale ewiger Wiederkehr und schließlich diesen ganzen Lebensprozeß auf den Müllhaufen der analysierten Außenwelt zu werfen, um Raum zu schaffen für die nächste Schöpfungswoche. Wir können nur leben, wenn unsere Beziehungen zu Zeit und Raum unausgesetzt wechseln, weil es sich bei ihnen um Leben und Tod handelt. Es ist der Irrtum der Physik und Kants, Zeit und Raum für „reine“ Formen der Anschauung unsres Verstandes zu halten. Sie sind so wenig „rein“ wie das liebe Leben, das uns nur in Mischungen entgegentritt. Rein ist nur die vernichtete Wirklichkeit, der Tod! Um „rein“ zu denken, haben die kühnen Denker zu Ende gedacht. Um zu Ende zu denken, haben sie Anfang und Mitte der Wirklichkeit preisgegeben, und eine Welt des Todes, das heißt zweier Weltkriege, war das unaufhaltsame

Ergebnis. Wir werden sicher nicht den scharfen Wahrheitsgehalt des Totenteils unsrer selbst, der Natur, vergessen, aber dieser Endzustand hat nicht mehr Wahrheit als der Anfang. Biologisch gesprochen sind Zukunft, Innen, Vergangenheit, Außen die vier Stadien auf dem Lebensweg jedes lebendigen Gebildes, weil sie Zeugung, Gestaltung, Fortpflanzung, Sterben bedeuten. Diese höchste Verallgemeinerung des Lebensprozesses in seinen vier Stadien geht uns nicht an der Zelle der Amöbe, aber an der höchsten Lebensform der menschlichen Gesellschaft auf. Von dieser höchsten Lebensform gilt es auf die unvollkommeneren Lebewesen hinunterzublicken. Dies hat auch ein Biologe, A. Meyer, bereits in der führenden Sammlung Bios im Jahr 1934 mit diesen unseren Lehren geleistet. Er hat sie auf alle Lebewesen als notwendige Kategorien angewendet. Das höchste Leben erklärt alles niedere! Die neue Wirklichkeitslehre mit ihrer Durchbrechung der Scheidewände zwischen Theologie und Philosophie bettet also alle Biologie in die Soziologie ein. Totes wird von unten nach oben, Lebendes aber nur von oben nach unten durchleuchtet. Wie das Sonnensystem das Atom erklärt, so erklärt die gesamte Zeitraumerfahrung der Menschheit die Lebensprozesse aller Vorstufen ihres Lebens. So sehen die Sache auch „Die Biologischen Fragmente“ Adolf Portmanns von 1944. Auch er erkennt in der Biologie des Menschen eine neue Stufe an. Die Vorstufen sind unvollständig. Denn nur die Menschheit verwertet sogar den Außenraum des Todes, die Natur, zur Wiedereingangssetzung des Lebens. Nur in den überindividuellen Gemeinschaften tritt also die Todestufe selbst als eine Lebensphase in den Prozeß der ewigen Wiederkehr ein. Das einzelne Tier stirbt. Da liegt der Hund begraben. Aber in der menschlichen Gemeinschaft sterben wir in eine Ordnung hinein, die sich aus den Tätigkeiten der Totengräber und Analysen noch neuen Ursprung holt. Der „reine“ Raum und die „reine“ Zeit Kants sprechen vielleicht seinen naiven Auferstehungsglauben aus, daß nämlich noch die von ihm zugrunde gelegte und begriffene Welt des Toten in das Leben zurückführe. Die Philosophie der Neuzeit hat eben dadurch ihren Beitrag zum Leben geleistet, daß sie die toten Bestandteile der Wirklichkeit unter die Lupe nahm und aus ihnen das Leben erklären wollte. Aber am Ende ist die Wirklichkeit darüber aus dem Gleichgewicht gekommen.

Unsere Liturgik der Wirklichkeit muß zwar den Tod als Lebensstation anerkennen, aber an das Ende der Analysen muß sich ewig der Anfang der Ursprünge knüpfen. Und das geschieht nicht kritisch, sondern aus Gehorsam.

Von Anfang an hat das menschliche Geschlecht dem Leben diese vollkommene Vollständigkeit verliehen. Aus dieser Beleihung des Todes mit einer Station im Leben besteht die menschliche Geschichte, wie sie über unser Tier- und Pflanzendasein hinaufragt. Denn erst, als uns vor der Gewalt der zweiten Zeit, des toten Außenraums, nicht mehr grauste, gewannen wir Herrschaft über unser Leben. Die menschliche Geschichte besteht aus Epochen. Die Epochen werden durch Absterben und Ursprung voneinander abgehoben. Die Biologen behandeln

alles was lebt, zwischen Geburt und Tod. Der erste Mensch aber war auch der erste Soziologe: Denn wir handeln, weil die Geburten auf den Todesfällen fußen müssen und das Vollbringen auf den Fehlern; der Tod ist uns beigestellt. Zur menschlichen Gesellschaft gehört das Sterben als Vorstufe des nächsten Werdens.

### c) Sigmund Freud und die Gewalt der Zeiten

„Ein Sprichwort warnt davor, gleichzeitig zwei Herren zu dienen. Das arme Ich hat es noch schwerer, es dient drei gestrengen Herren, ist bemüht, deren Ansprüche und Forderungen in Einklang miteinander zu bringen. Diese Ansprüche gehen immer auseinander, scheinen oft unvereinbar zu sein; kein Wunder, wenn dies Ich so oft an seiner Aufgabe scheitert. Die drei Zwingherren sind die Außenwelt, das Über-Ich und das Es. Wenn man die Anstrengungen des Ichs verfolgt, ihnen gleichzeitig gerecht zu werden, besser gesagt, ihnen gleichzeitig zu gehorchen, kann man nicht bereuen, dieses Ich personifiziert, als ein besonderes Wesen hingestellt zu haben. Es fühlt sich von drei Seiten her eingeengt, von dreierlei Gefahren bedrängt, auf die es im Falle der Bedrängnis mit Angstentwicklung reagiert. Durch seine Herkunft aus den Erfahrungen des Wahrnehmungssystem ist es dazu bestimmt, die Anforderungen der Außenwelt zu vertreten, aber es will auch der getreue Diener des Es sein, im Einvernehmen mit ihm bleiben, sich ihm als Objekt empfehlen, seine Libido auf sich ziehen. In seinem Vermittlungsbestreben zwischen Es und Realität ist es oft genötigt, die unbewußten Gebote des Es mit seinen vorbewußten Rationalisierungen zu bekleiden, die Konflikte des Es mit der Realität zu vertuschen, mit diplomatischer Unaufrichtigkeit eine Rücksichtnahme auf die Realität vorzuspiegeln, auch wenn das Es stark und unnachgiebig geblieben ist. Andererseits wird es auf Schritt und Tritt von dem gestrengen Über-Ich beobachtet, das ihm bestimmte Normen seines Verhaltens vorhält, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten von seiten des Es und der Außenwelt zu nehmen, und es im Falle der Nichteinhaltung mit den Spannungsgefühlen der Minderwertigkeit und des Schuldbewußtseins bestraft. So vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeengt, von der Realität zurückgestoßen, ringt das Ich um die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgabe, die Harmonie unter den Kräften und Einflüssen herzustellen, die in ihm und auf es wirken, und wir verstehen, warum wir so oft den Ausruf nicht unterdrücken können: Das Leben ist nicht leicht.

Wenn das Ich seine Schwäche einbekennen muß, bricht es in Angst aus, Realangst von der Außenwelt, Gewissensangst vor dem Über-Ich, neurotische Angst vor der Stärke der Leidenschaften im Es.“

In diesen großartigen Sätzen gipfelt die Altersweisheit des letzten Individualisten, Sigmund Freuds<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“, Wien 1933, S. 108.

Der letzte Individualist hat hier in den Denkformen der Renaissance bereits unser Kreuz der Wirklichkeit poetisch verklärt. Er ist hier im Alter weit über seine Anfänge hinausgegangen. Der Leser wird Freuds schöne Dramatisierung unseres Lebens mit Gewinn zweimal lesen. Dann wird es ihm nicht schwerfallen, die bleibende Wahrheit aus dem fehlerhaften Jargon herauszuheben. Wenn uns aber diese Rettung gelingt, dann ist die Verbindung mit der machtvollsten Sekte der Gegenwart hergestellt, mit der Psychoanalyse, die sich neben Marxismus und Existentialismus der schwindenden Gemeinschaftskräfte annimmt.

Freud, Marx und Existentialisten haben unsere Wahrheiten auf mancherlei Wegen ausgeschrien. Nur haben sie den sprachlichen Tatbeständen sich nicht wirklich hingegeben und geglaubt, sie müßten sich über die Sprache und ihre Grammatik in einen Überraum des Denkens erheben. So kommt es, daß der menschliche Wandel vom Dich zum Ich zum Wir zum Es doppelt geleugnet wird: 1. Die von Freud betrachtete Individualität wird von einem „das Ich“ genannten Punkt aus analysiert. 2. Der Betrachter selber, Freud, aber (der selbst übrigens nicht analysiert worden ist) glaubt, die eigenen Worte über das Kreuz außerhalb des ewigen Kreuzes, das er beschreibt, niederzuschreiben.

Die beiden Leugnungen der Grammatik haben die schwerwiegendsten Folgen. Die von Freud selbst entdeckte Wirklichkeit der Seele läßt sich nämlich in der psychoanalytischen Reihenfolge Ich (1), Es (4), Über-Ich (3), Außenwelt (2) schlechthin nicht so darstellen, daß Freuds eigene Wirksamkeit darin Platz fände. Die großartigen Absätze, die wir abdrucken, sind doch aber nach Freuds eigenem Glauben geniale Wahrheiten. Sie gingen ihm auf, weil er so seine Einheit fand. Und in ihnen sind Ich, Es, Über-Ich, Außenwelt ausgesöhnt und nicht mehr in Konflikt. Also gab es in Freuds Leben selber den Augenblick, wo er einen Blick in die Ewigkeit tat und diesen seinen Blick dem Verleger, Käufern seiner Bücher, mir, seinem Gegner, für immer aufprägen konnte. Da wurden also Augenblick, Ewigkeit und Dauer, Es, Über-Ich, Außenwelt in Eins gezogen. Das geschah, weil Freud geheißsen war, die Seele neu zu entdecken. Er war dazu berufen. Er gehorchte im Gehorsam an seine Berufung weder der Außenwelt, die ihn ja ächtete, noch dem Es, das keine Opfer bringen will, noch dem geltenden Über-Ich, das seine Lehre – wenigstens nach Freuds Vorurteil gegen das Christentum – verdamnte. Wem gehorchte also Freud, als er anfang, seine Lehre zu entwickeln? Dieses ist die Frage aller Fragen. In Freuds Bezugssystem nämlich ist für Siegmund Freuds eigene Lebensleistung kein Platz. Dasselbe gilt übrigens von vielen anderen weltlichen Geistern, von Schopenhauer, von Marx, von Nietzsche: In der von ihnen geschauten Welt wäre für sie selber als Urheber, als Autoren, als geheißsene „Diche“ kein Platz. Ihr „Dich“ erscheint meistens als Stolz oder Selbstgefühl der weltlichen Geistesmäner. Seelisch geführte Denker gehen davon aus, daß es neue Seelen wie sie selber immer wieder geben müssen. Aber in der klassenlosen Gesellschaft wäre ein Luftmensch wie Marx nicht zu dulden. Gerade deshalb wird es nie zur klassenlosen Gesellschaft kommen, weil Gott offen-

bar Raum dafür läßt, daß er Menschen wie Karl Marx oder Freud oder Nietzsche berufen kann.

Daß es Freuds geben kann, ist aber wichtiger als die Psychoanalyse, und solche kühnen Denker wird es in jedem Geschlecht geben müssen. Aus diesem Grunde kann die Psychoanalyse nicht protestieren, wenn wir in dieser Soziologie Raum für Sigmund Freud geschaffen haben, für einen Mann also, dem am Ende eines langen Lebens ein Bild des wirklichen Menschen begeisternd aufgegangen ist, der Opfer gebracht, der seinem Gott geglaubt und der Gemeinschaft gestiftet hat. Ihn kann es nur geben, wenn die Vereinigung möglich ist, die unser Zitat für fast unmöglich erklärt. Einen solchen Mann hat ein neuer Imperativ zum Träger berufen. Er hat sich diesen Vor-Wurf als Präjekt, also für unser ganzes Geschlecht gestellt. Er hat dem Auftrag standgehalten. Es gibt also Aufträge. Er hat diesem „Dich meine ich für diese neue Aufgabe; Du bist gemeint“, beherzt mit seinem „Ich will es unternehmen“, „laßt es uns unternehmen“ geantwortet; das „Wir“ der psychoanalytischen Bewegung war die Frucht seines aus Dich zum Ich emporgeläuterten Lebens. Und durch seine historische Rolle als Urheber dieser Bewegung kennt die Nachwelt Freud. Sie ist sein Monument. Deshalb kann ich in diesem Buch an ihm nicht vorübergehen. Er hat sich grammatisch verkörpert und ist durch sein Du, sein Ich, sein Wir hindurchgewandelt. Nun steht er „objektiv“ eben als „Er“ vor uns. Deshalb kann ich von Freud in der vierten Form, in der Es-Form (was in der alten Grammatik „die dritte Person“ heißt) sprechen. Ich kann also z. B. sagen: Ihm, S. Freud, gebührt das Verdienst, dem Menschen des bürgerlichen Zerfalls seinen Zerfall gedeutet zu haben. Er, Freud, schuf ein Ersatz-Kreuz der Wirklichkeit mit seinem Ich, Außenwelt, Über-Ich, Es, weil die 1880 ihn umgebende Wirklichkeit in ihren Fugen wankte. Freud fühlte es wanken, fühlte die Dekadenz der Wiener Gesellschaft. Aber 1880 war nicht 1945. So wußte er nicht und brauchte nicht zu wissen, daß ein brüchiges Kreuz stets nach einem nächsten, fruchtbaren ruft. Freud ist ein Totengräber. Aber während die meisten Totengräber ihre Leichen bloß einscharren, hat dieser geniale Totengräber der bürgerlichen Gesellschaft ihre Anatomie bloßgelegt. Besser als Hamlets Totengräber hat Freud die sterbenden Formen des Über-Ichs, die Dekadenz des Es, die Neurose des Ich, die Sinnlosigkeit seiner österreichisch-ungarischen Außenwelt kritisiert. Ihn, Sigmund Freud, hat sein Mut aus dem heute zerstörten Geisterreich, das aus Egos zu bestehen wähnte, hinausgeleitet und dorthin gestellt, wo er Person werden konnte. „Person“ ist nämlich der, in dessen Namen später viele „Wir“ sagen können! Freud also hat selber das Über-Ich verkörpert, dessen sich die Lebenden als ihres Kleides bemächtigen müssen, um gemeinsam leben zu können. „Wir“ ist das Kleid der Gemeinschaft, in diesem Falle der psychoanalytischen Sekte. Der soziologische Ruhm Freuds ist ja eben in diesem Erfolge beschlossen. Wenn der Leser zurückblättert, so wird er in Freuds eigenem Text eine Stelle finden, wo er schreibt, das Ich sei genötigt, die unbewußten Gebote mit seinen vorbewußten Rationalisierungen zu „bekleiden“. Wie genial!

Der Analytiker der Scham schreibt hier – ich vermute ohne viel Überlegen – vom Bekleidungs Vorgang als einem Notakt. Wir wissen schon aus dem Kapitel über die Todesüberwinder, daß die Seele sich schämt, wenn die Gemeinschaft sich in Todesschmerz in uns windet. Das Kleid der Gemeinschaft, in die Freud hineinwuchs, weil kein altes Kleid paßte, ist – die Psychoanalyse. Auch Freud brauchte ein Kleid; freilich ein neues. Die Enthüllung ihrer Seelen ist zum Kleid der Analytiker geworden, dem Kleid, an dem sie sich erkennen. Sie bestehen ja darauf, analysiert müsse der sein, der analysieren wolle. In der Entkleidung von ihren Rationalisierungen hat Freud seiner Gefolgschaft das Kleid gewoben, das jede geschichtliche Perfektsform, das die Trajekte der Kultur tragen müssen, um zu existieren. Den Psychoanalytiker bekleidet der Jargon der Analyse.

Der Fall Freud ist ein großartiger Vorgang. Denn indem Freuds soziale Tat weit über seine denkerische Konzeption hinaus ein geschichtliches Kreuz der Wirklichkeit ins Leben rief, wurde, wenigstens soweit an ihm lag, das Leben der Gemeinschaft wieder in Gang gesetzt. Er selber verwandelte sich aus Dich zu Ich und Wir und Es. Die von ihm gesehenen Spannungen brauchen also nicht so verzweifelt gegeneinander gesetzt zu werden wie in Freuds obigem Ausruf. Denn seine Biographie gibt ein Beispiel des Wandels durch die logisch unvereinbaren Positionen, die bei Freud bloß gegeneinander stehen; in Wahrheit sind sie aber dieselbe wirkende Lebendigkeit auf verschiedenen Stufen, sind Stationen.

Freud selber ist in einer guten Stunde durch den Ausruf des genialen Charcot, „C'est toujours génital“, auf seine Lebensbahn gestoßen worden. Aus einem Aphorismus wurde ein Beruf, wie denn ein jugendlicher Mensch oft aus der Spruchweisheit des Alters heraus seine Mission wählt. Da also kam die Zeit zu ihm als bestimmender Augenblick, als Fährte, so wie eine edle Dogge die Spur aufnimmt, die der Jäger ihr vorwirft. Mit Charcots Anruf wurde Freud auf seine Lebensfährte geworfen; er wurde, wie wir es nannten, präjiziert. Ein solcher Augenblick ist eine bestimmte Art, Zeit zu erleben. Der schöpferische Augenblick ist nicht mit der Stoppuhr zu messen. Er kann Jahre dauern. Worauf es ankommt, ist die Ballung aller Zeit, das Wegschneiden aller sonst in der Zeit vorfallenden Vorfälle als bloßer Zufälle. Wer die Zeit als Augenblick erfährt, erfährt sie als Auslese, als Prinzip der Zuchtwahl. Jeder liebenden Seele widerfährt die Zeit als Augenblick, weil sie nur lieben kann, wenn sie auszurufen vermag: „Ihn oder keinen!“ So ist die Ballung der Zeit in dem von Zufällen gereinigten Augenblick die Kraft, welche Lebendes und Totes unterscheidet. Die toten Körper erfahren diesen Auslesemoment nie; alle lebendigen Leiber sind nur lebendig, weil sie diesen Augenblick erfahren können. Auf der Fährte im Augenblick offenbart sich der Unterschied zwischen Leben und Tod. Freuds erste Lebendigkeit bestand also darin, diesen Ursatz der Psychoanalyse, „C'est toujours génital“, lebenslang unendlich auf sich wirken zu lassen.

Der zweiten Lebendigkeit Freuds begegnen wir in der weitausladenden Spannung seines Lebenswerkes. Vom Lustprinzip des Kindes bis zur Stiftung Israels

durch Moses hat er die menschliche Geschichte abgesehen in angespannter Erwartung, Wißbegierde und aufregender Mitteilung. „Spannung“ ist die Zeit, die dem schöpferischen Augenblick folgt, subjektive erregte Spannung. Die literarische Leistung Freuds entquoll dieser Spannung als Subjekt, das sich mitteilen muß. Der Sonderling behält das Beste für sich. Denn den Sonderling hat niemand und nichts angesprochen oder beauftragt. Wer kein Sonderling ist, muß mitteilen. Die subjektive Zeit der Spannung steht unter dem Zeichen: Wird ich's mitteilen können? Wird meine Kraft ausreichen, den auserwählten Auftrag abzutragen?

Wann aber ist der Auftrag abgetragen? Wenn er in das Leben der Zeit eingetragen wird als Denkmal der Geschichte, als monumentale Leistung, als unvergeßliche Tat. Freuds Zeit gewann ihre dritte Dimension, die der Verewigung, als zu Augenblick und Spannung die ewige Wiederkehr eines neuen Berufs trat. Als Begründer der Analyse war er nicht nur umgeschaffen dank des Augenblicks, hatte er nicht nur der Welt zum Trotz die Spannung des Mitteilens ausgehalten. Nein, Freuds ungeheure Spannung wich erst, als seine Zeit in das dritte Aggregat eintrat. In dieser dritten Zeitweise wird dem erst dankbar Berufenen und hernach neu angespannten eine wiederkehrende Menschenart verdankt. Freud verewigte sich in einer Bewegung. Verewigte sich? Ist das nicht zuviel gesagt? Ewigkeit freilich ist ein schwerkrankes Wort. Aber wir brauchen es. Darum sollte es genesen. Die schlechte Ewigkeit des kranken Verstandes sieht wie eine endlose Linie aus. So etwas gibt es in der Mathematik des Toten, aber nicht in der Grammatik des Lebendigen. Ewig ist nur, wer sich wandeln kann. Gott ist nicht immer; denn er ist ewig. Um ewig zu sein, muß er sterben und auferstehen. „Immer“ ist der tote Stein; ewiges Leben hat nur der, der den Tod überleben kann. Seitdem es Psychoanalytiker gibt, ist Freuds Tod überlebbar geworden. Es ist mir oft rätselhaft gewesen, daß dieses offenbare Geheimnis des ewigen Lebens meist geringschätzig behandelt wird. Die Ewigkeit wird in Billionen Jahren gesucht und mit „immer“, dem Attribut des Toten, verwechselt. Aber die Worte Ehe, Éwa, Ewigkeit bedeuten nur das Gesetz der Wiederkehr. Das ist ewig, das sich ewig wiederherstellt, nicht das, was immer da ist. Gott ist ewig, aber er ist aus den meisten theologischen Hörsälen abwesend; abwesend aber heißt nicht-da-seiend. Ja, er ist sogar nur ewig, weil er nicht so langweilig immer da ist wie die toten Knochen. Gott ist statt dessen wieder da! Ewig heißt eben nicht „immer“, sondern „immer wieder“.

Mögen also die zu Tode Erschreckten sich eine schlechte Ewigkeit mit endlosen Freuden 24 Stunden am Tag ausdenken; jeden zum Leben Berufenen ergreift eine andere Ewigkeit. Das von ihm eingesetzte Leben wird nämlich zum Gesetz der Art erhoben. Freud stirbt; aber es gibt nunmehr Psychoanalytiker: an die Stelle des Bahners sind nun mehrere und viele getreten. So und so allein verewigt sich des Menschen Zeit. „Schon bald verbreitet sich's in ganzen Scharen, das eigenste, das ihm allein gehört.“ Der Mensch, der sich der Zeitenbahn erschließt, kehrt wieder gerade mit seinem eigensten. Denn das Einzige, das dem



Menschen eignet, sind nicht Charakter, Gesichtszüge, Gaben, Lebensumstände, Anekdoten, Liebhabereien, Gene oder Hormone. Das eigenste ist der an ihn zu seiner Stunde ergangene Auftrag. Unter diesem Auftrag – wenn er ihn erträgt – reift der Ertrag eines menschlichen Lebens und aus Anruf und Mitteilung kann der Mensch, wie er leibt und lebt, verewigt werden. In Freud hat sich eine Lebenstätigkeit verkörpert und weil er die Last dieser Verkörperung auf sich nahm, wird es immer wieder so etwas wie Psychoanalytiker geben. An Freud läßt sich auch lernen, daß es Grade der Ewigkeit gibt. Er hat sich bereits verewigt. Aber von den Psychoanalytikern läßt sich erst sagen, daß sie zwei Generationen lang dauern. Was ist denn aber das für eine komische kleine Ewigkeit, die vielleicht nur gerade zwei Generationen dauert? Wir wissen noch nicht „wie lange“ und geben Freud doch schon den Lorbeer. Diese Wiederkehr für nochmals dreißig Jahre nach dem Tode ist eben das Mindestmaß des ewig lebendigen Menschen; wer seine Kandidatur für die Ewigkeit anmeldet, muß mindestens die nächste Generation noch angehen. Es wird also zu bedenken sein, ob der Ewigkeit nicht Grade beigemessen werden sollten. Die Bibel hat das getan. Sie unterscheidet die kleine oder kurze Ewigkeit eines Äons und die lange oder volle Ewigkeit der „Äonen der Äonen“. Nun hat das zeitlose Denken dies Bibelwort mit „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ grundfalsch übersetzt. Äon ist ein Zeitalter, eine Epoche. Die Äonen der Äonen meint die Wiederkehr der Epochen, den ewigen Hervortritt neuer Zeitalter aus dem Zeitenschoß. Freud hat ein Zeitalter der Psychoanalyse in die Zeiten eingekörpert. Mehr läßt sich über seine Verewigungsmacht heut nicht sagen. Die kleine Ewigkeit kommt Freud also zu. Von der großen wollte er nichts wissen. Er hat seinen leiblichen Tod trajiziert. Er ist ein Trajekt, ein Element der Kultur unserer Zeit. Damit kommen wir – nach Augenblick, Spannung und Ewigkeit – zur letzten Wendung der Zeit in uns. Der vierte Akt der Zeit ist die entspannte Zeit des Raums. Wo die Zeit weder als „jetzt oder nie“, noch als Zeitspanne der Erwartung noch als ewige Wiederkehr auftritt, da ist sie wahrnehmbar als Eigenschaft des Raums. Im bloßen Zeitraum der Physik ist die Zeit gestorben. Der Zeitraum der Physik ist nicht etwa ewig tote Zeit. Er ist bloß gestorbene Zeit. Das aber ist ein ungeheurer Unterschied.

Wenn ich heut mir von Freud genügend imponieren lasse, um von seinem Leben die Gezeiten zu lernen, so ist er mir ein Zeitraumding, das vor mir dasteht zur soziologischen Analyse. Wir müssen uns Freud ansehen, weil er sichtlich einem Zeitraum angehört. Für mich ist Freuds Zeit gestorbene Zeit, vorverstorbene Zeit. Aber ich sehe ihn mir nur an, weil er seinerzeit lebendig in die Zeit hineingetragen wurde, kraft Auftrags, Abtrags, Eintrags. Meine eigene Kritik, Analyse, Idee von Freud hängt also davon ab, daß er dereinst in die Zeit schöpferisch eingegriffen hat. Alle Kritik folgt dem Eintrag und Auftrag; sie ist immer nach-träglich. Die Analyse ist ein Nachtrag zur Wirklichkeit, ist ihre Totenwache. Deshalb findet sie die Zeit als bloßen Zeitraum vor, in dem berufenes, gespanntes, verewigtes Leben nunmehr bloß vorliegt. „Nachträglich“ ist

die Zeit, die den Naturbeflissenen allein bekannt ist. Sie beschäftigen sich eben mit dem, was vorliegt.

Freud in soziologischem Rahmen ist ein gutes Beispiel für die Gewalt der Zeiten. Er liegt nun vor und kann nachträglich kritisiert werden. Die Vorbedingung aber ist doch eben, daß er vorfiel. Dazu mußte er vorangehen, sich in einen Punkt zusammenballen, durchstehen und greifbar werden.

Wenn doch die Objektivisten, Kritiker, Analytiker ihre Nachträglichkeit eingestehen wollten! Dann könnten sie wieder zu nützlichen Mitgliedern des Menschengeschlechts werden. Nachträglich sind sie immer willkommen. Aber daß sie ihre Zeiterfahrung uns als die erste, einzig wahre und wissenschaftliche ausgeben wollten, das hat die Position der Renaissancewissenschaften unhaltbar gemacht. So wie diesem Schuldenken die Zeit aussieht, liegt sie nur als vorverstorbene Zeit für den nachträglichen Analytiker vor. Und er hätte nichts zu analysieren, wäre ihm nicht eine herrliche Welt vorerschaffen. Sein eigener Denkkakt setzt also die anderen Zeitate voraus. In anderen Worten, ein Kritiker, der nicht an Liebeswahl, Seele, Auftrag, Berufung, Spannung, Mitteilung, Geschichte, Verewigung, Nachfolge glaubt, kann gar nicht Kritiker sein. Er hat den Baum umgesägt, aus dem allein sein Akt, die Analyse, nachträglich als Wissenszweig ausbrechen kann!

Vielleicht muß dieser bestimmte Baum umgesägt werden und die Demaskierung durch den Kritiker befreit die Welt von einem toten Baum. Aber Bäume, lebende Bäume müssen wachsen können. Und so lehrt uns der Analytiker Sigmund Freud selber, wie ein großer Baum wächst. Der Baum der Psychoanalyse ist ja noch nicht tot. Er lebt jeden Tag wieder auf, solange der an Freud ergangene Auftrag noch Macht hat über die Gemüter und Freuds Gefolgschaft zum geistigen Gehorsam zwingt. Das Über-Ich, das Es, die Außenwelt bedrängen das Ich – so hat sich Freud sein System zurechtgelegt. Aber Freud hat sich außerdem zurecht gelebt. Und dazu widerfuhr ihm die Zeit in vierfacher Gestalt: als Augenblick, der dich erwählt, als Stunde, die mich spannt, als Ewigkeit, die uns verkörpert, als Zeitraum, der alles Vergangene enthält. Dem Augenblick dient deine seelische Witterung, der Spannung mein geistiger Gehorsam, der Verewigung unser geschichtliches Taktgefühl, dem Zeitraum seine rationale Ansicht.

Zur guten Stunde wird der Mensch angesprochen, zur guten Stunde spricht er mit Autorität und Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten. Das Über-Ich ist da so wenig außerhalb oder oberhalb unser „selber“, wie das Es unterhalb oder außerhalb meines Ich zu bleiben hat. Es ist Freud selber, der zu Zeiten das Ich, das Wir, das Es, das Du agieren durfte. Und darin bestand seine Seligkeit, daß der ganze Freud als Du, Ich, Wir, Er gelebt haben. Nie läßt sich der eine Freud auf den anderen zurückführen; er war sie alle vier, ohne jede Reduktion. Da Freud von den Neurosen ausging, so benütze der Leser seine eigenen Zeiterlebnisse, um zu erkennen, daß wir Zeit grammatisch erleben und daß wir nervös und neurotisch werden, wenn wir die Zeiten des Augenblicks, der Ewigkeit, der Beständigkeit und der Zeitentrücktheit nicht jede zu ihrer Zeit erleben dürfen.

Die Angst, die uns die Kehle zusammenschnürt, beweist immer, daß wir in Gefahr sind, ent wurzelt zu werden, ent wurzelt aus der Zeit. Denn in der Zeit wurzeln wir um so mehr, je weniger wir im Raum eine Bleibe haben. Die Hast des Neurasthenikers ist allgemein bekannt. Die Widerstände der Außenwelt jagen ihn in hastender Ungeduld umher. Umgekehrt ist die Zeitverschwendung der Philologen, der Liebhaber der Worte, der Sammler, der Gewerkschaftssekretäre allgemein bekannt. Sie kosten die Innenwelt ihrer Einmütigkeit hemmungslos aus, als hätte die Zeit keine Spannung. Den Priester trägt die Ewigkeit. Was ist aber die Ewigkeit anderes als die der Wiederholung bedürftige und zu endloser Wiederholung befugte Zeit? Den Blitzstrahl der Liebe haben alle Sänger besungen. „Ein Kuß der Liebe bindet Räum' und Zeiten.“ Der selige Augenblick wirft uns in den Wandel des Alls hinein. In den Liebenden erzeugt sich der entscheidende Augenblick; der Priester bezeugt das ein für allemal entschiedene ewige Leben; den Knecht der Außenwelt jagt die Zeit neurasthenisch wie einen Gehetzten; den Geistigen entrückt der Geist in eine zeitfreie Welt der Gedanken.

Kein Wunder, daß unsere Herzen zerstoßen sind. Augenblick und Ewigkeit, toter Raum und Denkraum, alle vier lassen uns Zeit verschieden erleben. Diese Unterschiede können uns nur in der Gemeinschaft tragbar werden. Das sich für ein Individuum haltende Ich bricht unter dem Kreuz der vier Zeiten zusammen. Selig aber ist der, dem die Liebe die Mitmenschen beigesellt, in deren Zeit-Sinn sich sein Zeitliches erfüllen kann, indem sie die ihm jeweils fehlenden Zeiterlebnisse wahrnehmen! In der Gemeinschaft ist es möglich, allen Gestalten der Zeit ihr Recht zu geben, ohne verrückt zu werden.

Friedrich Nietzsche ist der großartige Beleg für diese Wahrheit. Er wußte um die Zeit und ihre Abwandlungen. Er war aber allein und mußte allein sein, denn es war die Zeit der Anfänge Freuds, und wir haben ja gerade gesehen, daß Freud der Begriff der Seligkeit abgeht. Für Freud konnte es nur eine Zeitform geben, die des Ich, und alle anderen sollten sich darauf zurückführen lassen. Nietzsche fiel diesem Aberglauben seiner Zeit zum Opfer. Er wußte von Lust und Ewigkeit und ewiger Wiederholung, er wußte vom Augenblick des Blitzes, von der Gewalt des gesetzgebenden Ich. Aber die Rettung durch die Gemeinschaft blieb ihm versagt. Denn niemand sah, daß der Große Mensch allein imstande ist, sich aus Zeiten und Räumen so zu erheben, daß er überall in uns am Werke ist und daß die Biographie des kleinen Menschen nacheinander entfaltet, was alles auf einmal in unsern Mitmenschen gleichzeitig sich abspielt.

Die ent wurzelte, aus ihren Zeiten ent wurzelte Menschheit wird zum Menschengeschlecht, sobald sie wieder die Zeiten richtig erleben darf.

Alle Jahrhunderte haben um diese vier Formen der Zeit (Augenblick, Ewigkeit, zeitentrücktes Spiel und den Notstand der Stunde) gewußt. Uns aber ist aufgetragen, den Menschen in seinen Urstand einzusetzen. Er muß Wurzeln zu schlagen wagen, daß ihn die Gezeiten der Zeit ergreifen können, daß er weder als neurasthenischer Gebieter der Zeit noch als Sklave der Stoppuhr lebt, aber

im Dienste der Gewalt, die jeder Zeitform das Auf- und Abtreten gebietet. Der Gewalt der Zeiten, das heißt der Verwurzelung des Menschen, wenden wir im zweiten Bande unser Gesicht zu.

Dort werden sich die Leiden der Menschen uns aufdrängen, die ungemessenen Leiden derer, die von einer oder der anderen Gestalt des Zeitlichen überwältigt werden. Wenn wir die Gewalt der Zeiten studieren, dann wird der beschreibende Optimismus dieses ersten Bandes nicht mehr am Platze sein. Im Raumdanken dieses ersten Bandes haben wir alles Menschliche fein säuberlich an seinen Platz stellen können. Da empfing das Alter soviel Recht wie die Jugend. Laotse soviel Recht wie Jesus. Als Schiller dichtete: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“, da war ihm als Idealisten die „Wohnung“ der Gedanken die ideale Welt, wo alle mit allen Frieden haben können. Auch uns ist diese innere Welt der Gedanken, bloße Innenwelt, die sie ist, allerdings das Sammelbecken, wo alles Platz hat und leicht beieinander wohnt. Aber wir können nicht mit Schiller dabei stehenbleiben, daß sich die Sachen hart im Raum stoßen. Viel härter stoßen sich nämlich die Lebenden im Wandel der Zeiten. Die unsäglichen Leiden unseres Geschlechts stammen allesamt aus dem Unwillen der Menschen, die Gezeiten der Zeit im rechten Moment zu verkörpern. Hartnäckig verfechten wir das Recht des Augenblicks oder des Immer oder der Ewigkeit gegeneinander und dieses sind die Scheuel und Greuel der Menschengeschichte. Immer ist die Zeit aus den Fugen; jeden Augenblick fallen ganze Völker – wie heut etwa Spanien – aus dem Wandel der Seele durch die Zeiten heraus. Auf ewig scheint der Mensch, der große eine Mensch, mit sich selbst zerfallen.

Hier wurzeln die Leiden, in der Übereilung, der Hast, dem Zeittotschlagen, dem Zeitvertreib. Die Übereilung des Revolutionärs, das Zeittotschlagen des Dekadents, der Zeitvertreib des Müßiggängers, die Hast der Überarbeiteten, sind die vier Formen, in denen die Zeiten einseitig werden und erkranken.

Wer „die Kräfte der Gemeinschaft“ erörtert, hält sich vorwiegend in Räumen auf. Als daher Ferdinand Tönnies 1881, als Zeitgenosse Nietzsches und Freuds, sein berühmtes Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ schrieb, da verklärte er und verherrlichte er die Gemeinschaft, und der Leser hört bei ihm und seinen Nachbetern kein Wort über die furchtbaren Leiden, die aus jeder Stockung im Wandel aus einer Gemeinschaft in die andere folgen. Wir kommen aus einem Jahrhundert, in dem Romantiker und Utopisten zeitlose Gemeinschaften verherrlicht haben, während Nietzsche seiner Einsamkeit erlag und Freud eine Notgemeinschaft schuf.

Deshalb schließe ich diesen Band mit einem Geständnis seiner einen offenbaren Schwäche. Die Wirklichkeit sieht in diesem Bande noch zu schmerzlos, zu leidenslos aus. Das liegt eben daran, daß sie noch zu zeitlos, zu namenlos dargestellt werden mußte; der Leser und der Verfasser kommen aus einer Begriffswelt von Ismen (ob Marxismus, Idealismus, Thomismus, Positivismus, gilt gleich). Um

erst einmal in die auf Grund gespaltene Tiefe des Wirklichen hinunterzuschauen, mußten wir unerschrocken sein und bleiben. Für den Raumenker gibt es kein Entsetzen. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.“ Bricht auch der Erdkreis zusammen, so werden seine Trümmer einen Unerschrockenen treffen. Wirklich? Vielleicht hat Horaz diesen schönen Vers gedichtet, weil er so schreckhaft war. Es ist die Herrlichkeit des Raumes, daß wir uns in ihm stoisch verschanzen können. Die meisten Soziologen haben den näselnden Ton der Unerschrockenheit, wenn sie vom Mob, der Anarchie oder dem Ende der Welt reden. Spengler ist unerschrocken den Tod seines Abendlandes gestorben. Wer nichts zu entscheiden hat, kann ohne Entsetzen die Opfer der Lustseuche oder der Weltkriege betrachten. Aber im zweiten Bande fallen Menschenopfer unerhört. Denn da fallen Entscheidungen. Revolutionen und Kriege, Seuchen und Laster sind dazu angetan, uns zu erschrecken. Ein Terror, der uns nicht erschauern ließe, wäre noch gar nicht der wirkliche Terror, sondern nur ein Vorspiel unseres Verstandes. Im zweiten Bande bedarf es des Erschreckens. Denn ohne tiefes Erschrecken beginnt keine neue Zeit. Nur die Zeiten erhalten Gewalt, ins Leben zu treten, und nur die Zeit macht Epochen, die uns erschrecken. Ohne süßes Erschrecken keimt kein neues Leben, ohne schmerzliches Erschrecken endet kein altes.

Wer also in die Zeitformen und auf Zeitverkörperung eintritt, der muß erschrecken können; er muß mitleiden. Er muß aus seinem Schrecken zum nächsten Frieden kommen.

Es ist eine Lust zu leben. Aber es ist ein Leiden, das Leben zu befrieden, also altes Leben beizusetzen und neues Leben zu benennen. Welche Leiden die Lust zu leben immer neu hervorrufen, das muß der zweite Band zu erzählen versuchen. So verhält sich der erste zum zweiten Band vielleicht wie die Zahl zur Erzählung. Während die Zahl aus Verwirrung Klarheit schafft und um uns einen neuen Raum breitet, erhebt uns die Erzählung über den ersten Schrecken und versetzt uns eben dadurch in eine neue Zeit.

### 3. Abschnitt

*Wer spricht, wird abgewandelt*

(Warum Soziologie Tiefere Grammatik sein muß)

Der Mann, der etwas ausspricht, so haben wir es zuletzt in Sigmund Freuds Person anerkennen müssen, ist einen Augenblick später der Mann, von dem es heißt, er habe eben dies gesagt. Und die Frau, von der jener Mann dies vielleicht gesagt hat, ist in dem Augenblick nach dem Ausspruch die Frau, von der, man denke, eben dies gesagt wird.

Durch diese Vorgänge erhalten wir also plötzlich zwei Männer und zwei Frauen, statt eines einzigen „M“ und einer einzigen „F“, und zwar kommen

diese M 2 und F 2 aneinander zur Entstehung. Denn nur deshalb wurde F 1 zu F 2, weil M 1 zu M 2 geworden ist. Eine Umgruppierung in neue Gruppen setzt damit ein.

Wo immer wir auf einen markanten Ausspruch einer Person blicken, finden wir, daß er eine Zäsur, eine Einkerbung in der Gestalt dieser Person hervorruft. Der Sprecher gliedert sich wie ein Insekt sozusagen dank des Einschnitts durch den Ausspruch in den Mann vor und den Mann nach dem Ausspruch. Und ebenso geschieht es seinem Thema, der Frau oder der Welt; denn auch sie tritt durch seinen Ausspruch in ein anderes Licht und also in eine neue Phase ihres Daseins.

Während die Denker denken, sie dächten „über“ die Welt, bewegen sich Sprecher und Schriftsteller in einer Quadrantenordnung mit den vier Elementen: M 1, M 2, F 1, F 2.

Der einschneidende Gegensatz der kritischen Soziologie gegen die Utopisten, Idealisten, Romantiker und Mythologen ist damit neu formuliert. Jeder Ausspruch in der Gesellschaft spiegelt eine vierfache Bewegung. M 1 wird dadurch, daß er spricht, und zu M 2 an seinem Ausspruch wird, erst endgültig als M 1 erkennbar. Denn nun erst ist M 1 vorüber. Mit den „Leiden Werthers“ ist der junge Goethe berühmt; aber eben deshalb hat der Junge Goethe aufgehört zu existieren. M 1, d. h. der nur Junge Goethe, hat dank dem Ruhm seines Werther aufgehört zu existieren. So aber auch ist es mit Lotte Buff-Kestner. Sie ist nicht mehr dieselbe, seit sie als Heldin des Romans erkannt und sich selber bewußt geworden ist. Darum wird „die Unbefangene Lotte“, die F 1, mit dem Erscheinen des Werther abgeschlossen und tritt ins Gewesene, in das Präteritum. Ein neues Leben fing für sie und für den Verfasser des Werther an. Das Buch also legte beiden ihre grammatischen Tempora des Präteritums und des Futurum fest. Und Gegenwart, Präsens wurde beiden nun das aus den Resten des Präteritums und den Ansätzen des Futurums gebildete Kraftfeld, in dem sich Vergangenheit und Zukunft gegenseitig aufarbeiten.

Gegenwart wird daher als Kraftfeld erkannt, in das Zukunft und Vergangenheit hineinragen, weil etwas ausgesprochen worden ist.

Diese Erkenntnis: Wer spricht, wird abgewandelt, erzwingt von der Soziologie die Anerkennung, sie müsse sich selber als eine Tiefere Grammatik der lebendigen Personen der Höheren Mathematik der physikalischen Dinge zur Seite stellen. Einstein, Planck, Newton und Faraday, diese Physiker sind als Personen durch das, was sie sagen und was von ihnen gesagt wird, bestimmt. Wir alle sind eben nicht nur der Sprecher M 1 und M 2, sondern auch die, von denen gesprochen wird, also F 1 und F 2. Jeder von uns ist also in vierfacher Ausgabe vorhanden! Man nehme wieder den Autor des Werther. Denen, die davon noch nichts vernommen, daß er der berühmte Dichter sei, blieb er noch G 1; selber wurde er durch den Ruhm G 2. Gegenwart war also die Zeitspanne, während der sich sein Ruhm allen mit ihm Lebenden mitteilte. Das *während* Element an dem Begriff der Gegenwart bemißt sich also an der Spannung zwischen

dem ersten und dem letzten Leser des „Werther“. Es gibt Goethe in der „Gegenwart“, solange die Zeitspanne währt, in der er „zum ersten Male“ gelesen und bekannt zu werden vermag, freilich außerhalb der Examina der Schulen, bloß als Ereignis im Leben eines Lesers<sup>1</sup>.

Diese grundsätzliche Vervielfältigung meiner Existenz durch die zwei Tatsachen, daß ich spreche und daß von mir gesprochen wird, setzt mich aus der Mathematik hinüber in die Grammatik.

Alle vorgrammatische Soziologie verkennt ihr Thema und bleibt Sozialphysik, d. h. ein Mißverständnis. Denn sie entspricht selber nicht den Sätzen der Sprachverwandtschaft, dank derer die miteinander und voneinander Sprechenden sich in neue Zeitspannen versetzen. Sprechen macht uns verwandt, weil wir einander die Tempora des Präteritums, des Futurums und des Präsens mitteilen. Die Sprachverwandtschaft schafft mithin einen Zeitleib. In diesem Zeitkörper bilden wir, nur weil wir voneinander und miteinander gesprochen haben, die Determinanten. Wir rücken an bestimmte Zeitpunkte. Die Tiefere Grammatik enthält also unausweislich Flexion, Konjugation, Deklination; denn sie erkennt ja die Abwandlung und Abart als die Potenz, die in Sprache aktualisiert wird. Dank der Sprache bleiben wir trotz aller unserer Abarten und Spielarten eine Art. Ohne sie entarten wir.

Aus dem Wirkungsfeld dieser Potenz reißt sich der heraus, der wie die Naturforscher, als mit sich identisches Subjekt, einem ebenso mit sich identischen Gegenstand gegenüber zu stehen glaubt. Diese Fiktion der Naturwissenschaft ist sehr nützlich. Für die Soziologie aber wäre diese selbe Fiktion schlimmer als tödlich. Ein Soziologe, der versuchte, die Vervielfältigung durch den Ausspruch zu leugnen, würde impotent. Er würde also geringfügiger als die Personen, von deren Verhalten er handelt. Der Impotente kann die Potenten nicht verstehen. Er geriete in das Verhältnis, das Goethes Adler und Taube beschreibt. Dem physikbezauberten Soziologen hat der Adlerjüngling Goethe seinen Vers zugerufen: „Oh Weisheit, Du redest wie eine Taube.“ Die Einsicht des Geringfügigen erreicht das reiche Gefüge der Wirklichkeit nie. Der Versuch, das Wagnis abzuschaffen, das mit dem Aussprechen der Wahrheit verknüpft ist, ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Weder dem Leser noch dem Schreiber eines Buches bleibt der Ursprung erspart, dank dessen wir aus der Froschperspektive der Impotenz hinausmüssen, einfach weil wir etwas aussprechen. Niemand entgeht dem Satz: „Wer spricht, wird abgewandelt“, außer dem, dessen Worte dünner und dünner werden, bis schließlich alle merken, daß er, weil er sich nicht durch die Wahrheit wandeln will, in Wahrheit nichts zu sagen hat. In der Soziologie gleicht der Soziologe, der am Ende der selbe sein will wie am Anfang, der „Frau im Pißpott“ aus dem Märchen.

---

<sup>1</sup> Goethe selber empfand es so. Am 25. Juni 1786 schrieb er launig: „Ich korrigiere an ‚Werther‘ und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“

*Die Raumnot der Gebildeten*

(Descartes und Nietzsche)

In diesem ersten Bande sind Außenraum und Innenraum zu ihrem Rechte gekommen. Gegen meine eigene Natur – so hat es mein Vorwort dargetan – habe ich mit diesen beiden Räumen den ersten Band gefüllt, weil ich zugeben muß, ein Produkt der Neuzeit in meinen Verständigungsmitteln und in meiner sogenannten Bildung zu sein. Dank dieser Bildung wird dies Buch gedruckt. Dank dieser Bildung verständigen wir uns trotz Dreißigjährigem Krieg und trotz der beiden Weltkriege überhaupt noch. Also muß ich diese Bildung wohl gelten lassen, bevor ich den Leser ihr werde entreißen dürfen.

In zwei Personen und in zwei Philosophien beherrscht uns alle die Neuzeit mit ihrem mechanischen Unterton und ihren künstlerischen Obertönen. Sprechen wir von ihnen, damit wir ihnen nicht verfallen bleiben! Sprechen wir von Descartes und Nietzsche!

Die Mutter des René Descartes starb bald nach seiner Geburt; als Friedrich Nietzsche fünf Jahre alt war, verunglückte sein Vater. Diesen zwei Ereignissen, dort dem Ausfall der Mutter, hier dem Ausfall des Vaters, waren die ausgesetzt, die Anfang und Ende der Neuzeit verkörpern. Es war die einaltrige Zeit ohne Ahn und ohne Erbe.

Die Verletzung durch ihr Schicksal zeichnet sich großartig in den Profilen dieser beiden Denker ab. Durch sie ist diese Ausmerzungs- des Generationenzusammenhangs zum Stigma der Neuzeit geworden, denn sie gab sich entweder dem automatischen Fortschritt oder dem Zeitgeist preis.

Selten wohl haben zwei gesellschaftliche Unfälle ihre „Fälle“ so aufs äußerste getrieben.

L'esprit Français und der Deutsche Geist, Clarté und Erlebnis, Mathematik und Musik, Wissenschaften und Künste Europas sind die Leistung, die hier ermöglicht worden ist. Aber in Descartes zuerst tritt auch jene gelehrte Kümmerlichkeit auf, von der Adolf Harnack auf der Reichsschulkonferenz 1920 sagen mußte: „Wir sind schon kümmerlich genug.“ In Nietzsche aber wagt sich unser Kummer ans Licht. Nur von dem Standpunkt des Descartes aus haben wir den technischen Fortschritt der letzten dreihundert Jahre vollbringen können. Erst im Zeitpunkt Nietzsches aber sind die Grenzen dieses Fortschritts übersehbar geworden. Daher geht uns Standpunktverkörperer Descartes und Zeitpunkt-beseeler Nietzsche hier gemeinsam an. Sie vergegenwärtigen die Übermacht jenes Außenraums und Innenraums, von denen dieser erste Band gehandelt hat.

Dabei steht uns zeitlich und landschaftlich Nietzsche so nahe, daß es nicht



schwer ist, in dem Lebenslauf Nietzsches – und was für ein Rennen war dieses Leben – die Linien ausgezogen zu sehen, die einem von Vaterlosigkeit gejagten Denken vorgezeichnet sind. Bürgerliche Berufe sind Krücken, die den meisten von uns gestatten, sozusagen unentwickelt durch das allgemeine Leben zu humpeln. Nietzsche wurde diese Brücke des vorgeformten Berufes weggerissen. Er wurde auf seinen eigensten geschöpflichen Tatbestand geworfen. Erst dann hatte er die Folgen aus seiner Erfahrung zu ziehen. Und diese schloß Vaterlosigkeit ein.

Es ist dem Leser von heute nicht ebenso gegenwärtig, daß der knabenhafte Ernst des Cartesius – er selber übrigens wollte immer Descartes genannt werden und das ist sein menschlichster Zug, seine Freude an seiner Herkunft – daß dieser verzweifelte Ernst, sogar den eigenen Körper als Maschine zu berechnen, daß dieser knabenhafte Ernst ebensowenig zufällig ist wie das erwachsene Spiel Nietzsches.

Nietzsche hat es an dem harmlosen Gepappel mit Mutter und Schwester nie gefehlt. Gerade dies aber war dem mütterlosen Descartes versagt. Er hat sich nirgends von der formalen Strenge des zwischen Männern geltenden wahren Wortes erholen dürfen. Vor der Zeit hat dies Kind nichts als einen Standpunkt einnehmen müssen. Wo der Mutterschoß fehlt (und Descartes war zeitlebens überdies so gebrechlich, daß ihm die Ärzte nur ein kurzes Leben gaben), da muß der Mutterlose ruhig und unerschütterlich zu stehn versuchen. Als Ersatz für das ihm verbotene Schluchzen des Kindes gab Gott ihm das Genie der Geometrie.

Es ist nun rührend zu sehen, wie dieses verständige Kind Descartes seinen eigenen Genius für neue Lösungen in der Mathematik unter die allen Menschen zukommenden Gaben des bloßen Verstandes rechnet. Seit Descartes beginnt die Verwechslung von schöpferischem Geist mit reproduktivem Geist, von dem bloßen Lehrer der Philosophie mit dem Philosophen. Mit anderen Worten: daß jemand einen Gedanken zum ersten Male faßt, ist offenbar in einer ganz anderen Provinz unserer Anatomie beheimatet, als daß einer das wiederholt, was schon gedacht ist. Dieser Unterschied hat dem tugendhaften Descartes nicht aufgeleuchtet. Er hat sich bloß an den allgemeinen Verstand gewendet. Der Genius, der in ihm Mutterstelle vertrat, der ihm die schönsten Früchte seines Lebens, wie etwa die Geburt einer neuen Wissenschaft, der analytischen Geometrie, gewährt hat, blieb ihm unbezeichnet und unbenannt. Er wollte sich mit Männern verständigen. Nietzsche hat den Spieß umgedreht. Ihm ging seine Einzigartigkeit auf, die aber eben auch mit für Descartes gilt.

Descartes' Gewinn aus der Weglassung seines eigenen Genies war, daß er so ein Mann von Welt sein konnte. Nicht das Heim, aber die Welt will feste Standpunkte. Denn sie will gar zu gerne wissen, woran sie ist. Die Geometrie hat daher Descartes die Möglichkeit gegeben, die soziale Außenwelt und die geometrische Außenwelt gleichzusetzen. Seit ihm gilt die absurde Gleichung: Welt = physikalische Welt. Was aber ist physikalisch? Das, was Zahl und Buchstabe erklären. Alles kann physikalisch werden. Die Mathematik wird eines Tages

die Psychologie, die Soziologie, die Theologie ersetzt haben. Physis, der Garten Eden bei Plato ist nun Physik; Leben ist Leiche. Denn Männer bleiben gleichmütig auch angesichts des höchsten Lebens. Sie weinen nicht und sie lachen nicht. Sie meistern die Masse, die Energie, die Natur.

So kommt es zu dem ungeheuren Satz: „Mein Prinzip ist, daß alles, was ist, immer in dem Zustand bleibt, in dem es ist, wenn nicht eine äußere Ursache es verändert.“ (Correspondance V, 1951, 279.)

Dieser Satz beherrscht die Gebildeten seitdem. Mit ihm herrscht die Mechanik des Außenraums, wie das dann York von Wartenburg als das durchgehende Wasserzeichen neuzeitlicher Bildung erkannt hat (Briefe an Dilthey, 1923, S. 68).

Dieser Methode verdanken wir den Flug nach dem Mars ebenso wie die Kobaltbombe. Und wenn sie recht hätte, dann bräuchten wir nie zu sterben; denn bloße Maschinendefekte könnten ja geflickt werden. Descartes hat komischerweise an die Stelle der Unsterblichkeit der Seele, ohne es zu wollen, die Unsterblichkeit des Leibes gesetzt. Denn alle Einbußen an Leben kämen ja darnach von außen.

Dieser knabenhafte Mut ist zum Küssen. Aber ach, das Leben ist ein zeitweiliges. Mit dem Leben ist sein Tod gerade nicht von außen, sondern von innen gesetzt. Der Preis eines Lebens ist seine Erfüllung, und die volle Endung des Lebens, das heißt der Tod, ist in die Geburt hineingeschmolzen. Wer vor der Zeit stirbt, wie die Mutter des Descartes, der beweist gerade diese Wahrheit unübersehbar.

Freilich, wer nicht schluchzen will, weil er glaubt, „man“ schluchze nicht, – und „man“ steht hier durchaus für die Wortform „Männer“, – der muß den Tod übersehen. Das transzendente Ego, der Gelehrte, bleibt auch dem Tode gegenüber unpersönlich. Wer gegen den Tod gleichgültig bleibt, der versteht ihn nicht. Der Tod ist nämlich das eine Ereignis, bei dem wir nicht gleichmütig bleiben sollen: wir sollen trauern. Aber das verbietet die Wissenschaft. Sie muß alles übersehen. Dazu gehört Gleichmut. Wissenschaft kann daher nie irgend etwas verstehen, das sich mit Gleichmut nicht erfassen läßt. Der Tod in der Gemeinschaft ist vom Tod in der physikalischen Außenwelt durch einen Abgrund geschieden. Und diesen Abgrund fordert Descartes zu ignorieren. Verallgemeinertes Wissen ist kümmerliches Wissen, weil unsere höchsten genialen Fähigkeiten, eben die Erschaffung der analytischen Geometrie durch Descartes selber, aus unserer Zeitweiligkeit stammen. Jener allgemeine Verstand aber, dem der bescheidene Descartes sich, den Genius, fälschlich unterwarf, ist der bloße Allgemeinverstand, also das auswechselbare Maschinenteil, das nur deshalb nicht stirbt, weil es nie gelebt hat. Dem gleichmütigen Verstand fällt nie etwas Neues ein!

So hat Descartes die Seele, unsere Kraft, die Zeitweiligkeit unseres Lebens zugrunde zu legen, mit seinem Inventar von Maschinenteilen in seinem Denken verwechselt. Der Gute leugnet, daß er weinen möchte. Die Seele ist ihm die Auswechselbarkeit seines Denkens mit jedem anderen!

Wo dieser Satz gilt, haben wir neuzeitliches Denken. Es ist ein Versuch, zu sehen, wie weit man damit kommt, wenn man das Weltall als tot ansieht. Diese Theorie, diese Ansicht kommt weit, nämlich bis auf den Mars und nach Hiroshima.

Aber das Leben überwindet diese Welt des Todes. Es baut sogar Hiroshima wieder auf. Der Tod kann das Lebende nie erklären. Er verdunkelt es ja.

Descartes also übersieht den Tod, und verfehlt dabei des Todes Haupteigenschaft, seinen höchstpersönlichen Charakter. Das werfen daher heut die Existentialisten den Idealisten vor. Die Frage ist also: Was wird durch die Leidenschaft, alles zu übersehen, übersehen zu können, allem überlegen zu werden, was wird dadurch gerade ausgelassen? Sokrates wollte nicht Blut schwitzen wie Jesus in Gethsemane. So hat er eine Hygiene des Sterbens gelehrt. Aber dem unterliegenden Herrn verdanken wir die Früchte des Todes.

Es ist zur Selbständigkeit des Lesers wohl erwünscht, daß er an den Brief des Descartes an die Prinzessin Elisabeth gewiesen werde. Denn hier wechseln durchweg die Ausdrücke ‚Seele‘ und ‚Denken‘ für einander ab. Sie gelten dem Schreiber als vertauschbar. (Correspondance V, 322 ff.: „Âme et Corps“ und „Corps et Pensée“ wechseln vier mal ab.) Ein deutsches Buch von 1904 hat sogar im Titel: „Geist und Leib, Körper und Seele“, denn der Verfasser glaubte damit, zweimal dasselbe zu sagen. Die Leute mit frommem Augenaufschlag, die aber doch auch Cartesianer waren, haben übrigens gern sich unfaßbar gemischt ausgedrückt; „geistig-seelisch“ pflegte Willy Hellpach zu schreiben, um sich nicht festzulegen, wenn er nach christlichen Wählerstimmen angelte.

Die meisten Zeitgenossen treffen die Entscheidung zwischen Psychiker und Pneumatiker, zwischen Paulus und den Humanisten, niemals. Denn sie sind viel mehr Cartesianer als sie ahnen. Gegen diese Verwechslung geriet Nietzsche in seine Verzweiflung: „Ich bin nun einmal weder Geist noch Körper, sondern etwas Drittes“ (an Overbeck, Sylvester 1882). Der „Standpunkt“ wird so gewählt, daß man von allen anderen fordern kann, ihn zu teilen, sonst wäre man ja unverständlich. Aber Nietzsche betont durch sein ganzes Leben: „Was mich beschäftigt, bekümmert, erhebt, dafür habe ich nie einen Mitwisser und Freund gehabt; es ist schade, daß es keinen Gott gibt, damit es doch einer wüßte“ (an Elisabeth, März 1885).

Daher ist es für Descartes die höchste Genugtuung, ein allgemeingültiges Gesetz zu berechnen; für Nietzsche hingegen ist die tiefste Sehnsucht:

Meine Seele, ein Saitenspiel, sang sich selber ihr Gondellied.

Hörte ihr jemand zu?

Auf eine Formel gebracht: Nietzsche weicht sich dem spielerischen aber männlichen Zeitpunkt; Descartes dem knabenhaften Ernst der Standpunkt-Forscher.

Mathematik erscheint als nüchtern, die dionysische Haltung Nietzsches als bacchantischer Rausch. Aber der Rechner Descartes und der heitere Tänzer des Lebens Nietzsche — — — mir scheinen sie verdammt ähnlich.

Beide waren zarte Seelen, denen sich ihr Leiden in Genie verwandelt hat. Heil ihrer Zartheit! Heil ihren Leiden!

Wie wir Descartes den physikalischen Raum in seiner gesetzlichen Ausdehnung verdanken, so hat uns Nietzsche den Spielraum neu eingerichtet, den Spielplatz und die olympische Rennbahn, für die kein Gesetz des physikalischen Außenraums Geltung hat. Weshalb ist das so? Wir werden hier auf unseren ersten Teil zurückgeführt: jeder Spielraum wird in den Außenraum als ein zweiter Raum hineingesetzt. Und hier gelten daher andere Spielregeln als in der Physik. Hier könnten die Quadrigen der Rennfahrer sogar heute noch den Rennwagen „des Helios in Hehrer Majestät“ abbilden, während sich außen „nur noch wesenlos ein Feuerball bewegt“.

Es hat aber einen besonderen Grund, weshalb Nietzsche nicht rund und klar mit seiner anticartesischen Leistung vor uns steht. Nietzsche, der Dionysier, durfte nicht auf Dialektik seine Leistung aufbauen. Von Karl Marx weiß jeder, daß er gegen Hegel kam. Und so stellen sich heut fast alle die Philosophie in dialektischer Fortbewegung vor. Dann bleibt Nietzsche unverstanden.

Denn Nietzsche, der junge Gott des Spielraums, kam von dem Schauspieler Richard Wagner her. Nietzsche wollte „der Erbe Wagners“ werden (zweimal in Briefstellen). Aber Nietzsche schied zwischen Spiel und Schauspiel: Das Spiel sterbe am Schauspieler. Trotzdem mußte er zugeben, wie er in der „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ getan, daß er dem Schauspieler, Bühnengründer, Publikumsbezwinger Wagner seine tiefste Einsicht ins Spiel verdankte.

Nur, Bayreuth ist ein Theater, Schaustellung. Das Geheimnis aber des Liturgen, der vor Gott spielt (Guardini), und das Geheimnis des heiligen Kindes in Nietzsche, das sein Leben spielt, während es die Maske des Teufels dem Publikum vorhält — — — das Geheimnis des *reinen* Spiels galt es, vom schauspielerischen abzuheben.

Die großartige Gegenstellung Nietzsches gegen Descartes wird also deshalb übersehen, weil sich Nietzsche nicht als Antithese gegen Descartes entwickelt hat. Die Physiker und Künstler von 1600 bis heute haben ja immer parallel geschaltet gelebt. Goethe hat diese Doppelspur sogar zur Religion verdichtet:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion.

Also auch Mathematiker lassen sich Schauspiele gefallen. Künstler läßt der Naturforscher als gleichberechtigt gelten.

Dieses Gleichgewicht hat Nietzsche zerstören müssen. Weder der berechnende Mathematiker noch der berechnende Schauspieler, der sein Bild malende Maler, der auf Bestellung bauende Architekt noch der auf die Bühne strebende Dramatiker, noch der Theaterdirektor Goethe oder der mit des Deutschen Bundes Privilegien ausgestattete Dichter Goethe sind unabhängig vom Publikum und damit von zweckhafter Schaustellung. Planck und Furtwängler sind nicht genug.

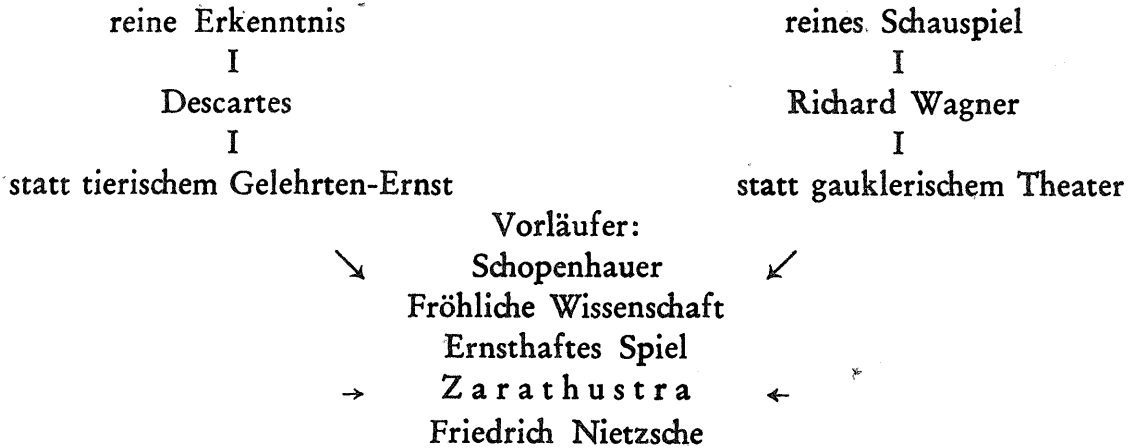
Der Idealismus erswindelt sich für die Kunst — die ja nicht nur nach Brot geht, sondern — viel schlimmer — die gesehen, gehört, verbreitet werden muß —

was Nietzsche für den unschuldigen, höchstens von einer anderen Seele mitgeahnten freien Tanz des spielerischen Lebens zurückerobert. Prinz Vogelfrei, nur Narr, nur Dichter, Zarathustra, Freigesinnt, erst Kamel, dann Löwe, am Ende Kind – in tausend Gestalten hat er dem gräßlichen Ideal von Kunst und Wissenschaft zu entrinnen gesucht.

Am großartigsten hat er seine Vertauschung von Künstler und Wissenschaftler profiliert, als er schrieb:

„Das Pathetische der höchsten Gattung wird mir nur im Spiel gelingen.“ Er selber hat in diesem Satze das Wort *Spiel* unterstrichen (an Peter Gast, 3. 9. 1883).

Ein Schema mag helfen:



Weil also Nietzsche vom Schauspiel Wagners auf das Spiel zurückgekommen ist – und überdies vom Pessimisten Schopenhauer auf die Fröhlichkeit – so hat er nie gegen Descartes Front zu machen gehabt. Aber eben darum ist er *neben* Descartes getreten. Wer sich aus dem Hegel-Marx-Zwischenspiel lösen möchte, dem hilft schon dies göttlich freie Nebeneinander des Descartes und Nietzsches. Sie sind keine Antithesen. Frei hat Nietzsche bleiben wollen, hat Descartes selber auf seine Freiheit angesprochen, da wo Descartes selber nur aufs Gesetz starrte statt auf das eigne Genie.

Wie am Strande des Meeres das Kind selbstvergessen mit Muscheln spielt, so widme sich „der Mensch“ nach Nietzsche selbstvergessen seinen Titanenspielen. Denn noch den Ossa auf den Pelion zu häufen, ist ein Riesenspielzeug. Aber Zuschauer soll niemand bleiben. Je weniger Zuschauer, desto mehr Leben. Tod den Zuschauern, Leben den Spielern!

Weltraumdenker und Spielraumsänger haben sich in großen sakramentalen Formeln in uns eingeritzt. „Cogito ergo sum“: das ist der knabenhafte Ernst des Schutzlosen, der im Gedanken seine Sicherheit suchen will, um sich nicht lächerlich zu machen. Paul Valéry hat diesen Stoßseufzer wunderbar gedeutet (Les plus belles pages de Descartes, Introduction).

„Lieben heißt, jemandem eine Scham ersparen.“ Das ist Nietzsches größter Satz. Da er nicht in Allgemeinheiten geredet hat, so ist das „Cogito ergo sum“

bekannter. Indessen am Grabe Nietzsches in Röcken am 28. August 1900 ist dieser Satz ihm nachgerufen worden. Also elf Jahre nach seiner Erkrankung war er in diesem Satz dem treuesten Jünger am lebhaftesten gegenwärtig. Im Reich der Freiheit bedeutet ein solcher Nachruf so viel wie im Reich der Mathematik die Zustimmung aller.

Wo der Denker schamfrei sagen darf: „Ich“ denke, *Ich* bin, da muß der Liebende schamhaft sprechen: „meine Seele ein Saitenspiel“. Wie ernst ist es dieser Seele! Aber eben deshalb muß in einer letzten Scham die Seele noch einen zarten Vorhang ziehen mit Hilfe des Wortes „= spiel“. Der Geist kennt keine Scham, so wenig wie die Natur. Die Seele wird durch Nacktheit getötet. Deshalb ist jede Verwechslung von Seele und Geist unvollziehbar. Es gibt nicht das Kauderwelsch von „geistig-seelisch“, an dem seit 1789 die Gebildeten erstickt sind.

Diese Wahrheit hätte Descartes nie begriffen. Denn der Geist der Wissenschaften lebt von Allgemeinheiten, deren Aussprechen unpersönlich macht. Weil im Raum der bloßen Seele Nacktheit tötet, verschließt Descartes diesen Raum und das Wort „Scham“ existiert in seinem Reich bekanntlich nur, um sofort weggeätzt zu werden. Denn alles wird analysiert. Nietzsche umgekehrt riegelt den Zuschauer ab; unter dem Blick des Geistes schwände die Seele.

Da nun alle Philosophie mit einem Einzigem Raume rechnet, so werden in ihr weder Descartes noch Nietzsche durchsichtig. Nur wer die Doppelung der Räume anerkennt, begreift ihr Ineinanderwirken. Sobald wir es begreifen, können wir ihre Epoche hinter uns lassen. Beide haben je einen Raum heraufbeschworen. Deshalb verlangen beide noch ein ernsthaftes Wort. Es liegen hinter diesem ernsthaften Wort ausführliche Studien; aber hier genügen wenige Striche.

René Descartes wurde 1596 in der Tourraine geboren; sein Vater amtierte am Parlament von Rennes und der Vater erzog ihn bis zum neunten oder zwölften Lebensjahre (die Daten sind umstritten), d. h. bis er auf die neue Jesuitenschule von La Flèche kam. In diesem Internat hat er neun Jahre zugebracht. Étienne Gilson hat nachgewiesen, wieviel von dem dort Gelernten in Descartes zeitlebens verblieben ist. Aber als 1615 Descartes frei wurde, da fühlte er sich nur in seiner mathematischen Schaffenskraft wohl. Alles sonst Gelernte erschien ihm wirr und unsicher, eine bedauerliche Zeitverschwendung. „Nichts mehr von solchem Zeug, nur noch Gewisses denken“, war sein Ruf. Finanziell unabhängig – er ist es zeitlebens gewesen –, reiste der Kavalier und kam dabei nach Holland.

Hier traf er den älteren Pylades, der diesem Orestes seine Mutterlosigkeit durch schützende Freundschaft geadelt hat. Es ist der acht Jahre ältere Beeckman gewesen, der 1618 Descartes seine Methode formulieren half. Beide wollten Physik auf Mathematik gründen, und so rohe Empirie und Skepsis beide bekämpfen. Wer bedenkt, daß Beeckman 30 und Descartes 22 Jahre alt war, der weiß, daß Beeckman eine ungeheure Sicherheit für Descartes geschaffen haben muß. Seine Entdeckung durch Beeckman ist seine Empfängnis. Ein Jahr später hat ihn diese Entdeckung so bestärkt, daß er seinen Traum, seine drei Träume

am Kachelofen in Ulm träumt. Seine Lebensaufgabe steht deutlich vor ihm. Mit einer Wallfahrt nach Loretto, sechs Jahre später hat er dem Himmel für diese Einsicht gedankt. Er wird mit seiner Deduktion aller physikalischen Tatsachen auf Mathematik eine Kette um sämtliche Wissenschaften winden: es wird am Ende nur einerlei Wissen geben.

Uns geht hier der Mutterschoß an, aus dem der ungeheure Mut des Descartes kam, die geheimnisvolle Begegnung und das eigentlich noch geheimnisvollere Anerkanntwerden durch den acht Jahre älteren und scheinbar nicht im geringsten eifersüchtigen Beekman.

Wir wissen von dieser ersten Umarmung durch den älteren Freund erst seit kurzem. Aber immer schon ist der zweite Fall hervorgehoben worden, in dem ein acht Jahre Älterer Descartes bestimmend vorwärtsgetrieben hat. 138 Briefe hat Descartes an Mersenne geschrieben, den Herausgeber der – noch nicht existierenden – „Zeitschrift für Physik“. Der Mönch Mersenne (1588 – 1648) fungierte als Vorläufer unserer heutigen wissenschaftlichen Publizistik. Wie am Ende die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft gekommen ist, so kam zu Beginn die Freiwilligengemeinschaft der Freunde der Forschung. Mersenne ist ein Zentralknoten in dieser Organbildung. Wieder also beugt sich ein acht Jahre Älterer mütterlich über den Gebrechlichen; es war vermutlich vier Jahre nach Ulm, 1623, und der Traumauftrag, die neue Methode auszubauen, kam nicht recht vom Flecke. Da band Mersennes Teilnahme das zarte Spalierobst hoch und durch seine Zuwendung hat er es zur frühen Reife geschickt gemacht.

Die Befruchtung durch Beekman und die Reifung durch Mersenne sind dann noch fünf Jahre später ergänzt worden durch die Mahnung des Kardinals Berylle: Vergeudet Euer Pfund nicht. Ihr seid es Eurem Traumgesicht schuldig, es nun auch durchzuführen. Erst darauf hat der lässige Kavalier, der Gentleman, von Descartes den Abschied erhalten; nun erst, 1628, ist er in seine Muße in Holland gepilgert und hat sein Bild des zusammenhängenden, nur ausgedehnten „MONDE“ begonnen. Wieder fünf Jahre später – die „Monde“ ist bald fertig, meint er – kommt die Nachricht von Galileis Verurteilung in Rom. Noch einmal huft er zurück. Die „Welt“ bleibt ungedruckt. Man sieht, wie zart diese Seele in Wirklichkeit war. 1618, 1623, 1628, 1632/33 läßt sich der Weltmann zwar gewinnen, befruchten, binden, bestimmen. Aber die Äußerung bleibt auch dann noch aus. Endlich 1637 entsteht aus allen diesen mütterlichen Hilfen – keine Autorität eines Vaters, oder auch nur Lehrers ist am Werke, und Descartes hat nicht gelehrt, sondern ist Kavalier geblieben – endlich entsteht der Discours de la Methode. Die Geschichte übersieht zu leicht den Sinn dieses großartigen Zögerns. Im Rückblick gleiten wir so schnell über die Jahre weg. Aber in Wahrheit sind Mersenne wie Beekman, Berylle wie Galilei mütterlich vor Descartes hingetreten, oder wenn nicht mütterlich, so als ihm überlegene Freunde, um ihn zu dem Schwierigsten vorzubereiten, zu einer neuen Methode. Denn nicht Tatsachen, nur Denkweise verändert die Wirklichkeit.

Methode ist ein griechisches Wort so gut wie Geometrie und Mathematik. Ich habe andernorts erwiesen (Der Atem des Geistes 1951), daß in der Neuzeit das Hinzutreten des griechischen Wortes aus individuellem Schock und gesellschaftlicher Besinnung neue Fachwissenschaft herausmeißelt. Den „Schock“ spricht die Nationalsprache an, die Besinnung das lateinische Fremdwort; aber erst im griechischen Terminus kündigt sich Bewältigung an.

Die Kunst vereinigt den Schock auf uns Vereinzelte – etwa der Feuerzauber im „Ring“ gebraucht daher das Wort Feuer. Am Ende steht der griechisch-technisch benannte Pyrotechniker. Den Gemeinschafts-Segen – statt das Furchtbare – des Feuers aber bildet die „Benedictio Ignis“ in der Messe. Gott wird „Divinitas“ in den Schulen des Mittelalters, und heut noch heißt der Doktor „of Divinity“ der Doktor, der etwas von Gott gelernt hat. Aber Theologie wird die eigentliche Wissenschaft vom Göttlichen genannt, zu Unterschied vom bloßen Deismus. „Welt“ für uns Weltkinder wird „Natur“ bei den gemeinsamen Vorstellungen, und „Physik“ bei Descartes, weil er „Natur“ aus Objekt zum „Problem“ reiner Wissenschaft macht. Von dem Aufschrei des Einzelnen zum Objekt der Gemeinschaft zum Problem des Fachs geht der Weg.

Ich habe den Buchtitel des bekannten Eddingtonschen Werks „The Natur of the Physical World“ analysiert. Dreimal steht hier ein und dasselbe Wort: Welt, nämlich einmal in der gesprochenen Sprache: World; einmal in der Sprache der allgemeinen Überlieferung: Nature; einmal in der Sprache der Fachwissenschaft: Physical. Wie kann es irgend welchen Sinn haben, dreimal das selbe zu sagen, mit einem Volkswort, einem Kirchenwort, einem Fachwort?

Ja, gerade das hat Sinn; seit Descartes und den Cartesianern hat nur dies als der einzige und für sie nicht umkehrbare Denkfortschritt Sinn. Für Gebildete ist die inferiore Schulgrammatik einer einzelnen Sprache eben – inferior. Wir werden erst dann ernsthaft, wenn wir mit mehreren Sprachen jonglieren. Wer die Welt des Feuerzaubers und des Prometheus, der das Feuer stahl, erst in die „Natur“ und dann in die Physik übersetzen kann, der ist unser Mann.

„Welt“ drückt aus, daß ich, der Sprecher, sie als unerkannt ehrfürchtig oder erschrocken vor mir und um mich habe.

Natur besagt, daß wir, nicht Du allein oder ich allein, sondern unsere Gemeinschaft, sie uns gegenüber haben. Wir haben uns ihr bereits gemeinsam zugewendet. Aber wir haben sie noch nicht gemeistert. Physik besagt: wir haben Fachleute aus uns freigestellt, und diese sollen sich dieser Schrecken bemeistern. Sie handeln für uns mit diesem besonderen Auftrag, uns den scheußlichen Drachen „Welt“ gebunden als Motor oder Bombe uns vor die Füße zu legen.

Sprecher, Advokaten, Philologen; Krieger, Militär, Strategen; Sitte, Moral, Ethik bilden einige ähnliche Reihen wie Welt, Natur, Physik. Aber bei Descartes ist das reine Modell dieses dreisprachigen Feldzugs errichtet. Daher glaubt seit ihm Jedermann, eines Tages werde alles im Experiment reduziert sein, die Politik, das Geschlechtsleben, das ewige Leben, der verborgene Gott, und der



Fortschritt selber oder die Liebe werden dann in Quantitäten ausgedrückt werden. „Wen liebst Du mehr: Deine Mutter oder Deinen Vater?“ ist eine beliebte Fragebogenfrage heutiger Psychologen. Sie könnte in der Tat von Descartes selber stammen. So genau drückt sie des Mutterlosen Sehnsucht aus, ohne Mutterliebe auszukommen. Wo nach „Wieviel“ gefragt wird, ist der Mensch gleichgültig geworden; die Liebe ist dann abhanden gekommen. Die Folgen des Cartesianismus erweisen die Wahrheit des alten Satzes, daß kein Weg wahr bleibt. Dem weisen Mommsen haben wir dies Motto auf unserm Titelblatt dankbar entnommen, und unser „Kreuz der Wirklichkeit“ selber zeigt, daß jede Methode nur eine Richtung ist, aber nicht eine Einbahnstraße werden darf.

Descartes selber ist ein wirklicher Mensch. Denn er hat seiner Zeit eine neue Aufgabe mit seiner ganzen Person zögernd, aber schließlich mit voller Hingabe ergriffen. Was er aber geschaffen hat, einen bestimmten Standpunkt, das ist vorübergehender Natur. Wer den wirklichen Descartes vergißt und seine komische Spaltung in Verstand und Objekte im Raume mitmacht, der wird schizophren. Diese Erkrankung steht am Ende der Neuzeit in USA als Geisteskrankheit oben an.

Nietzsche hat dies erkannt. Er hat die Einbahnstraße in umgekehrter Richtung durchlaufen: aus Physik in Natur und aus Natur in „Welt“. Er hat griechisch begonnen, ist lateinisch geworden und hat in den panischen Schrecken noch jenseits des persischen Zarathustra sich gestürzt.

Weil Descartes sich für seine groteske Zweiteilung in Geist und Körper auf die ganze Reihe von Parmenides bis Proklus berufen konnte, so ist Nietzsche aus dem griechischen Boot ausgestiegen. Das ist der Sinn seiner Namenswahl: Zarathustra und seiner Angriffe auf Sokrates. Sie waren berechtigt.

Nietzsche wurde bis zu seinem zwölften Lebensjahre von seiner Mutter erzogen. Dann kam er auf die Schulpforta. Hier war er acht Jahre. Er glaubte sich zu entsinnen, daß ihm schon mit sieben Jahren, zwei Jahre also nach dem Tode des Vaters – feststand, er werde ewig allein zu sein haben! Sicher ein merkwürdiger Zug. Es lag Nietzsche daran, daß jeder, auf den es ihm ankam, gerade dies wisse. Er wies damit absichtlich jeden in seine Schranken. Als Heinrich von Stein gestand, er habe etwa zwölf Sätze und nicht mehr aus dem „Zarathustra“ verstanden, war Nietzsche übergelukkig. Mehr oder gar alles zu verstehen, hätte ja sein Gegenüber berechtigt, ihm zu nahe zu treten und sein erstes Dogma: „Ich bin auf ewig allein“, zerstört. „Ich denke nicht daran, je geliebt zu werden“ (März 1885).

Diese Grunderfahrung ist also keine ‚Erfahrung‘, sondern ein Dogma. Deshalb hat Nietzsche zu jedem Menschen anders gesprochen und geschrieben, sich auf jeden in dessen Sprache eingelassen, und dies selber als ewige Schauspielerei empfunden. Er mußte also hinter diese tausend Masken, von denen er unablässig schreibt, unbedingt dringen, wollte er mit sich selber irgendwo ins Freie treten. Was konnte hinter allen vorübergehenden Masken, allen Anpassungen,

aber auch allen Untiefen an Tiefen aufgebohrt werden, wo die bloßen Standpunkte für Sonderzwecke wegfallen und das punctum saliens, der „Mensch Friedrich Nietzsche“ unverwechselbar ins Leben träte?

Der Geometer macht alle Punkte vertauschbar. Die Seele macht den Menschen unverwechselbar. Dazu allerdings muß sie den Allgemeinheiten entsagen, sowohl den Allgemeinheiten des Fachs (Nietzsche hörte auf, Philologe zu sein) als auch den Allgemeinheiten des Klerus (Nietzsche hörte auf, zu einer Kirche zu gehören). Er hörte nämlich auf, eine „Natur“ zu haben. Er entdeckte, und wir alle wissen es durch ihn (genau so wie wir dank Descartes fliegen), daß wir, je echter wir leben, desto weniger eine Natur haben. Der Mensch ist Natur, Widernatur, Unnatur und Übernatur in dunkelster Mischung.

Nietzsche rennt also vom Wüstenwind des Cartesianischen Weltbildes gejagt zurück aus Sokratischem Denken und in seinem panischen Schrecken durchjagt er auch die Kirchenschiffe des lateinischen Credo und der bürgerlichen Konstitutionen. Er muß weiter zurück in die Urfassung des Menschen, ja vor seine Urfassung. Da alles, was wir sagen, nur der bestimmten Tiefe entspricht, zu der wir vorgedrungen sind, so liegt ihr die Urtiefe des Schweigens vorauf.

Dieser jugendliche Atheist hat, so viel wir wissen, seines Vaters, des evangelischen Pfarrers, gern gedacht. Aber ihm ist nicht das Vater-Sohn Erlebnis des Joyce im „Ulysses“ geworden. Er hat den Fortgang der Sprache im Gehorsam gegen das empfangene Wort nicht als Befreiung empfunden. Daß erst Vater und Sohn zusammen erläutern können, was Denken oder Sprechen heißt, das ist ja seit Descartes abhanden gekommen. Daß uns unser Vater zu seinem Sohne ernannt, ist zwar sogar eine juristische Tatsache. Aber sie ist zu grundlegend, um von Philosophen ernst genommen zu werden. Nietzsche hat sich trotz Mitleids für den engelhaften Vater nicht ernannt wissen wollen. Nun ist der Indianerstamm, die Familie, der Staat, die Kirche, kurz alles, was nicht die Pseudoreligion von Kunst und Wissenschaft glaubt, also alles „Ungebildete“, auf Ernennungen und Abdankungen aufgebaut. Die Bildung hat Nietzsche aber verhindert, dies anzuerkennen. Ein besonderer zeitlicher Umstand hat ihm übrigens dazu wohl das Recht gegeben.

Immer haben Väter ihre Söhne anerkannt und dadurch ernannt und damit erlauben sie den Kindern, sie mit Vater anzureden und sich für seine Nachkommen zu halten, für seine Erben. Wenn aber Familien oder Gemeinden in Unordnung geraten, dann ist die Kirche eingesprungen, um solche unvollkommene Nachkommenschaft durch die Kindschaft Gottes betont zu ergänzen.

Nietzsche nun verlor nicht nur 1849 seinen Vater. Im selben Jahre setzte auch die Muckerzeit in Preußen ein, von deren Wirkungen auf die Pforte sogar Wilamowitz-Möllendorff in seinen Memoiren berichtet. Nietzsche hat den Muckern, diesen Ineinssetzern von Thron und Altar, Haß zugeschworen. Wegen der ekelhaften Mucker zwischen 1849 und 1861 ist er, Nietzsche, auch um seine zweite Vaterschaft betrogen worden.

Wer keinen Vater hat, der kann das Maß zwischen Vergangenheit und Zukunft nicht finden, das der Satz formuliert: „Darum soll der Mann Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen.“

So wenig hat Nietzsche diesen Satz leben können, daß er sich nie hat verlieben können. Er wollte nicht eine Frau, aber vielleicht eine Tochter, die ihm dann Ehrerbietung entgegenbringe !!! Er wollte also den Teufel mit Beelzebub austreiben. Denn der Ehrdurstige heiratet doch, damit jemand ihn nicht mit Ehrerbietung hintergehe und versteinere.

Wir haben schon von Nietzsches Kampf gegen das Familiäre gesprochen. „Die Leute wissen nicht, wen sie vor sich haben“, ist seine tägliche demütigende Erfahrung gewesen. Abstand, Distanz will er erzwingen. Was ist denn das? Im voneinander Überwältigtwerden der Geschlechter gibt es dies nicht, wohl aber im Verhältnis der Generationen. Nietzsche hat mehraltrig nach oben auf Väter, nach unten aber auf Schüler geblickt. Sein Buhlen um die Gunst Jakob Burckhardts war eben so unvermeidlich wie sein Ausschauhalten nach Jüngern, wie sein Bruch mit allen Zeitgenossen. Ehre ist immer mehraltrig. Die Mehraltrigkeit aber ist Nietzsche versagt geblieben. Die Umkehrung der Einbahnstraße des Descartes hat nämlich Nietzsche den verrückten oder verrückt machenden Preis gekostet, den jede Rückkehr in den Vaterschoß vor der Sprache und vor der Ernennung zum Sohne kostet: Nietzsche legte sich auf, „jung“ zu bleiben. Nietzsche = Dionysos ist der Ahn der deutschen Jugendbewegung. Dionysos ist der Sohn des Zeus (= Dios) oder genauer der jugendliche Teil des Dios. Die Römer waren sich sehr klar darüber: sie verehrten unterhalb des Jupiter auf dem Kapitol den jungen Jovis, den Vediovis; weil jung, war er ve-sanus oder raste er wie Dionysos.

Wir sollten doch die beiden Stufen der Zeusreligion, die in uns allen herrscht, nämlich von Ernst und Spiel, einmal ganz ernst nehmen. Denn dann erklärt sich Descartes und erklärt sich Nietzsche. Descartes wollte mit 19 Jahren alt sein, Nietzsche mit 44 jung bleiben. Denn was heißen Jovis und Vediovis? Worin besteht unser Jung oder Alt sein?

Kardinal Newman trat im 45sten Jahre zu Rom über. Gauguin schrieb im 45sten Jahre Noa Noa. Goethe fand im 45sten Jahre Schiller, um sich zu erneuern. Nietzsche verfiel in diesem Jahre dem Wahnsinn.

Für mich ist von Jugend auf sein Wahnsinn immer ein erheblicher Teil seines Sinns gewesen. Sein Zusammenbruch von 1889 hat ihn mir nie entfremdet. Wer Hölderlins Geisteskrankheit nicht zu Hölderlin rechnen kann, dem spreche ich ein Verhältnis zu Hölderlins Seele ab. Denn wer über gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Also ginge mich Nietzsches großartige geistige Gesundheit ohne seinen Wahnsinn auch nichts an. Es ist jedem von uns auferlegt, beides zu werden: jung und alt. Mancher Junge muß lernen, älter zu werden; mancher Alte muß sich verjüngen. Alter und Jugend sind Ur-sachen, Ur-tatbestände der sozialen Ordnung.

Die Seele als Saitenspiel gehört nur einer der beiden Urfassungen unseres Lebens an. Der Mann als Gesetzgeber und Geometer gehört der anderen an.

Unsere Kapitel über Geschlechter und Lebensalter haben das klargestellt. Hier nun treffen wir auf zwei Einbahnstraßen; auf der einen hat ein Frühreifer mit 23 Jahren alles vorher-Erlebte, alle Sinneseindrücke, für bloß subjektiv erklärt und hinter sich getan, um von nun an nur wiederholbare, immer wieder denkbare Wahrheiten zu denken. Dies heißt alt sein. Ein alter Mensch läuft Gefahr, sich sogar auswendig zu kennen. Dies ist Descartes' Ehrgeiz. Ihm entgegen bahnt sich Nietzsche den Weg zum erstenmal. Jede erste Innervation ist ein Pfad der Jugend. Auf diesen immer steileren Pfaden, schließlich ausweglos am Berggrat festgekrallt, dicht unter dem Blitz: so sieht er sich selber.

Aber nur so kann er Heiltrank werden für die in Bildungsphilister und Schauspieler, in Technik und Sensation verlorene Neuzeit. Sein Rennen in seine Heiltrankeistenz ist von erbarmungsloser Folgerichtigkeit genau wie das Stehen des Descartes. Ich habe gegen die äußerlichen sozusagen bloß bibliographischen Listen von Descartes' Schriften den Lesern dargelegt, wie sich der lässige Kavalier, der Gentil-homme, langsam auf seinen Standpunkt festlegen läßt. Ich will hier steigernd hinzufügen, daß durch sein Säumen, sein Zaudern, den entschiedenen Standpunkt endgültig beziehen, es gekommen ist, daß sein Discours de la Methode, der sein Cogito ergo sum enthält, neunzehn Jahre nach seiner Begegnung mit Beekman anonym und auf französisch erschienen ist. Descartes' erste Publikation unter seinem eigenen Namen muß weitere vier Jahre warten. Er war damals auch 45 Jahre alt. Das heißt, auch Descartes hat den Entschluß, die Denkweise des Alters vorzuleben und zu postulieren, endgültig erst dann als Standpunkt festgelegt, als sie auch seinem Lebensalter entsprach. Vorher war er das geometrische Genie, dem dieser besondere Auftrag verfrüht – eben als Genie – zufiel. Den Zufall hat erst der reife Descartes als Schicksal auf sich genommen. Dies verleiht ihm die ungeheure Gesundheit und Echtheit. Dank dieses Harrens auf das Hineinwachsen mit seinem Fleisch und Blut in die vom Genie erflogene Denkweise berührt uns Descartes als so außerordentlich gesund. Descartes war weder ein Neuerer noch ein Reaktionär. Er war vielmehr beides, weil er sein Leben in seinen Auftrag hineingelebt hat.

Da es dem Standpunktdenker Descartes so schwer fiel, endgültig vor der Welt seinen Standpunkt einzunehmen, so erleuchtet er uns über die ebenso edle Folgerichtigkeit Nietzsches. Dem Kavalier, aus dem Descartes entsteht, entspricht in Nietzsche als Ausgangspunkt der Philologe. Ihm folgt der Wagner-Apostel, der Kulturkritiker, der Seher, der Tänzer, die Seele ein Saitenspiel, der spielende Sohn des Zeus, Vediovis, rasend weil jung, jung weil rasend, jagen einander in kurzen fünfzehn Jahren. Aber da er seiner Zeit zur Medizin werden möchte, muß er freilich sich selber zu Gift werden. In uns allen ringen Funktionen und Freiheit. Der Kavalier Descartes weicht davor immer wieder zurück, Funktion zu werden; 45 Jahre lang wahrt er sich seine Freiheit. Nietzsche

bezahlt also dafür, daß er seine Jugend zur Funktion, zum Heiltrank hergibt, den Preis, daß er keinen Standpunkt einnehmen darf. Denn was ist seine Funktion? Untadlige Hingabe an das erhaben ernste Spiel des Lebens jenseits bloßer Zwecke oder Kunstwerke. Fällt auch nur ein Tropfen dieses Heiltranks aus dem Becher, berührt dies Verjüngungselixier nicht mehr Neuland, Jugendbereiche, unerschlossene Pfade des Worts, sondern fällt es in Bezirke der Wiederholung, der Involution, der zweiten, alternden Lebenshälfte, so muß sich die Szene aus Auerbachs Keller im Faust wiederholen. Im Faust vergießen die Zecher ein paar Tropfen des göttlichen Zaubertranks und alles steht in Flammen.

Der Gesteinsboden des Alters trat unter der Ackerkrume der Jugend bei Nietzsche in dem Augenblick zuerst hervor, wo sich ihm sein Dogma von der ewigen Wiederkehr als sein eigenes, unmittelbar schon eingetretenes Verhängnis offenbarte. Auf dieses Dogma muß daher noch zurückgegangen werden. Es hat mit der Unernanntheit, der Vaterlosigkeit des Mannes zu tun. Der Unterschied zwischen Heidentum und Christentum ist der Unterschied von Kreis und Kreuz. Die Zeit ist Indern und Griechen ein Zyklus. Alles kommt zurück. Im zweiten Bande werden wir erkennen, daß darin eine ungeheure positive Leistung steckte, und daß ohne die Zyklen auch das Kreuz seinen Sinn verlöre. Aber Nietzsche hat sich naiv zeitlebens auf den offenen Zeitweg unserer Ära für sein eigenes Leben verlassen. Er wollte ja Wende der Zeiten, Heiltrank der Jahrtausende werden. Das ging nur, wenn jenes Neue möglich war, dem erst der Geist der offenen, der letzten zwei Jahrtausende Einlaß gewährt. Nietzsches Seele war ihrer Nach-Christlichkeit, ihrer *Freiheit*, so gewiß, daß sie seinem Geist gestattete, mit dem Kreis, dem Zyklus, der Seelenwanderung und der ewigen Wiederkehr der Vorzeit zu spielen.

Daß dies sein „J'ai vu“, sein „genau so schon gewesen sein“ anfangs ein Spiel war, ergibt sich aus der Geschmacklosigkeit, mit der er sein reinstes Spielgeist-Buch, den Zarathustra, als seinen – „Sohn“ bezeichnet hat. Ja, er nennt sich sogar selber den Vater Zarathustras. Dies geht durch seine ganze Korrespondenz und ist daher nicht eine Entgleisung. Es ist aber pervers. Doch war dies eine erklärliche Zwangsvorstellung. Nämlich gebären, schwanger gehn, Empfängnis – das waren alles von den Künstlern und vor allen Dingen von Bayreuth aufgebrachte Vokabeln für das weibesähnliche Schaffen des Künstlers. Je mehr nun Nietzsche vom Schauspieler fortstrebte, desto weniger durfte er „Mutter“ seiner Erzeugnisse heißen. Vielleicht ist also „der Vater Zarathustras“ so zustande gekommen. Dann ist er entschuldigt, wenigstens ließ der Sohn den Vater frei. Das heißt, eine im Zarathustra proklamierte Lehre band des „Sohnes Zarathustras Vater“ ja nicht. Aber zwei Gefahren waren doch damit verhängnisvoll in Lauf gesetzt.

Diese beiden Gefahren haben zum Zusammenbruch geführt. Die erste mag ein Vergleich erläutern. Goethes wilde Ehe und seine unehelichen Kinder mißfielen dem Hofprediger Herder, und Goethe brach mit ihm, als Herder den

Witz machte: „Deine natürliche Tochter (das mißglückte Theaterstück) ist mir immerhin lieber als Dein natürlicher Sohn.“ Als Nietzsche mit seinem „Sohn Zarathustra“ unaufhörlich um sich warf, da brummte Jakob Burckhardt: „Es wäre mir lieber, er zeugte einen leiblichen Sohn.“ Mit anderen Worten: die Übertragung von weiblichem Schoß auf Künstlertum ist nicht so abscheulich oder so unwahr, wie Vaterschaft verwechselt mit Bücherschreiben. Warum wohl? Weil Vaterschaft ausdrücklich erfolgt; sie ist ja Ernennung und Anerkennung vor aller Öffentlichkeit. Zwischen Mutter und Künstler darf man vergleichen, weil Leib und Artikulation hinreichend verschieden sind. Aber die höhere Potenz der Vaterschaft, des ernstesten Zeus, und das Spielen des kleinen Zeus mit seinen Ammen, den Wärterinnen des Dionysos — die darf man nicht vergleichen. Hier sind Ernst und Spiel im selben Reich des Worts am Werk. Darum darf man sie nicht vermengen.

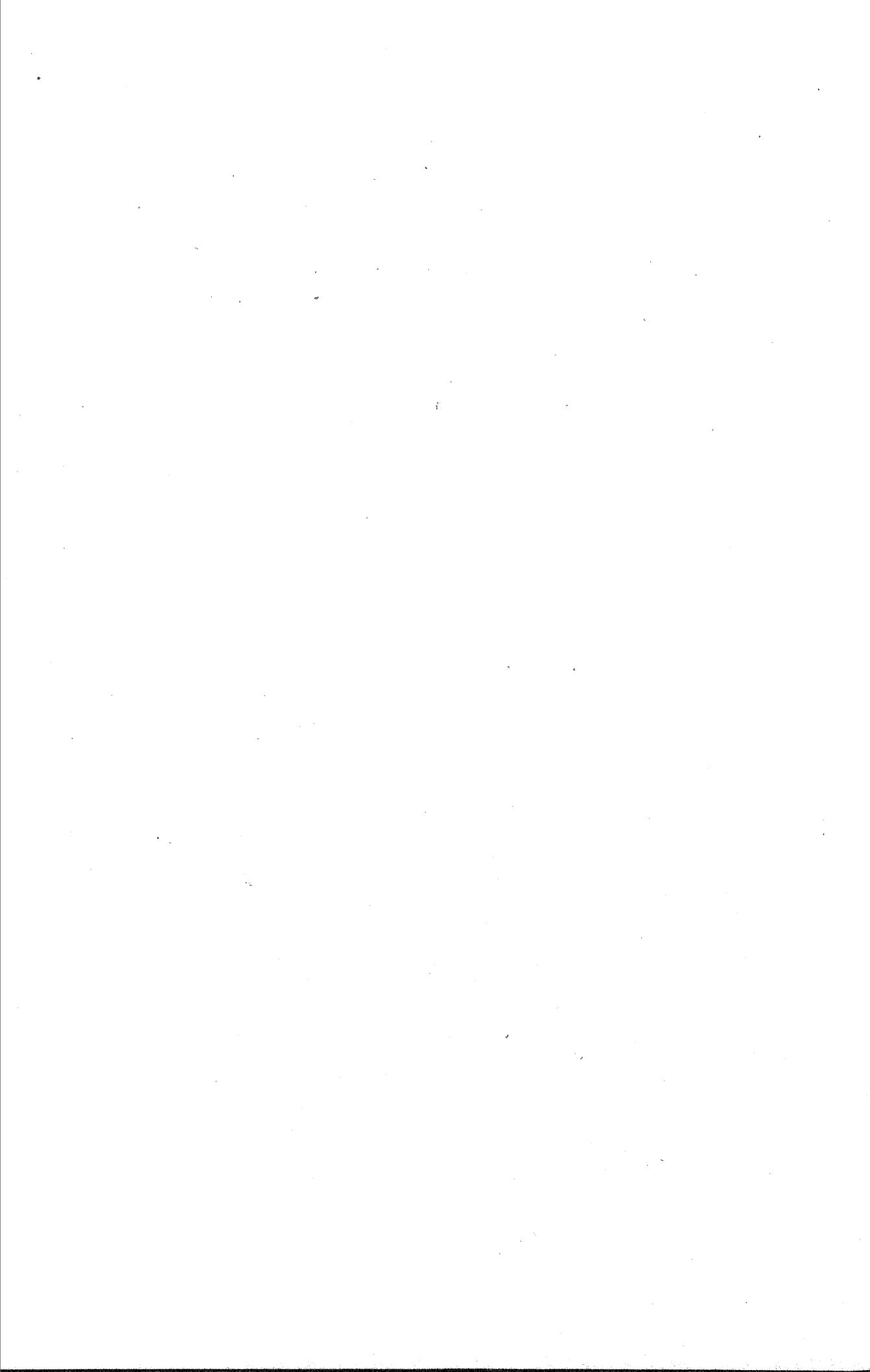
Nun aber waren sie vermengt. Und nun kam sein Geschriebenes und Gedrucktes mit immer wachsender Macht auf Nietzsche zu und zog den Sager selber in den Ring des Gesagten: Beim ersten sind wir frei, beim zweiten sind wir Knechte. Das macht alt, daß unsere eigenen Worte gegen uns aufstehn und uns binden. Und so sollen wir alt werden. Das heißt Religion, „Wie fang' ich nach der Regel an? / Ihr setzt sie selbst und folgt ihr dann.“ An seinen eigenen Räuschen trank sich Nietzsche das Gift, das aus der nach vorn geöffneten Zeit unserer Zeitrechnung ihn in die Kreisläufe der außerchristlichen Zeiten hinauszuberte. Ihn ereilte sein eigenes Wort von der ewigen Wiederkehr. Nietzsche hat seine letzten Botschaften mit „Der Gekreuzigte“ unterschrieben. Und in diesem Augenblick hatte er sich selber vernichtet.

Der junge Nietzsche mußte sein Bruchstück übertreiben: Er als Medikament brauchte die Übertreibung, die Konzentration. Wo ein jeder seinen Standpunkt vertrat und vertritt, da mußte Nietzsche sein Zeitpunkt-denken so ausschließlich leben, daß sich der Standpunkt-mensch auf sein Spielbein zu besinnen gezwungen wurde. Standbein und Spielbein: so haben sich Descartes und Nietzsche in unsere Bildung eingetragen.

Sie sind an das Ende des Todesraumes der Welt und des Spielraums im Innern getreten. Sie weisen daher bereits über die von ihnen geprägte Zeit hinaus, sobald wir sie in ihrem Wechselspiel ernst nehmen. Denn dann bezeugen sie eine Übermacht der Räume, der sich das lebende Geschlecht wird zu entreißen haben.

Beide sind ein-altrige Menschen, weil sie ohne Verfung mit der vorangehenden und der folgenden Generation lebten. Den Räumen verfällt, wer sich in einer, seiner Zeit glaubt, dem Raume gegenüber. Wir sind gezwungen, uns mit anderen Zeitgeistern zu verbünden, um die Räume zu überleben. Mehraltrig werde, wer diesem ersten Bande Glauben schenkt.

Als die Einaltrigen haben wir Buddha und Laotse, Kant und Freud, Descartes und Nietzsche wirken sehen. Die Völker aber leben in der mehraltrigen Fülle, in der Vollzahl der Zeiten.



# REGISTER

- Abraham 222, 224, 295  
 Affen 46  
 Aggregatzustände 266  
 Ägypten 199  
 Aktivum 34, 246  
 Alphabet des Weltgeistes 38, 40  
 Amateure 111  
 Ameisen 46  
 Ameisenstaat 43  
 Amerika 80, 124, 125  
 Amerikaner 204  
 Amt 111, 114  
 d'Annunzio, Gabriele 111, 185, 189, 190  
 Äon, Äonen 166, 308  
 Apostel 291  
 Arbeit 81 ff.  
 Arbeitsteilung 112  
 Arbeitswissenschaft 19  
 Archimedes 290  
 Architektonik 283, 284  
 Aristoteles 145, 228, 231, 267, 268  
 Äschylus 94  
 Aufklärung 197  
 Augustin 81, 150  
 Autorität 91, 102  
  
 Balzac 183  
 Banken 181  
 Bastillesturm 70  
 Baudelaire 111  
 Beeckmann 321, 322  
 Bentham, Jeremias 231, 234  
 Berdjajew 265  
 Bergson 299  
 Berufssoldat 116  
 Berylle 322  
 Bewunderung 115 ff.  
 Bibel 152  
 Bienen 46  
 Bildung 315  
 Bismarck 113, 173, 190, 250, 259  
 Blücher 234  
 Bolschewiki 189  
 Brauch 92  
 Braut 133, 139  
 Bruder 290  
 Buddha 222, 295  
 Buff-Kestner, Lotte 313  
 Bund 247, 264  
 Bundesstaat 188  
 Burckhardt, Jakob 329  
 Burschenschaft 29  
  
 Capella, Martianus 246  
 Carlyle 63  
  
 Cäsar 237  
 Charcot 306  
 Charismatischer Führertyp 44  
 Chinesen 266  
 Christentum 49, 50, 76, 118  
 Christus 174, 197  
 Clémenceau 235  
 Comte, Auguste 37, 44  
 Couvade 192  
 Cromwell 217  
  
 Dante 153, 300  
 Davidstern 124  
 Deklination 198  
 Democracy 124  
 Denken 66  
 Denker 105  
 Descartes 315, 323  
 Deutsch 170  
 Dewey, John 191  
 Dialektik 181, 267  
 Diktatur 189  
 Dilettant 116  
 Dilthey 43  
 Dionysos 275, 326, 329  
 Diotima 160  
 Dipl.-Ing. 173  
 Dogma 179, 180, 192, 193  
 Dostojewskij 96, 228  
 Dove, Alfred 40  
 Drama 199  
 Dreieck 198  
 Dr. Ing. 173  
 Dr. phil. 173  
 Dunkmann 36  
 Dürkheim 36  
  
 Eddington 199, 323  
 Ehe 107, 116, 168, 175, 188, 248  
 Einstein 290, 313  
 Emigrant 172  
 Enfantin 49  
 Epoche 257  
 Eschatologie 286, 299  
 Ernst 67  
 Erörtern 105  
 Erzählen 32  
 Eugenik 203  
 Euklid 198  
 Europa 204  
 Ewigkeit 168, 248, 308  
 Exercir Reglement 77  
 Existentialismus 304  
 Experiment 46  
 Experimentieren 47



- Fahneid 147, 148, 149, 150  
 Fall 110  
 Fara, G. 195  
 Faraday 313  
 Faschismus 236  
 Feier 118  
 Ferrari, Giuseppe 165, 183  
 Feuerländer 169  
 Fichte 101, 277, 280  
 Form 36  
 Fortschritt 115, 117, 126  
 Fourier 45  
 Frage 197  
 Franklin 234  
 Frazer 43  
 Freier 133, 136, 137, 139  
 Freiheitskrieg, nordamerikanischer 45  
 Freiwillige 116  
 Freiwilligkeit 74, 102  
 Freizeit 68, 125  
 Freizeiten 125  
 Freud, Siegmund 275, 303, 304, 305, 306  
 Freudianer 117  
 Fronleichnamsprozession 73  
 Furtwängler 319
- Galenus 53  
 Galilei 290, 322  
 Galsworthy 183  
 Ganzes 116  
 Gapon 70  
 Gardiner, Alan 147, 178  
 Gauguin 326  
 Gebildete 52  
 Gegenseitigkeit 117  
 Gegner 84  
 Geist 56  
 Geistlicher 52  
 Geisteswissenschaften 54  
 Gelübde 147, 148  
 Gemahl 133  
 Gemeinde 264  
 Gemeinschaft 264, 276  
 Generation 253, 256  
 Geometrie 199  
 Geopolitiker 299  
 Geschichte 19, 124, 274, 284  
 Geschichtsphilosophie 37  
 Geschlecht 256  
 Geselligkeit 89, 90  
 Gesellschaft 122, 247, 264  
 Gesetz 102  
 Gesetzgeber 52, 76, 79  
 Gesprächspartner 201  
 Glaber, Radulfus 267  
 Glaube 179, 180, 183, 193, 194, 195  
 Ghandhi, Mahatma 72  
 Gierke 42
- Ginneken 146  
 Goethe 38, 45, 50, 51, 96, 101, 116, 123, 160, 165,  
 183, 195, 196, 204, 209, 225, 227, 246, 249, 250,  
 277, 313, 314, 326, 328  
 Gohde, Hermann 22  
 Goldberg, Oskar 116  
 Gottl 272  
 Grammatik 157, 158, 159, 160, 177, 192, 195, 305,  
 307, 309, 314  
 Gray, Louis H. 178  
 Griechen 103, 179, 266  
 Griechenland 199  
 Grimm, Jakob 22, 170  
 Grünewald, Mathias 126  
 Gruppe 241, 242, 243, 288  
 Guardini, Romano 122, 319  
 de Gusti, Demetre 266
- Hamann 246  
 Harnack, Adolf 315  
 Haushalt der Kräfte 50  
 Hegel 101, 191, 195, 267, 268, 277, 280, 319, 320  
 Heidegger 301  
 Heiligkeit 126  
 Heilsgeschichte 126  
 Heine, Heinrich 101  
 Heinrich II. 280  
 Hellpach, Willy 318  
 Helmont 53  
 Herakleitos von Ephesos 143, 168  
 Hesiod 136  
 Hindenburg 91, 259  
 Historik 40  
 Historismus 279  
 Hitler 101, 170, 174, 197, 259  
 Hochzeit 101  
 Hoffnung 180  
 Hölderlin 160, 277, 326  
 Homer 152, 194, 236, 251, 255, 300  
 Homosexualität 181  
 Horaz 312  
 Horus 198  
 Hörweg 201  
 Huch, Ricarda 111  
 Hugo, Victor 111  
 Huizinga 67  
 v. Humboldt, Alexander 115  
 v. Humboldt Wilhelm 162  
 Hunger 85  
 Huss, Johann 87  
 Huxley, Aldous 22
- James, William 111  
 Japanisch 169  
 Ideale 197  
 Idealisten 194  
 Jeanne d'Arc 134  
 Jesus 51, 148, 184, 222, 224, 288, 295, 311, 318

Individuum 81, 228  
 Inflation 181  
 Interessen 140  
 Inzucht 101  
 Joachimsen 264  
 Isaak 224  
 Isis 198, 199  
 Juden 18  
 Judentum 181  
 Jugendbewegung 136  
 Julian Apostata 194  
 Jung, C. G. 275, 276  
 Jünger, Ernst 238  
 Jüngling 147  
 Jurisprudenz 191  
  
 Kabbalisten 267, 274  
 Kalender 23, 68, 97  
 Kant 57, 200, 228, 269, 276, 281, 300, 302  
 Kapitalismus 180  
 Kaste 212  
 Kategorien 192  
 Keller, Gottfried 223  
 Kierkegaard 153  
 Klasse 181  
 Kleist 86  
 Koch, Richard 153  
 Kommunismus 190  
 Konjugation 198  
 Konkubinat 246  
 Konstantin 280  
 Konstantinopel 204  
 Konzert 105  
 Kopernikus 167, 290  
 Kräfte 64, 84  
 Kredit 180, 181, 182, 195  
 Kreuz der Wirklichkeit 284 ff.  
 Krieg 85  
 Krisis 47, 48, 53  
 Kultur 202, 204  
 Kunst 95, 96, 97, 98, 106  
  
 Laband 234  
 Laotse 222, 224, 295, 311  
 Laplace 288  
 Lasalle, Ferdinand 183  
 v. Lasaulx, Ernst 199  
 Legitimität 277  
 Leibniz 299  
 Lenin 72, 181, 189  
 Leo X. 50  
 Leonardo da Vinci 227, 288  
 Lesseps 45  
 Lessing 196  
 Liberale 178  
 Liebe 180, 182, 183, 189, 194, 195  
 Lincoln, Abraham 113, 173  
 Lindbergh, Charles 160

Lippert 289  
 Liturgie 122, 123  
 Liturgik 302  
 Logik 177, 192, 195  
 Logos 143, 201  
 Lossagung 75  
 Luther 109, 197  
  
 Mächte 31  
 Madelung, Hage 22  
 Maeder, A. 293  
 Magie 44  
 Majestät 160  
 v. Mangoldt-Knopp 268  
 Mann 132  
 Männerbünde 43  
 Marx, Karl 37, 112, 127, 181, 182, 268, 298, 304,  
 305, 319, 320  
 Marxismus 304  
 Marxisten 178  
 Maske 99  
 Massa 81, 84  
 Massa perditionis 82  
 Masse 70, 71, 72, 81, 82, 105  
 Mathematik 20, 198  
 Mathematiker 48  
 Mayr, Ernst 176  
 Medizin 53  
 Mehraltrigkeit 253  
 Meillet 178  
 Mensch 105, 122, 131, 139  
 Mersenne 322  
 Metaphysik 271  
 Methode 192, 193, 283, 323  
 Mikroanthropos 296  
 Mithraskult 275  
 Morgenstern, Christian 160  
 Moses 78, 287, 307  
 Müller-Lyer 44  
 Muße 105, 125  
 Mutter 132, 133  
 Mutterschoß 203  
 Mythos 207, 271  
  
 Nachträglichkeit 309  
 Namen 31, 32, 33, 45, 55, 87, 149, 150, 151, 167,  
 174  
 Namenspotenz 152  
 Nationalismus 190  
 Natur 122, 152, 172, 187, 194, 204, 276, 323  
 Naturrecht 276  
 Naturvölker 43  
 Naturwissenschaften 19, 20, 21, 44, 51, 54, 55  
 Naziideologie 193  
 Nero 107  
 Newman 326  
 Newton 297, 313  
 Nietzsche 83, 160, 212, 275, 277, 279, 304, 305,  
 310, 315, 324

- Nihilismus 294  
 Nordamerika 52  
 Notenschrift 59, 65  
 Novalis 277  
  
 Objekt 106, 287  
 Odysseus 133, 137  
 Oikos 248  
 Ökonomie 298  
 Ökonomik 112, 139  
 Olympische Spiele 123, 286  
 Opfer 101, 179, 254  
 Oppenheimer, Franz 37, 231  
 Organ 42  
 Organiker 43  
 Organisation 75  
 Osiris 198, 199  
 Ostern 127  
 Otto, Rudolf 123  
  
 Pankow 172  
 Parain, Brice 140  
 Parmenides 168, 169, 191, 194, 195, 198, 324  
 Parteiprogramm 43  
 Passivum 274  
 Paulus 74, 82, 185, 318  
 Pazifismus 180  
 Person 305  
 Petrus 210  
 Philo 267  
 Philologie 141  
 Philosoph 79, 108  
 Philosophia prima 117  
 Philosophia secunda 117  
 Philosophie 190, 194, 292, 299  
 Physik 46, 64, 271, 290, 292, 299, 308, 323  
 Physiker 122  
 Pindar 193  
 Pisani, V. 177  
 Planck 233, 313, 319  
 Plato 22, 112, 188, 190, 194, 204, 227  
 Platoniker 189  
 Pleyer 235  
 Politik 19, 46  
 Pommern 193  
 Porena 195  
 Portmann, Adolf 302  
 Präjektivum 34, 200, 287, 305  
 Proklus 324  
 Proletariat 18, 181  
 Prometheus 160  
 Pronomina 167, 177  
 Proust, Marcel 183  
 Prozeß 191  
 Psychoanalyse 304  
 Psychologie 172  
 Psychosomatik 125  
 Puritaner 124  
  
 v. Puttkammer 176  
 Pythagoras 267  
  
 Quaternio terminorum 269, 271  
 Quetelet 211  
  
 Rädelsführer 71  
 Rahmen 89  
 Ranke 277  
 Rasse 101, 190  
 Rassezüchtung 203  
 Rechtswissenschaft 52, 53, 56  
 Reflexivum 34  
 Reichswehr 113  
 Religion 180  
 Respekt 120  
 Restauration 277  
 Res unius aetatis 253  
 Revesz 178  
 Revolution 45, 180, 248  
 Rhythmus 252  
 Riehl 44  
 Rilke 93  
 Ritual 92  
 Ritus 92  
 Romantik 276, 277, 278  
 Roosevelt, Franklin D. 113, 194  
 Roosevelt, Theodor 113  
 Rosenzweig, Franz 20  
 Rostand, Edmond 220  
 Rousseau 160  
  
 Saint-Simon 20, 45, 51, 54, 64, 277  
 Salomon 108, 191  
 Salvation 124  
 Sapir 178  
 Sartre 301  
 Saussure 178  
 Schäffle 42  
 Scham 49, 218  
 Schein 65  
 Schelling 101, 277  
 Schicksal 85, 86, 101  
 Schildenberger 266  
 Schiller 196, 243, 311, 326  
 Schizophrenie 294  
 Schlegel 277  
 Schmalenbach 264, 265, 270, 271  
 Scholastiker 169  
 Schopenhauer 205, 277, 304, 320  
 Schurz, Heinrich 43, 136  
 Selbstmord 211  
 Sexualität 190  
 Sexus 183, 188  
 Shakespeare 70, 94  
 Shaw 231, 254  
 Simmel 20, 36, 54, 63  
 Sippe 75

Smuts, Holismus 124, 268  
 Sokrates 106, 150, 318, 324  
 Solidarität 181, 192, 195  
 Sommer, F. 156  
 Sowjets 80, 182  
 Sowjetunion 175  
 Spanien 311  
 Spengler 174, 265, 274, 312  
 Spezies 176  
 Spiel 65, 126  
 Spielplätze 167  
 Spinoza 299  
 Sprache 22, 30, 31, 32, 158, 182, 187  
 Sprachökonomik 182  
 Staat 18  
 Stachanow 239  
 de Staël, Madame 186  
 Stalin 22, 182, 183, 190, 194, 197  
 Statistik 211  
 v. Stein, Heinrich 324  
 Steinzeit 19  
 Stephanus 224  
 Streik 183  
 Streitgespräch 191  
 Streitrede 190  
 Subjekt 106, 201, 287  
 Syllogismus 197  
 Syntax 190, 198  
  
 Tabu 44  
 Tarde 36  
 Tatsache 192  
 Taufe 192  
 Technik 80, 82, 241  
 Thales 192  
 Theater 100  
 Theologie 19, 52, 299  
 Theorie 29, 30, 31, 42, 105  
 Thomas a Kempis 205  
 Thomas Morus 280  
 Thomas von Aquino 145  
 Thomson, George 178  
 Thronfolger 175  
 Tolstoi 96  
 Tonfall 199  
 Tönnies, Ferdinand 264, 265, 270, 272, 311  
 Toynbee 174  
 Tragödie 199  
 Trajekтивum 34, 200, 287  
 Transsubstantivum 274  
 Treitschke 207  
  
 Troeltsch 277  
 Trotzki 181  
  
 Überraschung 101, 102  
 Uhlenbeck 159  
 Unheil 124, 126  
 Ursache 192, 193  
 Utopie 276, 279  
  
 Valéry, Paul 320  
 Vaterunser 118  
 Vediovis 326, 327  
 Vendryes, J. 140, 141, 143  
 Vertrag 175  
 Verwandtschaftsnamen 147, 150  
 Vierkant 36  
 Vließ 209  
 Vokativ 176  
 Volk 111  
 Voltaire 160  
  
 Wagner, J. J. 37  
 Wagner, Richard 116, 319, 320  
 Wahn 247  
 Wahrheit 187, 189  
 Währung 181  
 Ware Arbeitskraft 179, 180  
 v. Wartenburg, Yorck 104, 317  
 Washington, George 237  
 Weber, Max 20, 37, 43, 125, 219, 264, 277  
 Weininger 296  
 Weisengrün 265, 271  
 Welt 323  
 Weltkriege 45, 53  
 Weltrevolutionär 189  
 Werdmüller 209  
 v. Wiese 36, 42, 231  
 Wilamowitz-Möllendorf 325  
 Wilhelm II. 91, 259  
 Wilson, Woodrow 113  
 Wir 159 ff.  
 Wirklichkeit 32  
 Wirt 139  
 Wirtschaft 139  
 Wir und Uns 160  
 Wundt, Wilhelm 228  
  
 Zachariä 209  
 Zeichnung 199  
 Zeitgeist 204  
 Zukunft 47  
 Zurechnungsfähigkeit 193

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

## Dienst auf dem Planeten

Kurzweil und Langeweile im dritten Jahrtausend

*(Mit Dokumenten zur Geschichte des freiwilligen Friedensdienstes)*

1965. 140 Seiten. Englisch broschiert DM 10,80

„Das Buch gibt kein Rezept, aber es will eine neue innere Haltung lehren. Das Buch will eine Synthese des Menschen mit dem technischen Zeitalter, das die Zeit verkürzt, den Raum weitet, aber die Gruppen zerstört. Es geht um eine neue Ordnung. Das Buch verdient ernst genommen zu werden, denn es ist die Schrift eines Praktikers, der aus tiefstem christlichem Geist denkt und handelt.“

Handelsblatt

## Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen

3. Auflage 1963. XX und 584 Seiten mit 34 Bildern und Karten. Leinen DM 36,—

„Vielfältig strömen Gedanken und leuchten Brennpunkte der geschichtlichen Entwicklung unseres Kontinents auf, werden Ideen und Symbole zu deuten versucht.“

Historisches Jahrbuch

## Das Geheimnis der Universität

Wider den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft

Aufsätze und Reden aus den Jahren 1950 bis 1957

*Herausgegeben und eingeleitet von Georg Müller*

*Mit einem Beitrag von Kurt Ballerstedt: Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys*  
1958. 320 Seiten. Englisch broschiert DM 18,—

„Inhaltlich spannt sich der Bogen von den Lebensfragen der Universität und der Einheit des europäischen Geistes über die Sprache als das Wunder der Wirklichkeit bis zu philosophischen und religiösen Betrachtungen.“

Westdeutsche Allgemeine

W. Kohlhammer Verlag

